Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

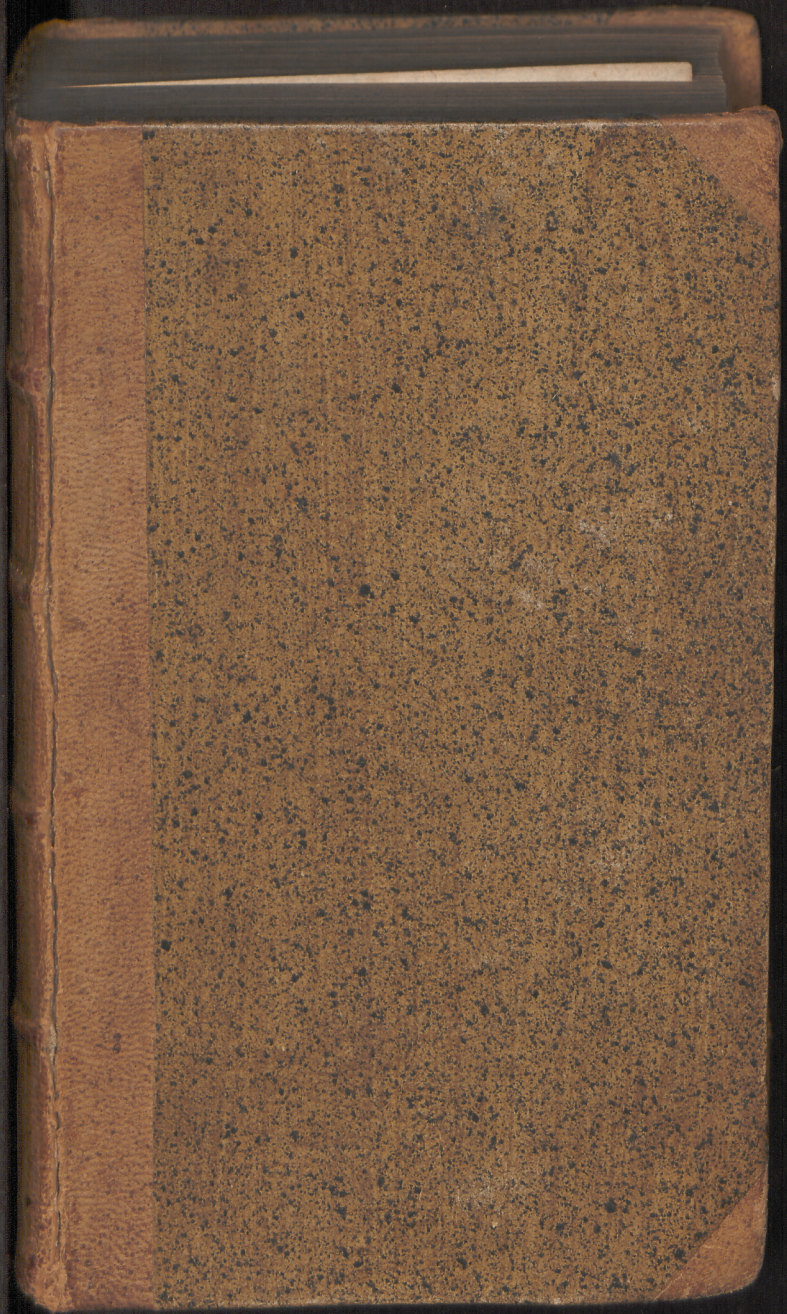
Auswahl der besten zerstreuten prosaischen Aufsäze der Deutschen

13.1791

1791

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0001
DFG

Inf. 416 p
Ub. Inf. 412 p
16. 4.
Bibl: Acad: Rostock:
A. b_3120(7.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024846857/phys_0002
DFG

Auswahl
der
besten zerstreuten
prosaischen Aufsäze
der Deutschen.

Dreyzehnter Band.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1791.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0005
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024846857/phys_0006
DFG

Inhalt.

1. Neujahrsgeschenke einer zärtlichen Mutter für ihre liebenswürdige Tochter Seite 1

2. Das blinde Ehepaar, oder die Gebets-Erhörung, von Schummel = 46

3. Ueber die Aufklärung unsers Jahrhunderts, eine an dem Geburtstag des regierenden Herzogs von Wirtemberg gehaltene Rede von Johann Christoph Schwab 89

4. Die Kunst, Leute zu schröpfen, die noch nicht geboren sind. Eine Lobrede auf die Todtenkassen und Trauerpfennigs-Denk- und Sterbethalergenossenschaften. In einem patriotischen Klub an der Weser, gehalten am 1sten April 1786 von Herrn Rath Becker in Gotha , 109

5. Gerechtigkeit gegen Thiere, von Wilhelm Dietler ; 151

6. Bittschrift des Papiers an die Gelehrten, besonders von deutscher Art und Kunst 211

7. Werth der Philosophie, von Herrn Dr. Dorsch ; 224

8. Ueber die schönen Künste. Fragment eines Schreibens an Herrn K. D. G. 254

Inhalt.

9. Ueber den Werth der Lehre vonder Unsterblichkeit, von Johann Joachim Spalding Seite 264

10. Empfindungen beym ersten Winterfroste 274

11. Ueber Wachsthum und Verfall der Wissenschaften. Ein Fragment 290

12. Was kann die Erziehung dazu beytragen, damit der Mensch in dem Fach, das er sich wählt, vortreflich werde? Vorgelesen in der litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt, am 2ten April 1788 300

13. Die Kunst, die Menschen gut zu finden, von Johann Joachim Spalding 321

14. Ueber den wahren Geist des Patriotismus, eine republikanische Rede, von Isaak Iselin 341

15. Ueber den Enthusiasmus 358

16. Ueber Autorität 384

17. Gedanken über Thätigkeit und Fleiß. 401

1.

Neujahrsgeschenke einer zärtlichen Mutter für ihre liebenswürdige Tochter.

Meine liebe Tochter!

Es würde zu wenig gesagt seyn, wenn ich dir blos Anhänglichkeit für die Tugend und Abscheu gegen das Laster empfehlen wollte. Ich möchte dich gern ganz glücklich wissen; und um dies zu bewirken, sehe ich mich gezwungen, beydes für dein Geschlecht, Alter und Stand genauer zu bestimmen. Es ist nicht genug, Christin allein zu seyn; du wirst auch Gattin, Mutter und Haushälterin werden: drey eben so schwere als wichtige Würden, die du in dieser Welt bekleiden sollst. Alles, was auf diese Pflichten einigen Bezug hat, muß ganz deiner Aufmerksamkeit würdig seyn, und glaube nur nicht, daß

die wenigen Kenntnisse, die ich dir bis in dein sechszehntes Jahr beygebracht habe, hinlänglich seyn, dieselben so zu erfüllen, daß man mit Recht von dir sagen könnte: Sie ist eine gute Christin, eine vernünftige Gattin, eine zärtliche Mutter, eine kluge Haushälterin.

Ich glaube nicht, an deiner Erziehung etwas vernachläßiget zu haben: seit dein seliger Vater todt ist, war mein einziges Sinnen nur dahin gerichtet, deinen Verstand und dein Herz zu bilden; und ich betete in mancher, deinerwegen schlaflosen Nacht zu unserm gemeinschaftlichen Vater, er möchte mich noch die Freude deines Glückes, die süßeste Freude meines noch übrigen kümmerlichen Lebens, kosten lassen. Er scheint, mich erhört zu haben, der liebe gute Allvater, und es ist an dem, daß du vielleicht bald Gattin, — in wenig Jahren Mutter werden sollst. O meine Herzenstochter! höre auf meine Rathschläge! sie kommen aus einem zärtlichen Mutterherzen, und betreffen dein Glück.

Du bist in einem Alter, wo sich die Reize weiblicher Schönheit immer mehr und mehr entwickeln; aber ich bitte dich, laß dir nie den schmeichelhaften Gedanken beykommen, daß sie unwiderstehlich wären. Wer diese Sprache gegen dich führt, der ist gewiß nicht dein Freund: er hält dich für einfältig, gehet offenbar auf eine

strafbare Bethörung aus, und klatscht in Gesellschaft über deine Eitelkeit. Wenn man einem Frauenzimmer wegen ihrer persönlichen Zierde eine Schmeicheley sagt, so kömmt es im Grunde eben so heraus, als wenn ich zu Jemand sagte: „Ach, wie viele Goldstücke besitzen sie nicht! welcher Vorzug an Dukaten, Pistolen und harten Thalern! Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn meine aufrichtige Hochachtung für ihre Kasse mir ihre Gewogenheit verdiente! Gewiß, niemand erkennet diesen Werth besser als ich!“ Beurtheile nach diesem Gleichniß, was auf solche Lobsprüche zu halten ist, und zeige, daß du einen so niedrigen Mann verachten kannst. Ein Frauenzimmer, das gerne Schmeicheleyen über ihre Schönheit hört, läßt sich immer ein Kompliment auf Kosten ihres Verstandes und Herzens sagen, und giebt sich dem flatterhaften Männergeschlechte als eine leere Puppe zur Satyre blos. Wie manches sonst gutes Mädchen, das nicht so glücklich war, eine warnende treue Freundin zu finden, verlor auf diesem Wege Kopf, Herz, Anbeter, und leider manchmal Unschuld zugleich!

Wenn ein Mädchen auf ihre artige Gestalt, welche eine besondere Gabe des Himmels ist, nicht stolz seyn soll; so folgt deswegen nicht dar-

aus, daß man derselben gar nicht pflegen soll. Man muß sie suchen so lange unversehrt zu erhalten, und sich durch Kunst und Fleiß so viel Anstand zu geben, als es möglich ist: Der Schöpfer gab sie unserm Geschlechte nicht umsonst, und sie kann viel dazu helfen, sich die Achtung eines guten Mannes zu erwerben. Nur hüte dich immer, meine Tochter, vor einer übertriebenen Neigung zum Putze. Allzugroße Sorgfalt schadet selbst der Schönheit, denn sie macht steif. Ein Bild, schreibt ein gelehrtes Frauenzimmer in unserm Jahrhunderte, ein Bild, an dem der Rahm mehr werth ist, als das Gemählde selbst, beleidigt das Auge des Kenners, und dieses wird übersehen, wenn jener die ganze Aufmerksamkeit an sich ziehet. Was glaubst du wohl, das sich der ehrliche Mann denkt, der das eitle Mädchen in einem kostbaren und verschwenderischen Anzuge einhertreten sieht? — er wird sich fürchten, mit ihr die Ursache zu einem nahen Banqueroute, zu heyrathen, sich zurückziehen, und, wenns hoch kömmt, die eitle Thörin bemitleiden.

Richte deine Hauptsorge auf das, was den Menschen als Menschen schätzbar macht: auf Herz und Verstand. Was ist ein Mädchen, mit der reizendsten Schönheit, aber ohne Herz, ohne Verstand? — eine Tulpe, derer pracht-

volle Schönheit man eine Weile anstaunt; aber man wirft sie weg, ehe sie welkt; man steckt sie nicht an den Busen, wie das demüthige Veilchen, das sterbend mit seinem Geruche noch erquickt. Dies ist so ein Mädchen; und wenn denn die Zeit kömmt, da ihr der Taumel des Vergnügens selbst nicht mehr gefällt, da die Sinne schweigen und der Vernunft gutwillig das Wort lassen; wenn diese stumm, das Herz kalt, der Kopf leer ist — ach dann wird sie sich selbst zur Last; jedermann flieht vor ihr, und wenn sie noch eitel genug ist, sich in die Gesellschaft zu drängen, so trommelt der ganze muthwillige Haufe in Gedanken auf ihren bretternen Busen, und klappert mit ihren knochigten Fingern.

Noch einmal, meine Tochter, bilde und edle dein Herz und deinen Verstand; dann kannst du sicher darauf rechnen, daß man dir in jenen Tagen, da Runzeln dein Antlitz entstellen, und aller Reiz der Schönheit wird verloschen seyn, noch eben jene unumgränzte Achtung bezeigen wird, wie in den heitern Tagen, da Rosen auf deinen Wangen blühten. Je vernünftiger und vorzüglicher der Mann ist, der sich dir nahet und um deine Liebe wirbt, desto gewisser und einziger sieht er nur auf die Gestalt deiner Seele. Verschönere sie jetzt, wenn du willst, daß dich dein künftiger Gatte in deinem Alter noch eben so

lieben soll, wie er dich in den ersten Tagen seiner Verbindung lieben wird *).

Der erste Schritt zur Bildung deiner Seele ist, daß du dich selber kennen lernest. Frage über alles dein eigen Herz, merke auf die geheimen Regungen desselben, untersuche die Beweggründe, warum du so, und nicht anders handelst; warum dir dies gefällt, und jenes zuwider ist.

Prüfe dich über die Einsichten und Kenntnisse, die du schon hast, und die dir noch mangeln. Stelle oft die so wichtige Frage an dich selbst: Warum bin ich da? was soll ich in der Welt machen? was fodert die Religion — was die Welt von mir? — und siehe dann, ob deine gewöhnliche Gedanken, Neigungen und Thaten dich dem Ziele näher bringen oder davon entfernen. Denn das ist einmal deiner Seele fest eingeprägt, daß ein glückliches und zufriedenes Leben das Ziel ist, das du hier auf Erden erreichen sollst, und daß nur ein

*) Ich kenne eine Dame von vier und siebenzig Jahren, die noch die Bewunderung und Liebe eines ganzen Hofes besitzt, und die flüchtigsten Jünglinge bey sich verweilen sieht, Weisheit von ihren blassen Lippen zu hören. Wie mancher hat ihr seine Besserung zu danken? —

einziger Weg nach diesem Ziele führet, nämlich immer Gutes zu denken, zu wollen und zu thun. Du siehst also, meine liebe Tochter, wie nothwendig es ist, zu wissen, wie man denket, will und handelt, um sich nicht von seinem Ziele zu verirren. Ich rathe dir daher, jeden Abend, ehe du einschläfst, alle die verschiedenen Auftritte des Tages in dein Gedächtniß zurückzurufen, und dich zu erforschen, wie du dich in jedem derselben verhalten hast. Die Freude über das verrichtete Gute wird dich in eine süßere Ruhe wiegen, und der unangenehme Anblick dessen, was noch mangelhaft an dir ist, zu guten Vorsätzen und stärkerer Aufmerksamkeit für den folgenden Tag ermuntern.

Nach erfüllten Religionspflichten scheint mir bey einem Frauenzimmer nichts von größerer Wichtigkeit zu seyn, als die ordentliche Führung einer Wirthschaft mit allen dazu gehörigen weiblichen Arbeiten und Geschäften. Du hast neben mir schon manche Gelegenheit, dich darin zu üben, wenn du mir bey der Besorgung meiner Haushaltung an die Hand gehest, und wirst sie noch mehr haben, wenn du künftig allein meine Stelle vertreten wirst, und ich mir nur die Oberaufsicht vorbehalten werde. Ich will dich aber zuvor nur mit den wichtigsten Grundsätzen dieser Kunst, auf die ein Frauenzimmer stolz seyn soll,

bekannt machen, und diese bestehen hauptsächlich darin:

1.) Seine Ausgabe nach seiner Einnahme und nach seinem Stande einzurichten, ohne sich jemals über die Gränzen eines ehrlichen Wohlstandes durch Gewohnheit und Beyspiel verleiten zu lassen, die die Ueppigkeit nie ermangelt, für dich anzuführen.

2.) Niemals bey Kaufleuten etwas auf Kredit zu nehmen, sondern immer das, was man braucht, sogleich baar zu bezahlen.

3.) Sich gewöhnen, es immer als eine große Ungerechtigkeit anzusehen, Handwerksleute und Bediente auf ihren verdienten Lohn warten zu lassen.

4.) Sich die Rechnungen ordentlich alle Monate zeigen zu lassen, und alle Jahre zu schliessen; überdies sich sehr zu hüten, die Verwaltung der Güter und des Hauses andern Händen anzuvertrauen, die nicht immer eifrig und getreu sind.

5.) In der Einrichtung, die man von den Ausgaben macht, welche immer der Einnahme gemäß seyn müssen, vor allen den Theil, den man für die Armen bestimmt, auszusetzen. Es ist dies keine Gnade, die man ihnen erzeigt, sondern eine Schuld, die man ihnen abträgt.

Dies sind die ersten Hauptgründe der Haushaltungskunst, die ich aus dem Werke eines großen Schriftstellers unserer Nation entlehnt habe. Sie sind aber alleine nicht erklecklich; du mußt alle Theile der Wirthschaft nach möglichen Vortheilen oder Schäden aus eigener Erfahrung kennen lernen, wenn du deine eigene einmal weislich führen sollst. Ich habe wirklich schon so viel Zutrauen auf dich, meine Tochter, daß ich dir von nun an die Besorgung der Haus- und Küchengeschäfte übergebe. Du weißt es zur Genüge, daß eine Arbeit, die man für sich selbst thut, nicht beschimpft, man sey von einem Stande, von welchem man wolle. Häusliche Schürze entehrt kein Frauenzimmer, sagte mir einst eine Dame vom ersten Range, als ich sie in der Küche antraf. Doch empfehle ich dir im voraus die pünktlichste und sorgfältigste Reinlichkeit. Dulde niemals einen Rest von der Küche an deiner Haut und Kleidung, und wirthschafte, ohne Spuren der Wirthschaft an dir bemerken zu lassen. Laß deine Kleider allezeit reinlich, aber nie prächtig oder schmutzig seyn.

Es ist nun der Zeitpunkt herangekommen, wo du mich in verschiedene Gesellschaften mitbegleiten wirst, und du wirst da von manchen Dingen sprechen hören, die du noch nicht verstehest: z. B. von Zeitungsnachrichten, Handlungssa-

chen, Erfindungen, Geräthen der Bequemlichkeit und Pracht. Wenn du sie nicht kennest, so thust du freylich weise und bescheiden, wenn du die Rolle der Schweigenden spielst. Aber das bekömmt nicht allemal deiner Ehrliebe, und ist dem kritischen Beobachter nicht einerley. Er wird wenigstens nicht sehr achtungsvoll von dir urtheilen. Man fodert in unsern Tagen von einem gut erzogenen Frauenzimmer ein bischen mehr, als daß es blos die Küche und den Nähtahm zu regieren weis. Lerne also, da es noch Zeit ist, und dir die Gelegenheit nicht mangelt, das Nothwendigste von der Erdbeschreibung und Geschichte der Natur und des Menschen, und verschaffe dir richtige Begriffe von den Gegenständen, womit sich verschiedene Gewerbe, Künste, Wissenschaften und Stände der Menschen beschäftigen. Eigentliche Lehrstunden zu geben, fühle ich mich zu arm, und wäre auch das nicht, so bist du schon zu groß dazu. Allein es fehlt dir nicht an Gelegenheit, etwas von dieser Art, das du noch nicht weißt, in so weit zu lernen, als es ein Frauenzimmer braucht. Lies gute Bücher, die nicht blos zum Vergnügen, sondern auch zum Unterrichte geschrieben sind, und denke über alles, was du siehst und hörst, fleißig nach. Vorzüglich suche immer zu erforschen, wozu jede Sache gut ist, und wovon und wie die Dinge,

die man zur Erhaltung, zum Vergnügen und zur Zierde des Lebens braucht, gemacht werden. Reichen deine Verstandeskräfte nicht hin, dies alles einzusehen, so schäme dich nicht, den Vernünftigsten von der Gesellschaft um Erklärung der Sachen zu bitten, die du nicht verstehest. Wer sieht die wißbegierigen jungen Frauenzimmer nicht gerne? wer freuet sich nicht, ihnen einen neuen Aufschluß zu geben? Und selbst die Freude macht die Erklärung deutlicher und faßlicher. Aber bey allem, was du lernest, unterlaß niemals zu bedenken, in wie weit es zu deiner künftigen Bestimmung, als Gattin, Mutter und Haushälterin diene, und miß den Fleiß und die Zeit darnach ab, die du darauf verwandtest.

Sprachenkenntniß, sonderbar jene der französischen ist in unsern Tagen dem Frauenzimmer beynahe eben so unentbehrlich, als der Mannsperson. Du sprichst dein Französisches so ziemlich gut; aber es giebt noch manche im gemeinen Leben vorkommende Dinge, die mit Namen aus der lateinischen, italienischen und englischen Sprache benennet werden. Es ist also nothwendig, daß du sie richtig aussprechen lernest, um in Gesellschaften nicht ausgezischt zu werden, und dazu wird ein genaues Ohr erfodert, um nicht zu fehlen. Höre daher allemal

erst von Kennern den rechten Ton und die wahre Bedeutung, ehe du ein fremdes Wort nachsprichst, und frage lieber zweymal, um deiner Sache gewiß zu seyn.

Muttersprache sey immer deine Lieblingssprache; und es verstehet sich von selbst, daß du sie mit möglichem Fleisse rein, genau, richtig und wohlklingend sprechen wirst. Es ist unausstehlich, wenn ein Frauenzimmer in den niedrigen groben Ton des Pöbels verfällt; es ist aber auch eben so unerträglich und lächerlich, wenn es, aus falschem Geschmacke, Ziererey en in ihrer Sprache affektirt, oder gar theatralisch deklamirt. Ich bemerke an unserm Frauenzimmer noch einen dritten Fehler, der nicht minder lächerlich ist, daß sie nämlich immer über das andere oder dritte deutsche Wort ein fremdes einmengen. Auch diesen Fehler suche zu vermeiden. Merke nur immer auf die, denen man den guten richtigen Ton zugestehet, und wende alle Aufmerksamkeit darauf, dich von einigen kauderwelschen Worten loszuschrauben, die dir vielleicht noch vom Gängelbande her ankleben. Ein Fehler dieser Art macht oft verächtlicher in der Gesellschaft, als ein Fehler des Herzens, weil er sich durch keine Leidenschaft entschuldigen läßt, und leicht abgelegt werden könnte; man schließt also daraus gar gerne auf einen unausgebildeten Verstand, auf

eine mangelhafte Erziehung. Wenn dir also die Bemühung, dich des wohlklingendsten, feinsten Ausdruckes zu bedienen, und deine Aussprache nach den besten Mustern zu verbessern, auch nicht geradezu Achtung erwirbt; so bewahret sie dich doch wenigstens vor beissendem Tadel und Spotte. Oefteres Lautlesen, wenn man sich dabey vor Zwang und affektirter Ziererey hütet, verschaft einem Frauenzimmer große Erleichterung in der Ausübung einer reinen Sprache und guten Mundart.

Ich glaube, daß das Lesen nicht nur allein eine angenehme, sondern eine nothwendige Beschäftigung für das Frauenzimmer sey. Das Lesen witziger Bücher, sagt ein berühmter Schriftsteller unsers Jahrhunderts, ist für das schöne Geschlecht ein großes Mittel artiger zu werden; und ich wage es nicht, ihm zu widersprechen, sonderbar, da er bald darauf sagt; nur soll ein Frauenzimmer niemals lesen, um gelehrt zu werden, und spitzfindige Fragen aufzuwerfen, oder beantworten zu können, sondern damit sie ihren Verstand ziere und ihr Herz bessere; denn die schönste Gelehrsamkeit eines Frauenzimmers bestehet in dem Schmucke weiblicher Tugenden. Sey versichert, meine Tochter, bey vernünftigen Leuten hat ein Frauenzimmer, welches eine Haushaltung geschickt führen, Kinder und Bediente

weise regieren, und die Pflichten der Gesellschaft dabey beobachten kann, den Vorzug vor der geistreichsten Schriftstellerin.

Laß dich nie verleiten, tiefsinnig philosophische, oder solche Bücher zu lesen, wo gewöhnlich Religion und Sitten dabey leiden. Voltair's Schriften mögen immerhin in manchem Betracht bey einem Gelehrten ihre Verdienste finden; doch wünschte ich nie, daß du sie zu deinem Lesebuch machtest. Mit der Auswahl der Romane sey eben so heikel, denn unter dem ganzen großen Schwall derselben sind nur sehr wenige, die ein Frauenzimmer von deinem Alter ohne augenscheinliche Gefahr lesen kann. Manches Mädchen hat schon ihre verlohrne Ehre dieser Art Bücher zu verdanken: sie zaubern in das Herz eines unschuldigen Frauenzimmers auf eine unmerkliche Art ein gewisses Feuer, das nicht so leicht mehr zu ersticken ist; und je unschuldiger ihre täuschenden Unterhaltungen scheinen, desto durchdringender ist ihr Gift, und desto weniger widerstehet das Herz der Macht ihrer Reize. Sie verderben den Verstand, schmeicheln dem Irrthume, und geben ihm die tödtlichen Waffen, die Keuschheit und Reinigkeit des Herzens damit zu bestreiten. Ich kenne mehrere Romanleserinnen, aber ich kenne keine aus ihnen, die nicht eine Schwärmerin wäre.

Deine Handschrift ist ganz artig, und ich rathe dir, sie nie zu vernachläßigen. So wenig ich will, daß du eine Gelehrte werden sollst; so sehr wünschte ich doch, daß du zuweilen deine eigene Gedanken über allerley Gegenstände der Natur, der menschlichen Gesellschaft und der Religion schriftlich aufsetztest. Man kann sich kein leichteres Mittel verschaffen, ohne sonderliche Mühe verständiger zu werden, als dieses ist; und ich wollte, du beschenktest mich wöchentlich mit einem solchen Aufsatze. Einen zärtlichen Mutterkuß gäb' ich dir allemal zum Lohne.

Vergiß deiner auswärtigen Freundinnen nie, und unterhalte mit ihnen einen fleißigen Briefwechsel. Wenn junge Frauenzimmer einander in Briefen nicht blos mit kahlen Komplimenten, Stadtneuigkeiten oder Tändeleyen abspeiseten; sondern sich über ihre eigene wichtigere Angelegenheiten, über den Fortgang der Bildung des Geistes und des Herzens, über menschliche Karaktere, Handlungen und Schicksale besprächen; wenn sie einander ihre auf Spaziergängen, in Gesellschaften, oder sonst gemachte Beobachtungen mittheilten, und sich auf die in der Welt hervorleuchtende Spuren einer weisen Vorsehung aufmerksam machten, die alles zum Besten lenket; würden nicht Verstand und Herz, und Anmuth zugleich durch einen solchen ver-

künftigen Briefwechsel gewinnen? — Suche dir eine solche Gelegenheit, meine Tochter, und sollte es auch mit einer rechtschaffenen Mannsperson seyn, wenn du mich nur immer zu deiner Vertrauten behältst, damit ich dir die feine Gränzlinie zeige, wo die Vertraulichkeit und die Tugend selbst ins Schlüpfrige übergehet.

Du wirst in den größern Gesellschaften mancherley Gutes hören, das dir zu deiner Ausbildung nothwendig und nützlich ist, und deinen Umgang mit Menschen angenehmer machen wird. Aber es wird auch allerley mit vorkommen, das für deine Sitten, Denkungsart und Unschuld verderblich seyn könnte. O hüte dich, mein Kind, dich von so einem bösartigen Winde hinreißen zu lassen. Prüfe die Urtheile und Grundsätze der Gesellschaft, und unterscheide Leute von Geschmack, guter Lebensart und Kenntniß von jenen, die es nur aus Nachäffung oder dummstolzer Einbildung sind, und sich erfrechen, im untrüglichen Tone über Lebensart und Sitten zu sprechen. Das Laster schlich ehemals, und zum Theile noch, unter der Larve einer liebenswürdigen Scherzhaftigkeit, der nichts zu heilig ist, in Gesellschaften herum, gab sich wohl gar das Ansehen von Philosophie des Lebens, und tödtete so die Unschuld des Herzens. Es ist aber leider

in

in unsern Tagen schon so weit gekommen, daß die Dame in manchen Gesellschaften keine menagemens mehr beobachtet, um sich nicht en spectacle zu geben: man gehet auf dem geraden Wege der Zügellosigkeit einher, und wirft mit Spöttereyen und Zotten ungehindert um sich. Fliehe diese Gesellschaften; wenn es aber Zeit, Stand und Umstände nicht zulassen, widerstehe also gleich dem ersten Eindrucke auf deinen Geschmack, und noch mehr dem ersten Reize zur Nachahmung. Vergißest du dich einmal, so ist zum zweytenmal der Widerstand schon nicht mehr fest und sicher, und du geräthst immer tiefer in die Gefahr, verdorben zu werden.

Brauche auch nicht jeden Ausdruck nach, den man für witzig hält, da man sich jetzt unter dem Scheine der Natürlichkeit die ärgsten Unflätereyen erlaubt; ist er gemein, pöbelhaft oder schlüpfrig, so reißt er dich leicht zu gleicher Denkungsart hin; denn die Art des Ausdruckes hat nur einen gar zu großen Einfluß aufs Herz. Wenigstens hat der Zuseher kein anders Mittel, unser Inneres zu beurtheilen, als durch das Aeussere, und verdammt uns mit Recht, wenn wir in diesem die Gestalt des Lasters annehmen. Man muß nicht nur allein Jungfer seyn, sagt

ein Engländer, man muß es auch vor aller Welt Augen scheinen.

Es erhebt sich seit einigen Jahren aus Werthers Grabe über unsere lesende Welt so ein leidiger Dunst der Empfindeley, daß er bald bey unserer Jugend alle Munterkeit erstickt, und noch die traurigsten Folgen zurücklassen wird. Ich kenne Mädchen von funfzehn Jahren, die stundenlange Unterredungen mit dem stummen Monde halten, ihn zum Vertrauten ihres Herzens machen, und ihm alle ihre Leiden auf eine wahrhaft schwärmerische Art klagen. Ich weiß nicht, ob solche Geschöpfe nicht mehr zu bedauern, als zu belachen sind. Folge ihrem Beyspiele nicht: ich will die Vertraute deines Kummers seyn, wenn dich welcher drückt, und ich werde ihm gewiß eher steuern, als der liebe unempfindsame Mond. Ich bin stolz auf das Kompliment, das mir neulich unser alte Rittmeister deinerwegen machte: Madame, sagte er, und drückte mir die Hand biedermännisch: Ihre Tochter hat keine Werther — keine Siegwartsseele; ist ein braves Mädchen. — Erhalte mir und dir selbst diesen Ruhm bey dem ehrlichsten Manne auf der weiten Gotteswelt.

Mache niemals die Stumme, wenns auf ein Spielchen oder gesellschaftlichen Scherz ankömmt; gezwungene Sprödigkeit beleidigt. Ein anstän-

biger Scherz und ungesuchte Naivetät empfiehlt ein junges Frauenzimmer ungemein. Das steife Wesen im Umgange, wie auf dem Papier, erweckt besondere nicht vortheilhafte Meynungen; es gefällt wenigst nicht. Die Hauptsache ist, daß dein Herz von einer reinen Liebe des Guten durchdrungen sey; diese wird sodann aus allem, was du sagst und thust, hervorleuchten, und wenn sie mit einiger Klugheit geleitet wird, dir wahre Ehrerbietung verschaffen, den Muthwilligen durch Hochachtung im Zaume halten, und den Niederträchtigen aus deiner Gegenwart verscheuchen.

Es ist Pflicht, der Gesellschaft so viel Vergnügen zu machen, als man kann. Gieb daher sorgfältig auf alle Reden und Mienen Achtung, um jedem, der dich anredet, mit einer befriedigenden Antwort zuvorzukommen. Widersprich niemanden in Kleinigkeit, denn der Character der Widersprecherin ist in einer Gesellschaft sehr unangenehm; mußt du aber widersprechen, so setze durch mancherley Fragen und Anmerkungen deinen Gegner in einen solchen Stand, daß er die Unrichtigkeit seiner Behauptung selbst einsiehet und verbessert, ohne von den Uebrigen beschämt zu werden. Wird das Gespräch lebhaft von andern geführt, so beweise eine blos

leidende bejahende Aufmerksamkeit, und laß ihnen das Vorwort. Fängt es aber an, matt zu werden, so ergreife den Faden, und leite ihn, so gut du kannst, zu jedermanns Zufriedenheit. Eröfne dann die Schätze der Weisheit und Kenntnisse, die du dir nach und nach gesammelt hast; aber nie in einem belehrenden, oder gar rechthaberischen und zudringlichen Tone, denn solche Frauenzimmer verachtet man, und niemand horcht gerne einer Orakelspeyerin zu. Suche immer dann das Wort zu ergreifen, wenn Sachen aufs Tapet kommen, die im geringsten gegen die Sitten und den Charakter eines guten Herzens streiten, nicht um Jemanden Vorwürfe zu machen, sondern das Gespräche unvermerkt auf andere Gegenstände zu lenken. Je mehr man weiß, und je weniger man sich Ansehen giebt, etwas zu wissen, desto mehr Gewicht wird die Stimme in der Gesellschaft haben, und desto willkommner ist man.

Vor einem Laster kann ich dich nicht sorgfältig genug warnen, um so mehr, da es leider mit zum Modeton gehört, obwohl seine Wirkungen schlimmer sind, als jene des Feuers, und seine Bisse tödtender, als jene der giftigsten Schlange; — ich meyne, die Verläumdung. Es schleicht sich oft unvermerkt in das beste Herz ein, wenn es an Gegenständen zur Unterredung

ehlt, und das schlimmste dabey ist, daß man oft verläumdet, ohne es zu wissen. Gewöhne dich daran, immer das Gute, das dir von Leuten bekannt ist, die man dem gesellschaftlichen Tadel preis giebt, zu erzählen, und die Fehler zu entschuldigen, die du nicht vertheidigen kannst. Dies ist das bewährteste Mittel, sich gegen dieses abscheuliche Unding zu verwahren. Schreyet aber die Stimme der Bosheit so laut, daß du nicht gehöret wirst; so gieb wenigst in deinen Gedanken der verfolgten Unschuld eine Freystatt, und schreye nicht mit.

Ich traue dir zu viel Bescheidenheit zu, als daß es mir einfallen sollte, du würdest jemals Rangstreit suchen. Es wäre albern, wenn du es als etwas wichtiges ansehen solltest, den wievielten Platz man dir anweise. Ich will mich über diesen Punkt gar nicht aufhalten; ich hoffe, daß dich Gott vor einer solchen Dummheit jederzeit bewahren werde. Suche gewöhnlich allemal die Letzte zu seyn, doch immer ohne Zwang, ohne Geziere; nur als natürlich und ohne Ansprüche.

Nun komme ich auf den mißlichsten Punkt, der angefangen hat, dir eine ganz andere Welt zu zeigen, als du vorhin sahest, ich meyne die Liebe, die ein junges Mädchen zu einem rechtschaffenen Manne empfindet. Werde nicht roth

bey diesem Worte, mein Kind! Liebe ist der Weg des Glückes; sie wird aber auch der Weg des Unglückes und des Jammers, wenn sie blind und thöricht ist. Lieben ist keine Sünde; es ist ein Gefühl, das der allgütige Schöpfer in unser Herz gepflanzt, und ohne welches die schöne Gotteswelt bald öde seyn würde; nur muß es auf eine weise Art geleitet werden. Ich will dir meine Gesinnungen darüber sagen; denn selbst mein Beruf fodert mich dazu auf, da ich deine Mutter bin.

Ein Mädchen von deinen Jahren, wenn sie nur mittelmäßig aussieht und einige Lebensart besitzt, wird von einem Haufen junger Mannsleute umflattert, die ihr schöne Sächelchen vorplaudern, sie einer gänzlichen Ergebenheit versichern, über helle Flammen in ihrem Herzen klagen, und aus Liebe zu ihren Füßen ihre Seele ausschmachten wollen, zumal wenn sie einige Tausende im Vermögen hat. Ein großer Theil dieser schmachtenden Herrchen sind Zieraffen, die von einem Mädchen zum andern hüpfen, und eben dieselbe Lection wiederholen, als ob sie's auswendig gelernt hätten, nicht anders, als wie die Schmetterlinge, welche in einer Stunde von der Rose zur Nelke, vom Veilchen zur Lilie, vom Ranunkel zur Tulpe, und von dieser zu noch einem Dutzend anderer Blumen flattern, oh-

ne sich bey einer festzusetzen. Mit diesen hats nicht viel zu sagen. Aber manche darunter sind Betrüger, Wölfe in Schafspelzen, schändliche Verführer der unerfahrnen Unschuld. Verachtung sey das erste, was du sie sollst fühlen lassen, und dann stoß sie mit Abscheu von dir, so bald du ihre verrätherischen Absichten entdeckest. Du kannst in diesem Falle deswegen nie zu strenge und zu ernsthaft mit ihnen seyn, weil leider der Glaube an die Tugend unseres Geschlechtes bey dem männlichen immer mehr abnimmt, und der Unwille der beleidigten Unschuld oft für eine verstellte Anlockung genommen wird. Unter diese gefährliche Feinde kannst du alle diejenigen rechnen, die dich mit ihrer schmachtenden Liebe verfolgen, und doch wegen ihres Ranges oder wegen anderen Verbindungen nicht im Stande sind, dich zu ehelichen. In Absicht auf deine Unschuld mußt du die feinste Delikatesse beobachten, denn die geringste Vertraulichkeit mit Leuten von einem solchen Schlage erweckt Argwohn, und Argwohn ist für ein Mädchen schon Beschimpfung.

Indessen verzweifle nicht; sey gutes Muthes, meine Tochter! so ungeheuer groß auch immer der Haufe von Flüchtlingen und Schurken ist, die dem unschuldigen Mädchen Liebe vorheucheln, und den Dolch mit Blumen schmücken,

um sie desto unvermerkter zu morden, so findet sich doch noch immer ein oder der andere edle Jüngling, dessen Herz unverdorben, der deiner Gegenliebe würdig ist, und Absichten eines rechtschaffenen Mannes auf dich haben kann. Du kannst — und darfst nur Einen lieben; beobachte also gegen alle Mannespersonen, die deine Achtung verdienen, ein gleichförmiges, freundliches und höfliches Betragen; keinen Vorzug, keine Vertraulichkeiten, keine Geheimnisse.

Dein Herz ist gut, ich bin dessen versichert; es wird leicht von allem, was schön, gut und edel ist, gerühret; ich weiß es, daß auch der Anblick eines Leidenden deinem Auge oft unwillkührliche Thränen auspresset; und jeder gutdenkende, unverdorbene Jüngling wird bey ähnlichen Vorfällen immer ähnliche Empfindungen äußern, wie du. Diese Uebereinstimmung, diese heimliche Sympathie knüpft die Herzen oft schneller und fester zusammen, als man dachte, oder nur vermuthen konnte; und dann thut es wehe, wenn man so ein Band wieder zerreissen muß.

Des Mannes Charakter ist gewöhnlich fester, als der unsrige; die Eindrücke sind bey ihm stärker und anhaltender, und dringen desto tiefer ein, je mehr Vortreflichkeit und Tugend das

Herz besitzt, das sich dem süssen Gifte der Leidenschaft eröfnet. Sey daher vorsichtig, meine Tochter, selbst aus gutem Herzen vorsichtig, daß du nicht die Ruhe und das Glück eines guten Menschen störest. Ein Blick, ein Fächerschlag, ein Händedruck, eine bejahende Miene, wie viel vermögen diese nicht auf das Herz des jungen feuerigen Mannes? — und durch diese könntest du einen Unglücklichen machen, die Zernichterin einer langen Zufriedenheit werden. Laß Vernunft siegen, meine Tochter, und erlaube deinen Händen und Augen nie mehr zu sagen, als du sagen willst, und ohne Gefahr sagen kannst.

Sollte sich aber doch bey einem Edlen Liebe entspinnen, den du nicht Willens bist, mit deiner Gegenliebe zu begünstigen — o Kind, so sey Christin. Dies Wort will viel sagen. Menschenliebe ist die erste, heiligste Pflicht des Christenthumes; denke an sie, die die Ruhe eines jeden suchet, an die göttliche Güte, die keinem Geschöpfe wehe thut, keines reizet, elend zu werden, und ahme ihr nach. Es ist Schlangenbosheit, zu schmeicheln, und doch zu verwunden. Du siehst, meine Tochter, deine Mutter wird ernsthaft, und beynahe bitter, oder wer soll wohl über diese Eitelkeit unsers Geschlechtes nicht in einen heiligen Eifer gerathen? sie ist kindisch,

sündlich, wider Vernunft und wider christliche Tugend. Welch ein Ruhm kann es wohl seyn, Menschen geplagt und bekümmert zu haben? — O liebe Tochter! denke deswegen an Gott und dein Gewissen. Du hast ja Religion. Gewöhne dich lieber bald zu einer Liebe; eine reine, von allen Intriquen befreyte Liebe ist nichts Böses; nur eine ausschweifende Afterliebe und die närrische Eitelkeit, mehrere Verehrer haben zu wollen, und sie in Hofnung zu lassen, macht viele von uns unglücklich. Sie schmeicheln wechselsweise um den Vorzug, und verderben damit dein Herz, und endlich geräth deine Tugend selbst, ohne daß du es merkst, aufs Schlüpfrige. Das Laster ist dann nicht fern; und unterdessen tritt vielleicht eben derjenige, mit dem du glücklich gewesen wärest, zurück; denn eben der, welcher redliche, ernsthafte Absichten hatte, will keiner fruchtlosen Leidenschaft gestatten, in seinem Herzen tief zu wurzeln; er will nicht durch einen Schwarm dringen; er will hervorgezogen werden; er will, daß, wie er bereit ist dir alle andere aufzuopfern, auch ihm alle andere Jünglinge aufgeopfert werden. Du darfst hernach nicht das Schicksal anklagen, du mußt dir selbst die Schuld beymessen, wenn du vielleicht demjenigen überlassen wirst, dem du blos aus Phantasie und Eitelkeit geschmeichelt hast, oder wenn

du gar, mitten in einem Schwarme von Liebhabern, ohne Gatten veralten mußt.

Der Liebhaber verdient den Vorzug, der am wenigsten deiner äußerlichen Reize, aber desto mehr deines Herzens gedenkt, und mit beytragen will, dich endlich zu dem auszubilden, was deine Anlagen versprechen. Dieser, meine Tochter, nur dieser, sonst keiner meint's redlich mit dir. Hast du ihn einmal gewiß gefunden, dann weihe ihm auch dein Herz ganz, und richte all dein Bestreben dahin, seine Gesinnungen mit Liebe, Tugend und Liebenswürdigkeit zu bekrönen. Betrag dich gleich anfangs gegen deine übrigen Verehrer so, daß sie keine Hofnung auf deine Gegenempfindung setzen. Wir müssen deswegen nicht beleidigen, sondern wir können mit der größten Freundlichkeit doch Kälte und Gleichgültigkeit verbinden, wenn wir auf uns Acht geben. Oft ist es auch gut, merken zu lassen, daß wir nicht mehr frey sind.

Wie leicht wird mir ums Herz, wenn ich denke, daß du all diesen Gefahren, mit geringer Mühe entgehen wirst, da sich dir schon so frühezeitig eine gute Aussicht für deine Zukunft eröfnet, und wie oft danke ich meinem lieben Gott dafür! Du bist glücklich, meine Tochter, vielleicht glücklicher, als viele deiner Gespielinnen. Du bist noch so jung, und hast den Mann

schon gefunden, dem du angehörst. Ich wünsche dir Glück, mein Kind, wünsche dir aber auch, behutsam zu seyn, um diese schöne Aussicht nicht zu deinem Schaden zu verlieren. Ach, wie viel hast du zu beobachten! Es ist zur Erhaltung der Liebe nicht genug, überhaupt gut zu seyn — denn dies schreibt sich jedes Mädchen zu; sondern du mußt es nach dem besondern Sinne und Geschmack des künftigen Gatten seyn und werden: die mit einander leben sollen, müssen auch für einander passen. Da du ihn nun schon kennest, so kannst du leicht zum voraus wissen, was du zur Befriedigung der ganz eigenthümlichen Bedürfnisse deines Verstandes und Herzens nöthig haben wirst. Es ist doch wohl unsere Pflicht, den Gatten für seine Mühe, die er für unsere Ehre, Wohlfahrt und Zufriedenheit verwendet, zu belohnen. Ich kann mich nicht enthalten, dir hier eine Stelle aufzuschreiben, die ich vor wenig Tagen in einer moralischen Schrift über unser Geschlecht mit Vergnügen las. Hier ist sie:

„Der Mann und die Frau sind für einander geschaffen. Beyde sollen sich einander gefallen. Dies ist die Absicht der Natur und der Entzweck des gesellschaftlichen Lebens. Denn wie kann man glücklich mit einander leben, wenn sich eins mit dem andern nicht vertra-

gen kann? Indessen hat man doch mit Recht angemerket, daß der Mann viel eher ohne die Frau, als die Frau ohne den Mann leben könne. In allen Vorfällen des Lebens empfängt die Frau das Nothwendige von dem Manne, und der Mann höchstens nur das Nützliche und Angenehme von der Frau. Auch die Begierde zu gefallen ist bey weitem nicht so stark in dem Manne, als in der Frau; diese Ungleichheit ist in der Vernunft gegründet. Der Mann vernachläßiget die Sorge zu gefallen, und kann sie ungestraft vernachläßigen, weil er sich auf die Schwäche, auf die Wünsche und Bedürfnisse der Frau verläßt. Die Frau, die nicht eben dahin ihre Zuflucht nehmen kann, muß alle Mühe anwenden, um dem Manne zu gefallen, auf dessen Hochachtung und Liebe alle ihre Hofnungen in dem gesellschaftlichen Leben gegründet sind."

„Das Mädchen, das zu gefallen sucht, folgt also einem natürlichen Triebe, einer geselligen Eigenschaft, die man nicht genug ausbilden kann, in soferne man ihr eine gute Richtung giebt. In welcher Absicht sollen aber die Frauenzimmer zu gefallen suchen? — in der Absicht, die Liebe, die Hochachtung, und die Wohlgewogenheit der Mannspersonen zu verdienen?

Und welcher Mannspersonen? des rechtschaffenen, des tugendhaften Mannes, des Mannes von Verdiensten. Diese wenigen Worte enthalten einen großen Schatz kostbarer Wahrheiten. Die Herrschaft des Mannes ist auf die Stärke, und die Herrschaft der Frau auf die Kunst zu gefallen gegründet. Die Stärke ward dem Manne gegeben, damit er der Beschützer der Frau sey; die Kunst zu gefallen ward dieser gegeben, damit sie des Mannes Gesellschafterin, Freundin, Trösterin sey, damit ihre Sorgfalt, ihre Zärtlichkeit und Liebe ihm das Leben angenehm mache.“

„Konnte der Urheber der Natur seinen Willen besser zu erkennen geben, als dadurch, daß er der Frau alles gab, was nöthig war, um ihrem Manne zu gefallen, und diesem alles, was nöthig war, um seine Frau zu beschützen? Sie hat die Annehmlichkeiten des Körpers und des Geistes, einen gewissen Reiz, der sich über ihre ganze Person ausbreitet, und dem man nicht widerstehen kann, eine Geschmeidigkeit des Geistes, um sich in alles zu schicken, und alles zu überwinden. Er hat die Stärke des Körpers und des Geistes, den Geist der Empfindung und das Vermögen der Ausführung zu seinem Antheil erhalten. Man höre also auf, die Austheilung der ver-

schiedenen Bestimmungen, welche beyden Geschlechtern in dem gesellschaftlichen Leben angewiesen sind, als eine ungerechte Anmessung des Stärkern über den Schwächern zu betrachten. — Wenn beyde Geschlechte an Stärke sich gleich gewesen wären: wie hätte sich das Gleichgewicht aufheben können? Man muß ganz nothwendig erkennen, daß, vom Anfange her, die Stärke auf der einen, und die Schwäche auf der andern Seite war; daß die Schwäche eines Schutzes nöthig hatte, und die Gabe zu gefallen, ihr zuerkannt wurde, um diesen Schutz zu erhalten; daß die Stärke hingegen aus einem natürlichen Triebe das Glück suchte, und daß dieses Glück die Frucht des Schutzes war, den sie der Schwäche zusagte."

Du siehst also, wie sehr es der Bestimmung einer Gattin gemäß ist, sich ihrem Gemahl gefällig zu machen. Wie ist aber dieses möglich, wenn es nicht auf eine Art geschieht, die der Denkungsart und den Gesinnungen desselben gleich kömmt? Je mehr Kenntniß und Wissenschaft der Gatte hat, desto mehr Verstand, Einsicht und Klugheit wird von der Frau gefodert, um ihn glücklich und sein Glück genießbar zu machen. Kann er sich für geliebt und glücklich halten, wenn deine Bemühungen um ihn nicht

nach seinem Geschmacke sind? Ist es dir also daran gelegen ihn zu besitzen, wie ich es so sehnlich wünsche, so spare keine Mühe, seinen Geschmack ausfindig zu machen, damit du demselben manchmal zuvorkommen, und ihn mit Freude überraschen könnest. Du wirst mir für diesen wohlmeinenden Rath einst Dank wissen, meine Tochter!

Laß dir nie den thörichten Gedanken beykommen, die Beherrscherin deines Mannes zu werden, und sey zufrieden, durch Bitten und Zuvorkommen etwas zu thun. Merke dir diese eben so wahre, als schön gesagte Sentenze des Dichters: Die Laune des Mädchens ist Grazie; die Laune der Frau das Skelet dieser Grazie. Hüte dich also eben so sehr vor Launen, als vor dem Herrschergeist: die oft Launen hat, wird ihrem Manne zur Last, und eine Frau, die mehr fodert, als ihr zustehet, würdiget sich herab, wie der Mann, der sichs gefallen läßt.

Bist du so glücklich, den Mann einmal gefunden zu haben, der deiner Gegenliebe, deiner Zärtlichkeit würdig ist, und mit dessen Herze das deinige ganz simpathisiret, o so spiel nicht lange die Rolle des spröden Mädchens. Es wäre freylich nicht rathsam, gleich das erste oder zweymal mit dem zärtlichen Tauber als ein eben so

zärt-

zärtliches Täubchen mitzugirren: doch mußt du ihn auch nicht vergeblich girren lassen, wenn du einmal von der Redlichkeit seiner Gesinnungen und der Reinigkeit seiner Absichten überzeuget bist; es liegt dir sehr viel daran, seine Liebe zu erhalten und sie zu versüssen. Verwirf, wenn du sie je von deinen Gespielinnen gehört haben solltest, die liebekränkelnde Grille, alle Bemühungen des Liebhabers, gegen den man nicht mehr unempfindlich ist, nur mit scheinbarer Kälte abzunehmen, und sie mit nichts, oder gar mit einer schmerzenden Gleichgültigkeit zu erwiedern. So ein Betragen schickt sich für kein rechtschaffenes deutsches Mädchen; es gränzt an Koketterie, und ist gewöhnlich von traurigen Folgen. Der Ausguß des Herzens, welchen der Liebhaber vergebens verschwendet sieht, gebiehrt traurige Bitterkeit, und schlägt die Hofnung darnieder, jemals mit dir glücklich zu seyn. Er wird mißmüthig, und du würdest am Ende selbst dadurch gepeiniget, wenn du für Erkältung der Liebe hieltst, was Verdruß ist, aber gar leicht jenes werden kann. Glaube mir, meine Tochter, schon manche Thörin, die keine Gefahr dabey vermuthete, ihren Liebhaber vergeblich zu quälen, oder die die Warnung davor aus Eitelkeit auf ihre Reize nicht glauben wollte, brachte

sich dadurch Verachtung zuwege, und wurde verlassen.

Du mußt deinem künftigen Gatten alles seyn, und alles zu seyn suchen. Ohne dich muß ihm keine Freude des Lebens schmecken, und leidet er einen Verlust, — er muß bey dir den Verlust vergessen und verachten können, sonst seyd ihr beyde unglücklich. Es ist traurig und oft verzweiflungsvoll, in einer unzertrennlichen Ehe leben, und sich nicht alles in allem zu seyn. Vor der Verbindung werden die leeren Augenblicke, Stunden und Tage mit den süssen Ahndungen ausgefüllt, die sich das Herz mit der Gewährung des höchsten Wunsches macht. Indessen flieht die Zeit vorüber, und kaum ist die Hochzeit gehalten, so gehet auch der erste Taumel des Vergnügens mit ihr vorüber: die Flittern fallen endlich herab, und ihr werdet euch bald zur Last und Plage, wenn ihr euch nicht fest an einander geschlungen habt, wenn du nicht zuvor die Launen deines Liebhabers kennen, tragen und mildern gelernt hast. Gesetzt auch, die Braut sey königlich schön vor der Hochzeit: aber wie wird es nachher um sie stehen, wenn sie keinen andern Reiz als Haut und Farbe hat? werden diese in der Nachthaube und am Morgen wohl eben so schimmern, als im geputzten Anzuge? — Ein zum Ehemanne umgeschaffener

Liebhaber müßte doch sehr blind seyn, wenn er den Unterschied nicht ebenfalls bemerken sollte.

Oder erwartest du vielleicht, daß die Liebe eben so brünstig, eben so glühend bleiben soll, als das Herz sie vor und nach der Verbindung in den ersten Wochen fühlt? — Glaube das nicht, meine Tochter! du täuschest dich hier mit einer falschen Hofnung. Sie kann und darf nicht so bleiben. Die Sinne müssen nach und nach ruhiger werden, um die nothwendigen Geschäfte nicht zu versäumen, und die Sorge für das Hauswesen nicht hintanzusetzen. Von der Liebe allein kann man so wenig leben, als von der Luft.

Laß dir einmal, meine Tochter, eine unserer Alletagsehen schildern, oder vielmehr zeigen, wie oft aus einer Ehe, die in den ersten sechs Wochen die glücklichste schien, endlich, wo nicht eine unglückliche, wenigst doch eine Alletagsehe wird, wie ich sie zu nennen pflege.

Setzen wir, der erste brausende Taumel der Leidenschaft sey vorüber, denn je heftiger er ist, desto minder hält er an. Die beyden Eheleute haben's nun schon gewohnt, sich anzuschauen, sie kennen sich näher, die Sinne sind nimmer mehr in jener stürmischen Bewegung, in der sie die ersten sechs Wochen waren; auch die

körperlichen Reize und die Schönheit ist dem Manne schon gleichgültiger, weil er seinen Blick daran schon gewöhnt hat. Das Herz fühlt beyderseitig, daß es zur Unterhaltung ehelicher Liebe etwas gründlicheres geben müsse, als bloß ein paar Rosenwangen, ein paar schmachtende Augen, und einen gewölbten Busen. Die Schwachheiten und Fehler, die seine Gattin an sich hat, wurde eher an dem lieben Mädchen entweder gar nicht, oder doch nur von ferne und in einem schwachen Schatten bemerket, weil andere mächtigere Reize die Aufmerksamkeit des Anbeters fesselten.

Das Trübe fällt nun von den Augen; das Fehlerhafte und Schwache wird aufmersamer beobachtet, und die Ruhe in den Sinnen gebiehrt lange Weile inner den vier Wänden. Der Gatte sucht nun Nahrung für seinen Geist; diese mangelt. Es entstehen üble Launen. Der Kuß giebt das Süsse nicht mehr zu fühlen, weil er schon allzu sehr zur Gewohnheit geworden. In dem Herzen der Gattin findet sich eine gewisse Bangigkeit, und in jenem des Gatten eine Leere ein, die ihm diese auszufüllen nicht im Stande ist. Man bemerket an sich selbst gegen einander wechselseitige Launen. Dem Manne wird seine Atmosphäre zu dick und zu dumpfig. Den Tag über hält er sich an seine Geschäfte,

und bleibt auf seiner Arbeitsstube. Des Abends sucht er Zerstreuung, die er aber an der Seite seiner Hälfte nicht findet. Er macht eine verdrießliche Miene. Dies veranlaßt Kampf und Vorwürfe. Darüber gehet jedesmal ein Stück der gegenseitigen Achtung zu Trümmern. Das Weib fängt an zu glauben, nicht geliebt zu seyn, und fühlt sich unglücklich; und der Mann bedauert endlich, sich mit seinem neuen und vermehrten Aufwande nur neue Noth und Erbitterung des Lebens erkauft zu haben. Die Ursachen zu Mißhelligkeiten vermehren sich täglich, bis endlich aus der gehofften Simpathie der Liebe eine gewöhnliche Alletagsehe wird. Nun setze nur noch ein paar Hausfreunde dazu, die Oel ins Feuer zu gießen wissen, derer es heut zu Tage nur zu viele giebt, und du hast das gräßlichste Bild des menschlichen Elends ausgemalen.

Schrecklich, wenn ich je so was nur von deiner Ehe vermuthen könnte! doch nein, meine Tochter! Bilde deine edlern Fähigkeiten und übe meine wohlgemeinten Rathschläge aus, und weder ich noch du werden je so was zu befürchten haben. Nicht ein gutes Herz und Schönheit des Körpers allein, sondern auch gesunde Vernunft, Klugheit und Reize der Seele fodert die Liebe, wenn sie Bestand haben soll. Fehlt

es dir nicht an diesen, findet der Gatte Nahrung des Geistes in deinem Umgange, in deinen witzigen und klugen Antworten, in deiner rühmlichen Wißbegierde und heitern Laune, so mag der Rausch der Sinne immer ausdünsten, du kannst doch immer auf ewige Liebe rechnen.

Noch empfehle ich dir unverbrüchliche Reinigkeit und ausgesuchte Feinheit der Empfindung in der Liebe. Was du für den Geliebten empfindest, muß kein Ungeliebter sich anmassen können. Die Ergebenheit, die du ihm für seine Verpflichtungen und Gefälligkeiten schuldig bist, soll kein anderer mit ihm theilen, auch dem Scheine nach nicht. Du thust besser, es lieber an Gefälligkeit gegen den Fremden, als an Delikatesse gegen den Gemahl mangeln zu lassen. Kein Fremder soll es, ohne die merklichste Verachtung wagen, dir eine Zweydeutigkeit zu sagen, oder eine unschickliche Zumuthung an dich zu thun. Wenn du Thorheiten begiengest, meine Tochter, welche wider die Feinheit der Empfindung und Ehre streiten, und die zärtliche Liebe beleidigen, so glaube ja nicht, ohne Schaden davon zu kommen. Ein Theil der Achtung gehet allemal verloren, und du minderst dir dein eignes Glück, gesetzt auch, daß es nicht ganz zu Grunde gienge. Der Geliebte muß dann den Tadel deiner Thorheit mittragen, wird mit lä-

cherlich oder beschimpft, und das kränkt doppelt. Die, welche die Zierde deines Hauptes seyn sollte, ist gesunken und verdunkelt: er leidet ohne Schuld. Auf wen kann dann sein Unmuth fallen? Solche Thorheiten geben gar leicht Gelegenheit alles zu verlieren. Und die verlorne Achtung wieder zu erlangen, ist weit schwerer und seltener, als sie vom Anfange zu gewinnen. Um das Erhalten ist es aber doch eigentlich zu thun.

Sey vorsichtig, meine Tochter, und vergiß niemals, allen Schein des Mistrauens oder der Heimlichkeit zu meiden. Der Gatte darf nichts Geheimes argwöhnen, sonst machst du ihm leidende Stunden, und verlierst sein Zutrauen. Ist's gut, so darf er's ja wissen, und es wird ihn freuen; ists böse, wie sich aus der Verheimlichung wahrscheinlich schließen läßt, so empört das sein Herz, und stört seine und deine eigene Ruhe. Laß dein Wort immer Wahrheit, und deine Versicherungen auf Ehre fest und unverbrüchlich seyn, auch selbst beym Scherze. Man verabscheuet das Lügen schon als Niederträchtigkeit am männlichen Geschlechte, das doch noch Hülfsmittel in Händen hat, den Flecken wieder auszuwischen. Wie viel mehr verliert, wie viel tiefer fällt das unsere, das nichts zur Schutzmauer hat, als sein bischen Ehre, die so leicht

in Verdacht und bösen Ruf kömmt, wenn man nicht stets aufmerksam auf sich ist.

Die Miene der Gattin soll nie düster, immer heiter und ohne Wolken seyn, und daran mußt du dich jetzt schon gewöhnen. Fröhlichkeit im Antlitze, und eine gewisse ungezwungene Munterkeit trägt ungemein zur Glückseligkeit der Ehe bey. Wer liebt wohl eine düstere verdrießliche Frau, und was denkt die ohnehin zum Verläumden nur zu sehr geneigte Welt von ihr? Folge meinem Beyspiele, liebe Tochter! meide verdrießliche Gedanken, so viel du kannst; und sind sie nicht ganz vermeidlich, so hänge ihnen wenigstens nicht länger nach, als es genug ist, einen Schluß zu fassen, und dir auf die beste Weise daraus zu helfen. Dann richte deinen Blick auf heitere Dinge, und schaffe dir gleichsam eine Welt ins Schöne; bilde und ordne deine Geschäfte nach Gefallen zu lachenden heitern Scenen, entwirf dir im voraus deine zukünftige häusliche Lebensart, und Sitte für dich selbst; verbessere täglich den Plan desselben; verbinde immer mehr gesuchte und gefundene Anlässe zur Freude und Liebe damit; denke, wie du hier dem Gatten einen Spaß, da eine Erholung, dort ein Lächeln, und da eine angenehme Ueberraschung machen, und durch dies alles die süsseste Zufriedenheit seines und deines Herzens be-

reiten und erhalten willst. Das wird dich gewiß aufheitern, und im voraus schon glücklich machen.

Bist du nun Gattin, so hat vielleicht auch der Himmel das Glück für dich aufbehalten, daß du in wenig Jahren Mutter wirst. Da warten dann neue Pflichten deiner; und du wirst nie eine glückliche Mutter seyn, ohne dieselben auf das pünktlichste erfüllt zu haben. Ich will nur sehr kurz mit dir darüber sprechen; wenn mich aber der liebe Gott beym Leben erhält werde ich dir einst einen weitläuftigern Aufsatz über die eben so angenehmen, als wichtigen Mutterpflichten mittheilen.

Wenn man Freude an seinen Kindern haben will, so muß man ihre Mutter und nicht ihre Tyrannin seyn. Ihr Anblick muß dir dein Lieblingsanblick seyn. Es ist schrecklich zu sehen, daß Mütter ihre kleinen Engel, die sie neun Monate unter ihrem Herzen getragen, in der ersten Stunde ihres Daseyns von sich entfernen, und fremden Dirnen eine Zärtlichkeit zutrauen, die sie für ihre eigene Geschöpfe nicht haben. Dis sind Halbmütter, Auswürfe der Natur, Tyranninnen. Sollte es einmal Leute geben, die niederträchtig genug wären, dich zu so einem unverantwortlichen Schritte zu bereden, so denke an deine Mutter. Du kamst nie ans

meinen Augen; eilf Monate litt ich deinetwegen Schmerzen, und opferte alle Bequemlichkeiten einer Frau der Liebe zu dir auf. Aber ich kann mir nicht vorstellen, wie du einst so sehr ausarten könntest, wie du deinen eigenen kleinen ohnmächtig winselnden Geschöpfen das versagen könntest was Gott und Natur zu ihrer Nahrung bestimmt hat? —

Wenn sie dann unter deinen sorgfältigen Mutteraugen heranwachsen, und anfangen, Fassungskraft zu verrathen, so ist es nicht genug, daß sie wissen, daß du sie unter deinem Herzen getragen hast; du mußt noch mehr thun, und sie überreden, daß du sie liebst, ohne ihnen zu schmeicheln. Diese Ueberredung wird dir ihr Herz gewinnen. Sie werden das Ansehen, das du über sie behauptest, nicht als ein verhaßtes Recht der Natur oder des Alters, sondern als eine Wirkung deiner Liebe zu ihrem Besten ansehen. Wenn du ihre jungen Herzen zugleich erkenntlich und zärtlich machest, indem du sie unterrichtest; so wird ihnen das Vergnügen, das ihnen die liebreiche Art deines Unterrichtes erwecket, sehr bald die Lehren selbst anmuthig machen; du wirst sie ohne Ungeduld und ohne die Lebhaftigkeit des Temperamentes bestrafen, die sich in die Verweisungen und Bestrafungen so vieler Eltern mischen, und sie dadurch so schäd-

lich machen, daß sie, anstatt einen Fehler auszurotten, durch das böse Beyspiel, das sie geben, zehen andere noch größere Fehler in ihren Kindern hervorbringen.

Das Vertrauen, das Kinder zu ihren Eltern haben, macht, daß sich ihre natürlichen Fehler hervorwagen, die sich hingegen, wo nur Furcht ohne Liebe ist, in dem Innersten ihrer Herzen so lange verborgen halten, als ihre Tyrannen gegenwärtig sind. Wenn sie es wissen und empfinden, daß sie geliebt werden, so scheuen sie sich, Fehler zu begehen, weil sie sich fürchten, ihre liebreichen Eltern damit zu betrüben. Sie werden ihre Liebe nicht aus dem Gesichte verlieren, und das wird ihr eigenes Herz in Ehrfurcht erhalten. Sie werden niemals mit sich selbst zufrieden seyn, wenn man es ihnen sagt, daß ihre zärtliche Mutter, oder ihr liebreicher Vater nicht mit ihnen zufrieden seyn kann. Dies sind die Grundsätze, nach denen mich mein Vater erzogen hat, und er ertheilte mir vor seinem Tode das Lob, das mehr ihm, als mir gehörte, daß er meinerwegen unbekümmert stürbe. Wie freue ich mich, meine Herzenstochter, daß der Nutzen dieser Vorschrift durch die Erfahrnng an dir bisher bestätiget wor-

den ist! Ich kann meinem Herzen die Freude nicht versagen, deinem Gehorsame, und deiner Liebe zu mir dieses letzte Lob zu geben. Dieser fröhliche Gedanke wird mir mein Ende, wo nicht ganz ruhig, doch zum wenigsten nicht so schwer und schrecklich machen, als es mir sonst gewesen seyn würde.

Uebrigens empfehle ich dir noch ein weises Mißtrauen in deine Einsichten und Geschicklichkeit, damit du nie von dem edlen Vorsatze, täglich besser zu werden, und freundschaftliche Erinnerungen anzunehmen, abweichen mögest. Man muß immer weiter zu kommen suchen, ohne zu hoffen, jemals das Ende der Vollkommenheiten zu erreichen. Wenn du so gesonnen bist, und bey diesen Gesinnungen standhaft verbleibest, so kannst du gewiß auf Gottes Segen und Beystand hoffen, und dein Glück ist auf Erden gemacht, wie es sich machen läßt.

Dies sind die Wünsche deiner dich zärtlich liebenden Mutter, und das Geschenke, das ich dir zum neuen Jahre mache. Nimm sie mit eben dem guten, redlich meinenden Herzen auf, mit dem ich sie dir niedergeschrieben habe. Sey versichert, meine Tochter, es floß

manche Thräne auf das Papier, als ich sie schrieb; vielleicht hat noch keine Mutter ihrer Tochter so ein Neujahrsgeschenke gemacht; vielleicht hat aber auch noch keine Mutter ihre Tochter so geliebt, wie dich liebt

Vollendet den letzten Tag
im Jahre.

die deinige
Sophie von A*.

2.

Das blinde Ehepaar,

oder

die Gebets-Erhörung,

von Schummel.

In einem deutschen, aber nicht preußischen Städtchen lebte ein Krämer, Namens Dietrich. Er war vorher bey dem Burgermeister des Orts, einem reichen und überaus rechtschaffenen Manne lange Bedienter gewesen, und da er seinem Herrn mehr als gewöhnliche Lakayendienste gethan, so hielt es dieser für Pflicht, ihm ein kleines, seinen Wünschen gemäßes Etablissement zu verschaffen. Dietrich bezeigte Lust zur Krämerey: Sein Herr schoß ihm also ohne Interessen ein Kapital vor, womit er den Grund zu einem Kramladen legte, der gar bald guten Abgang bekam. Nicht genug, sondern er munterte ihn auch auf, sich ein wackeres Weib zu nehmen, und versprach, ihm die Hochzeit auf seine Kosten auszurichten. Dietrich besann sich nicht lange, und wählte die Schleußerin des Burgermeisters, eine Schlesierin, deren Wirthlichkeit, Arbeitsamkeit, Eingezogenheit und überhaupt christlich-rechtschaffenen Charakter er Gelegenheit

gehabt hatte, näher zu beobachten. Sie wurden ein Paar, und traten in einer niedern Hütte zusammen eine Lebensart an, die wahrhaft glücklich und selbst achtungswürdig genannt zu werden verdiente. Mit jedem Morgen erhoben sie in heißem Gebet ihre Herzen zu Gott und brachten ihm ihre innigste Verehrung dar, so gut sie es wußten und verstanden. Dann gieng jedes an seine Geschäfte; in Dietrichs Laden fand man nichts als ächte und unverfälschte Waare, und ehrliches Maas und Gewicht; die Armen bekamen allemal Uebergewicht. Beyde lebten überaus mäßig, und entfernten sich von allem Luxus in Speis und Trank, und Wohnung und Kleidung. Dietrich verkaufte Kaffee, trank aber selbst keinen, außer an Festtagen! Die Dietrichen sah es ohne Neid, daß andre Krämersfrauen in Kopfzeugen und seidnen Kleidern einhergiengen und die Kaufmannsdamen spielten: Sie selbst blieb ihrer simpeln Bürgertracht treu, und wollte niemanden gefallen, als ihrem Manne. So still und eingezogen nun auch dies Paar lebte, so entgieng es doch der, durch Brodneid erregten Verleumdung nicht! Weil sie zuweilen des Abends ein Lied sangen, und des Sonntags, außer dem öffentlichen Gottesdienst, noch eine Predigt oder Kapitel aus Arnds wahrem Christenthum für sich lasen, so schalt man

sie Pietisten und Heuchler, die Gott dadurch zu bestechen suchten, daß sie andern ehrlichen Leuten das Brod nähmen. Dietrich blieb bey diesen unverdienten üblen Nachreden sehr gelassen, und erinnerte sich, daß es seinem ehemaligen Herrn, dem Burgermeister, nicht besser gieng, der gewöhnlich dann, wenn er am gradesten und pflichtmäßigsten handelte, sich den meisten und empfindlichsten Verdruß zuzog. Dietrichs Ehe ward nach und nach mit drey Kindern gesegnet, die er nach seiner Art, das heißt christlich, arbeitsam, gehorsam und mäßig erzog. So wie die häuslichen Ausgaben stiegen, erweiterte sich auch sein Handel und mit ihm sein rechtmäßiger Gewinn. Noch hatt' ihn kein einziges Unglück betroffen, und er sagte zuweilen zu seiner Frau, die sich aber zu diesem Gedanken noch nicht zu erheben vermochte: Der liebe Gott hat mich nur halb lieb, er hat mir noch kein Kreuz zugeschickt! Aber schon näherte sich ihm dieses Kreuz von einer zwiefachen Seite her. Sein großer Gönner und Wohlthäter, der Burgermeister H * * * starb, und Dietrich erstarrte schier vor Schrecken über diesen Todesfall. Er verlor nicht nur an ihm den Mann, den er auf der ganzen Welt am meisten ehrte und gleich Frau und Kinder liebte, sondern sein Tod hatte auch auf seine Ver-

Vermögensumstände den nachtheiligsten Einfluß. Mehr als einmal hatte Dietrich dem Verstorbenen sein vorgeschossenes Kapital terminweise zurückzahlen wollen, aber immer wies er ihn damit ab und sagte ihm, er solle in Gottes Namen fortfahren, es ohne Interessen zu nutzen, und seinen kleinen Handel immer mehr erweitern. Das that denn Dietrich, und ließ sich allmählich in immer größere Geschäfte ein, nahm und gab ziemlich ansehnlichen Credit. Auf einmal trat der einzige Sohn und Erbe des Verstorbenen auf, und verlangte nicht nur in Vierteljahresfrist das Kapital zurück, sondern liquidirte auch die Interessen vom Tage des Darlehns an. Dieser Zug wird jedem Leser sogleich verkündigen, daß der Sohn dem Vater sehr unähnlich war: aber es steckte noch mehr dahinter, nehmlich ein persönlicher Haß des jungen Herrn gegen den ehrlichen Dietrich. Noch als jener im väterlichen Hause, und dieser Bedienter war, machte Dietrich sich ihn zum Feinde, indem er es mit dem Vater gegen die Mutter hielt, die durch Affenliebe den Grund zu seinem Verderben legte. Die Mutter starb früh, aber das Verderben des Sohnes blieb, und er machte seinem Vater vieles Herzeleid. Dietrich beobachtete ihn auf das schärfste, entdeckte seine schlechten

Streiche, und zog sie vor das Gericht des Vaters. Aber statt Besserung erfolgte nur bitterer Haß gegen Dietrichen und Drohung, sich künftig an ihm zu rächen. Der Sohn kam nachmals auf ein auswärtiges Gymnasium, bezog die Universität, und war so eben bey einem berühmten Advokaten, um die Praxis zu erlernen, als der Tod seines Vaters ihn abrief, und er auch gleich, mitten in der Freude über seine große Erbschaft, seinen alten Haß gegen Dietrichen ausließ. Nur ein Dolchstich von einem vermeinten Freunde durchschneidet Mark und Bein: Von einem erklärten Feinde ist er weit weniger schmerzhaft! Dietrich war sowohl über die Aufkündigung des Kapitals, als über die schändlichen Schikane mit den Interessen sehr bald beruhigt. Das erste glaubte er in kurzer Zeit herbeyzuschaffen, und die letztern entschloß er sich zu bezahlen, ohne sich erst in einen Prozeß einzulassen. Da ich Dietrichen gleich anfangs als einen Christen aufgestellt habe, und es hier leicht scheinen möchte, als habe er wohl christlich, aber auch zugleich einfältig und unklug gehandelt, so halte ich es für nöthig, hierüber ein Wort zu sagen! Allerdings gieng Dietrich bey dieser Sache von positiven christlichen Grundsätzen aus. Er erinnerte sich an das Wort Christi: So jemand mit dir rechten will und deinen Rock

nehmen, dem laß auch den Mantel! Ingleichen an das Wort Pauli: Es ist schon ein Fehl unter euch, daß ihr miteinander rechtet; Warum laßt ihr euch nicht viel lieber unrecht thun? Aber Dietrich fand auch diese christlichen Grundsätze seiner gesammten Lage völlig angemessen, und er konnte nach aller Vernunft nichts anderes und besseres thun. Mehr als einmal hatte ihn sein seliger Herr auf das nachdrücklichste gewarnt, sich vor Prozessen zu hüten, und ihm das alte Sprüchelchen eingeschärft, daß ein magerer Vergleich (an den aber hier nicht zu denken war) besser ist, als ein fetter Prozeß! Wie es möglich sey, die gerechteste Sache von der Welt dennoch zu verlieren, das sah er zwar mit allen seinen Sinnen nicht ein; aber daß es mehrmalen wirklich geschehen, davon waren ihm aus den beyläufigen Erzählungen seines Herrn einzelne Beyspiele vollkommen bekannt. Und mit wem hatte er es jetzt zu thun? Mit einem Gegner, der von Rachsucht entflammt, nicht nur den Willen, sondern auch das Vermögen hatte, einen Prozeß durch alle Instanzen mit allen Künsten der Schikane hindurchzutreiben, und der, da er ganz frisch aus der Schule eines berühmten Advokaten kam, sich öffentlich verlauten ließ: Dietrich habe ihn als

Knabe so oft einen Taugenichts geheissen! nun wolle er ihm zeigen, daß wenigstens ein tüchtiger Advokat aus ihm geworden! Dietrich konnte demnach nach höchster menschlicher Klugheit nichts vernünftigers thun, als sich gutwillig zu Zahlung der Interessen verstehen, und schickte sich zu einer Reise von einigen Wochen an, auf der er bey seinen Schuldnern das Nöthige zu verabreden gedachte, damit das Geld auf den Glockenschlag da wäre. Den Tag vor seiner Abreise, als das Herz der Mutter Dietrichen ohnehin schon mit Kummer und Sorgen beschwert war, fiengen mit einemmale die beyden ältesten Kinder, George, ein an Leib und Seele höchst liebenswürdiger Knabe von 7, und Hannchen, ein holdes Mädchen von 5 Jahren, (doch hieng des Vaters Herz noch weit mehr an dem Knaben als am Mädchen) beyde fiengen zugleich an über Kopfschmerzen und Uebelkeiten zu klagen, und vermochten sich nicht außer dem Bette zu halten. Anfangs glaubte die Mutter, die Kinder hätten sich durch heimliche Näscherey verdorben: Allein wie erschrack sie, als die Kinder ihr beichteten, sie hätten heut in der Schule einen ihnen sehr wohlbekannten Knaben zum erstenmale nach den Blattern wieder gesehen — ach und der hätte so garstig und so zerrissen ausgesehen, daß ihnen recht davor gegraut hätte! Nach diesem Auf-

schluße war nichts wahrscheinlicher, als daß die Blattern unterwegens wären, und daß alle drey Kinder damit würden befallen werden — und grade waren damals die Blattern sehr mörderisch und rafften das reichliche Viertheil der Kinder hin — und der Vater stand auf dem Sprunge zu verreisen, und sein armes Weib in dieser herzerschütternden Krisis allein zu lassen! Nun erst ward Dietrichs Herz bis in das Innerste angegriffen; es ahndete ihm, daß ungleich mehr Kreuz und Trübsal auf ihn warte, als er sich zuweilen von Gott gewünscht hatte, damit es auch bey ihm heißen möge: wen Gott lieb hat, den züchtiget er! Dennoch hielt er sich als ein Mann, blieb standhaft bey seiner vorgesetzten Reise, suchte seine Frau nach allen Kräften aufzurichten, hielt es selbst noch für möglich, daß die Kinder mit dem bloßen Eckel davon kämen, bezeichnete aber auf allen Fall seiner Frau die zu nehmende Marschroute auf das genaueste, um ihm im Nothfall einen Expressen zu schicken, worauf er denn, da er seine Reise ohnehin zu Pferde that, spornstreichs herbeyeilen wollte. Kaum hatte Dietrich mit nassen Augen Abschied genommen, und sich ein paar Meilen weit entfernt, so fieng auch das dritte und jüngste Kind an sich zu klagen, und nun war es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß Dietrichs Haus ein klägliches

Blattern Lazareth werden würde. Das jüngste Kind, der Augapfel der Mutter, das aber viel zu vollsaftig war, um eine schwere Krankheit zu überstehen, erlag zuerst, und gab unter vergeblichen Anstrengungen der Natur, die Blattern herauszustoßen, mit vielen Convulsionen seinen Geist auf. Die Mutter war außer sich vor Schmerz, stürzte nieder auf ihre Knee, und klagte und schrie zu Gott, daß er das an ihr thue! Sie schickte einen Boten nach ihrem Manne ab, aber in der Angst und Verwirrung nannte sie ihm nicht den geraden Weg, wo er ihn eben jetzt treffen mußte, sondern wies ihn auf den Anfang der Marschroute. Der Bote folgte zwar Dietrichen auf dem Fuße nach, konnte ihn aber nicht einholen, da dieser zu Pferde war, und sich überall sehr schleunig expedirte. Unterdeß kamen bey den beyden ältesten Kindern die Blattern heraus, waren aber äußerst bösartig, schlugen bey Hannchen wieder zurück, und auch dieser kostete es das Leben! Höher konnte nun kaum mehr der Schmerz der Mutter steigen, und doch stieg er noch höher! So ein gutes christliches Weib sie war, so konnte sie doch bey ihrer Erziehung unmöglich durchgängig aufgeklärte Religionsbegriffe haben, und eine dieser unaufgeklärten Vorstellungen erregte ihr jetzt neuen tiefen Schmerz. Sie bildete sich ein, der Tod ih-

res zweyten Kindes sey die göttliche Strafe davor, daß sie bey dem Tode des ersten gegen Gott gemurret. Nun klagte sie sich selbst wegen dieses Murrens, und wegen ihrer Vorliebe zu dem jüngsten Kinde an, doch ward ihr nach und nach der Gedanke an die unermeßliche Barmherzigkeit Gottes lebhaft; mit heißen Thränen bat sie Gott um Verzeihung und gelobte ihm völlige Ergebung in seine, auch noch so dunkeln und rauhen Wege. Aber mit ungeduldigem Warten rief sie nun auch einmal über das andre: Mein Mann! mein Mann! Ach Gott, wo bleibt mein Mann so lange! Zum Glück fiel es ihr ein, welchen Fehler sie selbst begangen, und sie verbesserte ihn jetzt, indem sie an ihn einen zweyten reitenden Boten mit folgendem Briefe abfertigte:

Gott zum Gruß, herzliebster Mann!

Unter tausend Thränen melde ich Dir, daß es dem Herrn über Tod und Leben gefallen hat, unsere beyden jüngsten Kinder an den Blattern zu sich zu nehmen. Ach du wirst mich nicht mehr kennen, wie ich mich in den wenigen Tagen abgehärmt habe! Ich muß Dirs nur gestehen, weil meine Herzens-Rosel starb, da hab ich mich schwerlich an Gott versündiget und gegen ihn gemurret, aber weil die Hannel starb, da hab ichs Gott wieder inbrünstig abgebeten und

wills in meinem Leben nicht wieder thun. Aber Klagen und Weinen, das hält der liebe Gott schon unsrer Schwachheit zu gute, hat doch der Herr Christus auch geweint beym Lazarus, wie soll ich nicht weinen und jammern um meine Kinder, die ich unter meinem Herzen getragen, und mit meinen Brüsten gesogen habe? Zwey Kinder auf der Baare, und das dritte liegt auch noch gefährlich; Blatter an Blatter, und die Augen dicht und feste zu; aber der George hat mir mitten in meinem Jammer recht tröstlich zugesprochen, und ich kann nicht anders denken, als daß es ihm der liebe Gott eingegeben ha.. Er bleibt dabey, daß er wird leben bleiben, und denke Dir nur, er hat mich schon gebeten, wenn er wieder gesund wäre, so sollten wir ihn nur nicht so bald in die Schule schicken, wie Hofmanns Christel, damit die andern Kinder nicht auch ein Grauen an ihn nähmen und sich hinlegten und stürben. Ach ich möcht es gern glauben, daß der George glücklich davon kommen wird, aber wenn ich mir die Hannel und die Rosel bedenke, denn ist mir immer wieder, als würden wir auf einmal kinderlose Eltern werden. Ach, ich bitte dich, du kannst ja so vom Herzen beten, und hast mehr Glauben und Vertrauen als ich, falle doch du nieder vor Gott, und bitte ihn um Christi willen, daß er uns nur

den einzigen George leben läßt, und glücklich davon kommen. Ich wills auch thun, obgleich mein Glaube schwach ist, aber es stehet ja geschrieben, was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich euch geben! Ja, ja, ich will glauben und nicht zweifeln, daß Gott unser Gebet erhören wird, wir wollen ja auch unsern einzigen George zu seiner Ehre und zu Nutz des Nächsten auferziehen, und so wünsch ich nur, daß du bald kommst, und ich verbleibe bis in den Tod Deine getreue ꝛc.

Der Bote traf den guten Dietrich richtig, und seine Ankunft verkündigte ihm gleich nichts gutes. Ehe er den Brief erbrach, suchte er erst ein einsames Plätzchen, und stärkte seine Seele durch Gebet, und nun las er — mit Weinen und Schluchzen — aber dennoch hatte er die Kraft, beym Schlusse des Briefes auszurufen: Der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, sein Name sey gelobet! Und nun, einmal in frommen Enthusiasmus versetzt, trat er mit Festigkeit und Zuversicht vor Gott, und bat um das Leben seines einzigen George — und mit einer Freudigkeit, als hätte Gott selbst ihm die Erhörung seines Gebets versichert, setzte er sich zu Pferde und eilte nach Hause. Unterdeß aber hatte sich die häusliche Scene schon wieder um vieles verändert. Die Mutter Dietrichen hatte

bey ihren Kindern keinen Doctor, sondern einen Chirurgus angenommen, einen überaus geschickten Mann, dessen Empfindung aber durch alles alles Schneiden und Stechen und Sägen in den armen menschlichen Leichnam abgestumpft war, und der alle Krankheiten in der Welt ganz kaltblütig als Gegenstände betrachtete, die dazu da wären, daß der Doctor und Chirurgus ihre Kunst daran bewiesen. Mit lakonischer Kürze pflegte er von Patienten zu sagen, „der stirbt, oder der wird leben bleiben," und er irrte sich selten. Mit eben dieser fürchterlichen Kürze sagte er denn auch der schon so tief gebeugten Dietrichin: „der George bleibt leben, davor steh ich; aber ich setze keinen Heller daran, daß ihm nicht die Augen zum Kopfe heraus schwären, oder daß er wenigstens Blüthen darauf behält, so daß er Zeitlebens nicht deutlich sehen kann." Kein plötzlicher Donnerschlag hätte die Mutter Dietrichen mehr erschrecken können, als dieses Wort! Mit neuem und heftigerem Jammergeschrey rang sie die Hände, und indeß ihr Mann, von ihr selbst aufgefodert, um des Kindes Leben flehte, flehte sie noch heißer um seinen Tod, und wollte tausendmal lieber ihr letztes Kind vor ihren Augen sterben, als es blind und seiner so holden, freundlichen, jedermann bezaubernden Augen beraubt sehen. Indeß kehrte der Mann nach Hause,

und sein zärtliches Weib verbarg ihm wenigstens vor jetzt noch diesen neuen centnerschweren Kummer. Das jüngste Kind war schon begraben, das zweyte wurde es; George besserte sich von Tag zu Tage — bis auf die Augen, die nach der richtigen Vorhersagung des Chirurgus, zwar nicht in Suppuration giengen, aber Blüthen ansetzten, die er abermal mit Minosstrenge für inkurabel erklärte. So gut sich der kleine George in die Blattern gefunden hatte, so schwer fand er sich anfangs in seine Blindheit! Er war schon klug genug um einzusehen, welche unzählige Freuden für ihn verloren giengen, und wie abhängig von fremder Hülfe er nun würde! Sein, durch die Vorstellungen des Vaters zuweilen besänftigtes, aber immer wieder von neuem ertönendes Klagen um seine Augen stürzte die Mutter in eine tiefe Schwermuth. Der Gedanke, daß Gott ihr und ihres Mannes Gebet (denn auch er bat nachmals inbrünstig lieber um den Tod seines Kindes) nicht erhört hatte, leitete sie auf den irrigen Wahn, sie oder ihr Mann müsten irgend eine schwere Schuld auf sich haben, die jene Nicht-Erhörung nach sich zöge. Und diese Schuld zu entdecken, begann sie eine äußerst strenge Prüfung ihres ganzen Lebens, und ob sie wohl nie in einem einzigen Laster gelebt, nie eine einzige grobe Schand-

that begangen, so erschienen ihr doch nun ihre vielen einzelnen Fehltritte so ungeheuer groß, daß sie sich der gänzlichen Verzweifelung an der Gnade Gottes näherte. Als Catholikin würde sie sicher ins Kloster, und zwar in einen der strengsten Orden gegangen seyn, um durch Selbstquälen den vermeintlich erzürnten Gott zu versöhnen. Ungleich richtiger und wahrer dachte dagegen schon ihr Mann. Auch er war bereits völlig für das System eingenommen, daß Gott einem wahrhaft gläubigen Gebete nichts versagen könne! Jetzt hatte er das Gegentheil erfahren; Gott hatte sein Kind, alles Flehens ohnerachtet, leben — und blind werden lassen. Wenn nun, schloß er weiter, Gott dennoch alles, alles wohl macht, so muß unser Gebet, so gutgemeint es auch war, dennoch nicht getaugt haben, und es muß für Georgens Wohl im Ganzen besser seyn, daß er blind, als daß er sehend ist. Das können wir freylich jetzt nicht begreifen, aber es muß sich, sollt es auch erst in der Ewigkeit seyn, entwickeln! Es leuchtete ihm ferner je mehr und mehr ein, daß wenn jeder Christ den eigentlichen Wunderglauben besitzen sollte, so würde nicht nur häufig einer das grade Gegentheil von dem andern bitten, so wie er und seine Frau anfangs zugleich um Tod und Leben baten; sondern die Christen würden sich auch

mit ihrem Wunderglauben die höchsten und schwersten Tugenden unmöglich machen, indem sie jedes schwere Leiden von sich entfernten, und so die Geduld, das hohe zweifellose Vertrauen zu Gott, da wo genug scheinbare Aufforderung zum Zweifeln ist ꝛc. in der Geburt erstickten. Je deutlicher er sich dies nach und nach selbst dachte, desto mehr gelang es ihm auch, seine Frau von ihrer Melancholie zurückzubringen! Auch George fand sich allmählig in sein Schicksal, und ein beobachtender Philosoph würde in ihm reichlichen Stof gefunden haben, der freylich für die guten Eltern verloren gieng; wie nehmlich seine junge Seele arbeitete und sich beeiferte, den einen verlornen Sinn durch die Schärfung und Vervollkommnung der übrigen möglichst zu ersetzen. Doch hiemit ließ die Hand des Unglücks noch nicht von dem Dietrichschen Ehepaare ab! Dietrich hatte, wie wir bereits wissen, seine Reise unterbrochen, und seine ersten Expeditionen waren wider alles Erwarten fruchtlos. Einige seiner Schuldner befanden sich außer Stand, ihn zu bezahlen, und er konnte sich nicht entschließen, sie zu drücken, ob man gleich ihn drückte. Ein anderer begegnete ihm sogar unanständig und grob, und es begab sich aus dem Zusammenhange ganz klar, daß er von dem Burgermeisterssöhnchen aufgehetzt war, nicht zu bezahlen, und

es lieber auf den Prozeß ankommen zu lassen, in welchem Fall ihn jener mit Rath und That zu unterstützen versprochen. Ich sagte oben, daß der Dolchstich von einem erklärten Feinde minder schmerzhaft sey: Dieser war es denn doch für Dietrichen in einem sehr hohen Grade. Nach seiner guten Art zu denken, glaubte er, der junge Bösewicht wolle ihm blos einen recht empfindlichen Streich spielen, und wenn er diesen gelassen ertrüge, sich damit begnügen. Nun aber entdeckte und erfuhr er, wie H*** unter der Hand alles gegen ihn in Bewegung setzte: seine Schuldner, daß sie ihn nicht bezahlten, und seine Gläubiger, daß sie von ihm bezahlt seyn wollten; kurz, daß er es förmlich darauf anlege, ihn von Haus und Hof, und aus dem Städtchen selbst, dessen Rathmann er nun ward, zu treiben, um an ihm keinen so nahen Zeugen seines schändlichen Charakters zu haben. Dietrich, den keine Leidenschaft verblendete, sah gar bald ein, daß dieser Plan zu seinem Verderben ganz unfehlbar gelingen müsse, und daß, wenn er sich auch gegen seinen Feind zu behaupten im Stande wäre, sein künftiges Leben nur eine Reihe von Unannehmlichkeiten und Schikanen seyn würde. Auf gut biblisch also beschloß er, lieber in Gottes, als in der Menschen Hände zu fallen; und nachdem er alle Mühe vergeblich

angewandt, das aufgekündigte Kapital an dem gesetzten Termine zu bezahlen, cedirte er freywillig bonis, und überließ es der Justiz, ihm von seinem Haab und Gut etwas oder gar nichts herauszugeben. Der Concurs der Creditoren ward eröfnet; die Sache zog sich natürlich in die Länge; H * * *, der nun wohl gewiß war, den Gegenstand seines Hasses los zu werden, der ihn lieber heut als morgen fortwünschte, ließ ihm unter der Hand 50 Rthlr. bieten, als das Alleräußerste, was nach Abzug der Kosten von seiner ganzen Vermögensmasse übrig bleiben könnte, wenn er in Zeit von vier Wochen die Stadt räumte: Wo nicht, gab man ihm zu verstehen, so sollte er von seinem sauererworbenen Schweiße nicht so viel Heller wiedersehen! Dietrich hielt dies Anerbieten immer noch für ein wahres Glück, nahm die 50 Rthlr., und nachdem er sich und seine Frau zu völliger Ergebung in diese dunkeln Wege der Vorsehung gestimmt hatte, machte er sich mit ihr und mit seinem blinden George auf den Weg; beyde sahen mit naßen Augen nach dem Städtchen zurück, worinn sie der Freude und des Leids so viel erfahren hatten, weinten sich noch einmal auf den Gräbern ihrer Kinder recht satt, und indem sie leise das Lied anstimmten: Herr wie du willt,

so schicks mit mir! wanderten sie getrost in Gottes weite Welt hinein.

Ihr Weg führte sie in das Gebiet eines andern Herrn, wo Dietrich, der sich herzlich wieder nach Arbeit sehnte, und mit seinen 50 Rthlr. unmöglich ein zweytes Etablissement anfangen konnte, von neuem als Bedienter unterzukommen suchte. Er präsentirte sich mit seinem Georg bey verschiedenen Herrschaften: Aber das, was ihm vorzüglich zu Brod hätte helfen sollen, schloß ihn davon aus! Es ist unglaublich, mit welchem eigentlichen Eckel und Abscheu manche Menschen auf ihn als den Vater eines verblindeten Jungen herabsahen: Keine Saite zärtliches Mitleids bebte in ihnen, wohl aber schienen sie mit finstrem Unwillen zu fragen, Mensch, wie kannst du es wagen, mit deinem Unglück unsre stolze Ruhe und Glückseligkeit zu stören! Wie kannst du mit deinem Scheusale von Kinde unsre feinen und delikaten Sinne verletzen! Nach einigen Erfahrungen von der Art meldete sich Dietrich nun nicht mehr mit seinem Knaben, sondern fragte allein an, ob man ihm wohl für treue und rechtschaffene Bedienung so viel geben wolle, um sich und einem Kinde nothdürftig das Leben zu fristen — denn seine Frau wollte sich ebenfalls durch ihrer Hände Arbeit nähren. An

einem

einem Orte machte man ihm Hofnung und versprach ihm in Zeit von acht Tagen bestimmte Antwort zu geben. Die acht Tage verstrichen; Dietrichs arme 50 Rthlr. schwanden immer mehr; die entscheidende Antwort kam, und war — abschläglich. Von jetzt an nahm sich Dietrich vor, sein Heil nicht mehr in der Stadt, sondern auf dem Lande zu versuchen. Auch hier klopfte er lange vergebens an; schon war, als er eines Abends in einer Dorfschenke einkehrte, seine Baarschaft bis auf 1 Rthlr. geschmolzen, wornach er nichts weiter vor sich sah als sein Brod vor den Thüren zu betteln! Aber nun traf es auch bey ihm ein: Wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten! Ein Fremder, den der Wirth Herr Amtmann hieß, trat in die Stube, forderte trotzig Nachtquartier, und fieng an die heftigsten Flüche und Verwünschungen gegen einen Herrn von D. auszustoßen, aus dessen Diensten er so eben gejagt war. Dietrich nahm die Gelegenheit wahr, den Wirth, der ihm ein stiller vernünftiger Mann zu seyn schien, allein zu sprechen, und sich näher nach den eigentlichen Umständen zwischen dem Herrn von D. und seinem Amtmann zu erkundigen. Hier hörte er denn, daß der Herr von D. nichts weniger als der Mann sey, wie der

Amtmann ihn schilderte, sondern vielmehr ein durchaus rechtschafner Herr und Vater seiner Unterthanen, der aber schon mehrmal nach einander das Unglück gehabt, untreue Leute in seine Dienste zu bekommen. Auch dieser Herr Amtmann habe ihn auf das schändlichste hintergangen, nun aber sey der Krug gebrochen, nachdem er lange genug zu Wasser gegangen! Dietrich bedauerte es jetzt herzlich, daß er vormals statt der Krämerey nicht die Landwirthschaft ergriffen, in welchem Fall er nicht zweifelte, sogleich sein Unterkommen zu finden. Aber auch ohne das, machte er sich den folgenden Morgen auf, zu dem Herrn von D. und nahm diesmal auch seinen George mit. Mit klopfendem Herzen, aber dennoch mit der Unverzagtheit eines guten Gewissens sagte er zu ihm: Ihro Gnaden suchen, wie ich höre, ehrliche Leute in Ihre Dienste; verstünde ich die Landwirthschaft so gut, als ich Ihnen für meine Ehrlichkeit stehen kann, so wollt ich Sie um die Stelle des Amtmanns anflehen, den ich gestern im Wirthshause angetroffen habe. So aber flehe ich Sie nur um eine Domestikenstelle an, wenn etwa eine vakant wäre, oder um eine gnädige Empfehlung bey einer andern Herrschaft! Mit unerwartet rauhem und hartem Tone versetzte der Herr von D.: Ich brauche keine Domestiken und will mich wohl

hüten euch zu empfehlen! Jeder spricht von Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, und im Grunde ist ein Spitzbube wie der andre! — Bey diesen Worten fieng der kleine George Feuer und sagte: Kommt, Vater, laßt uns gehen, der liebe Gott wird uns doch nicht erhungern lassen; seht ihr, der Amtmann hatte doch recht! — Bube, was räsonnirst du, fuhr ihn der Herr von D. an? — Verzeihen Euer Gnaden, versetzte Dietrich, meinem unverständigen Knaben! Er weiß nicht, wie weh es thut, von Leuten, die man für rechtschaffen hält, betrogen zu werden: Ich aber weiß es und habs erfahren, und nehm es Ihnen keinesweges übel, daß Sie mich auch unter die Spitzbuben zählen, da Sie mich nicht kennen: Aber, gnädiger Herr, wenn Sie wüsten — dieser Thaler, den ich noch im Beutel habe, ist mein letzter Ueberrest — ich säße noch mit Weib und Kinde im Wohlstande, wenn ich meinem ehemaligen Herrn nicht so treu und ehrlich gedient hätte! Diese letzten, mit bebender Stimme hervorgebrachten Worte besänftigten den, noch von gestern her tobenden Zorn des Herrn von D., der an und für sich gerecht, nur viel zu heftig war. Mit gütigerem Tone verlangte er nun das Nähere von Dietrichs Schicksalen zu wissen, und als er es, immer noch mit heimlichem Mißtrauem, von Anfang bis zu En-

de vernommen, blieb ihm denn doch kein Zweifel übrig, daß Dietrich wirklich ein ehrlicher Mann sey. Er fragte ihn, wie viel er als Verwalter haben wollte? Dietrich zuckte verlegen die Achseln. Wie kann ich, sagte er, mit gutem Gewissen eine Verwalterstelle annehmen, da ich die Landwirthschaft nicht gelernt habe? Nein, gnädiger Herr, so ein grosses Glück es auch bey meinem Elende für mich seyn würde, so kann ich doch das nicht thun! Gott verzeih mirs, rief Herr von D. halblachend aus: Bald möcht ich nun sagen, daß ihr zu ehrlich seyd: aber ihr könnt ja doch rechnen und schreiben, und habt Lust zu lernen, was ihr nicht wißt? Dietrich versicherte ihm das auf das treulichste, und so ward der Handel richtig: Doch, setzte Herr von D. noch einmal mit der vorigen Strenge hinzu, das sag ich euch, solltet ihr gleichwohl — ich glaube es nicht, ich denk es nicht, aber alle Dinge sind möglich — solltet ihr gleichwohl an mir zum Schelme werden, seht, so fehlt mir nichts weiter, als daß ich keinen Galgen zu commandiren habe, sonst solltet ihr mir, so wahr ich ein Edelmann bin, daran bummeln! Dietrich war sehr getrost bey dieser Drohung, gieng mit seinem vor Freude tanzenden George ins Wirthshaus, um die Mutter abzuholen, und bezog von Stund an den Edelhof. Alles ausgestandne Leiden war nun wie ausgewischt aus der Seele, oder viel-

mehr es war die Würze, die den gegenwärtigen Wohlstand des Dietrichschen Kleeblatts auf das angenehmste schärfte! In wenig Monaten befand sich der Herr von D. bey seinem in der Wirthschaft unerfahrnen, aber täglich zulernenden Amtmann ohne Vergleich besser, als bey dem vorigen, der geschickt in der Wirthschaft, aber noch geschickter auf seinen Privatvortheil war. Dietrich erlangte selbst nach und nach einen großen Einfluß über den Gemüthscharakter seines Herrn, mäßigte seine oft unbändige Hitze und zeigte ihm, daß sein Eifer gegen Ungerechtigkeit und Betrug zu weit gehe, daß hier nichts bessers zu thun sey, als einerseits durch überall ofne Augen die Gelegenheiten abzuschneiden, anderseits durch Verbesserung der Gesinnungen den Willen dazu zu benehmen. Er selbst ward in Jahr und Tag ein recht braver Landwirth; seine Frau kam noch einmal in die Wochen, aber mit einem todten Kinde, welches sie mehr als irgend eines ihrer vorigen Leiden niederbeugte; Dietrich aber, der die geheimen Wege der Vorsehung immer mehr entdecken lernte, schloß daraus, daß ihm noch mehr Trübsal bevorstehe, welches das arme Würmchen nicht mit theilen solle. Seine Muthmaßung gieng richtig in Erfüllung! In einer Nacht brach unmittelbar an Dietrichs Wohnung Feuer aus, und ergriff auch

die herrschaftlichen Wohnzimmer. Der Herr von D. mußte sich zum Fenster heraus retten; dieser Schreck zog ihm eine Krankheit zu, an der er in wenig Wochen starb. Dietrich, seine Frau und George, hatten sich ebenfalls beynahe im Hemde gerettet; alles, was sie der Milde des Herrn von D. zu verdanken hatten, gieng im Rauche auf, und da dieser weder Frau noch Kinder am Leben hinterließ, und das Gut ein Mannslehn war, so nahm jetzt der nächste Erbe, ein Oberlieutenant in K — Diensten, Besitz. Er erschien in Person, und sein erstes war, eine scharfe Untersuchung über die Entstehung der Feuersbrunst. Es entdeckte sich, daß das Feuer boshafterweise von einem Pferdejungen angelegt war, den Dietrich auf Mausereyen ertappt und dafür, wie billig, gezüchtiget hatte. Es ist eine in der höhern und niedern Welt eben nicht seltne Sitte, Leute für die zufälligen, nicht vorherzusehenden schlimmen Folgen ihrer an sich guten und rechtmäßigen Handlungen büßen zu lassen! Es war dem neuen Erben sehr ungelegen, daß er die abgebrannten Gebäude wieder aufbauen sollte: Nun hieß es, im Grunde sey doch an dem ganzen Unglück niemand Schuld als Dietrich! Der boshafte Junge verminderte beym Verhör sein Verbrechen und vergrößerte die erlittene Strafe; es fanden sich heimliche

Hetzer, denen daran gelegen war, den ihnen allzuscharf auf die Finger sehenden Dietrich zu stürzen; er selbst vertheidigte sich mit aller Sanftmuth und Gelassenheit, und bestärkte dadurch das dem neuen Herrn beygebrachte Vorurtheil, daß er ein Kopfhänger sey, und so ergieng denn gar bald der Befehl, daß er sich zum Teufel scheren solle!

Um wie viel glücklicher war Dietrich damals, als er, doch immer mit 50 Rthlr. in der Tasche und mit ganzen Kleidern auf dem Leibe, sein Städtchen verließ, gegen jetzt, da er mit abgetragenen Lumpen bedeckt, die ihm die Barmherzigkeit der Bauern zugeworfen hatte, und mit nicht mehr als einem halben Thaler in der Tasche, vom Edelhofe wanderte! Seine Frau fieng an kleinmüthig zu werden, sprach von nichts als Sterben und Begraben, und er hatte alle Hände voll zu trösten und aufzurichten. Er selbst muste jetzt den ihm so sauern Schritt thun, zum erstenmale in seinem Leben zu betteln! Vorher aber entfernte er sich in einem Walde abseits von den Seinigen, warf sich auf seine Kniee nieder, und that ein inbrünstiges Gebet zu Gott. Er bat nun nicht mehr, ihn von der Schmach des Bettelns zu befreyen — bat nicht, ihn lieber sterben als betteln zu lassen, sondern flehte nur um Verzeihung daß

er diesen, ihm von Gott auferlegten und gewiß zu seinem Besten dienenden Schritt so ungern thue, da er ihn doch aus Liebe zu Gott muthig und freudig thun solle. Indem er noch über diesen Mangel an Freudigkeit klagte, fühlte er sie auch schon in seinem Innern aufkeimen! Sein mit einer Menge christlicher Kernlieder geschwängertes Gedächtniß gab ihm jetzt jenes vortreffliche Lied von Paul Gerhard ein: Befiehl du deine Wege — und als ob ein Engel vom Himmel ihn gestärkt hätte, durchströmte es ihn mit Gelassenheit und Hofnung. So wanderte er dem nächsten Dorfe, und in demselben dem herrschaftlichen Schlosse zu, das einem Grafen gehörte, der aber seine Einkünfte in der Hauptstadt verzehrte und seine Güter verpachtet hatte. Glücklicherweise war der Pächter ein wohldenkender Mann, mitleidig durch eigne Leiden; die Feuersbrunst bey dem Herrn von D. war ihm nicht unbekannt, und so behielt er Dietrichen und seine Familie nicht nur mehrere Tage bey sich und schenkte ihnen eine anständigere Kleidung, sondern er gab auch Dietrichen, nebst einem Ducaten, ein Empfehlungsschreiben an einen bürgerlichen Gutsbesitzer mit, um bey ihm in Dienste zu kommen. Mit dankerfülltem Herzen setzte Dietrich seinen Wanderstab weiter, kam richtig mit seinem Empfehlungs-

schreiben an, aber leider zu spät; der Platz war schon besetzt. Seine Denkungsart litt es nicht, dem guten Pächter noch mehr beschwerlich zu fallen, und so zog er weiter und stieß nun mehr als einmal auf Leute, die ihn mit müßigem herumstreichenden Gesindel verwechselten und sehr hart abwiesen. Schon hatte er sich über 60 Meilen von seinem ersten Wohnorte entfernt, lebte noch immer von Allmosen, und konnte, so viel Mühe er sich auch gab, kein Unterkommen finden, als er eines Tages in J * * ankam, wo ihm von fern ein prächtiges Schloß entgegen schimmerte. Nun hatte er zwar zu den prächtigen Schlössern kein grosses Vertrauen, aber dennoch machte er sich hin und fand auch sehr bald den Cammerdiener des Herrn. Kurz und körnigt brachte Dietrich seine Bitte vor, aber mit sichtbarem Schmerze gab ihm der Cammerdiener zur Antwort: Lieber Mann, es thut mir leid um euch, aber ich kann euch jetzt unmöglich bey meinem Herrn melden; unser Haus ist ein Jammerthal; hier habt ihr einen Thaler, geht in Gottes Namen! Dietrich dankte herzlich und bat den Cammerdiener nur noch um die Gefälligkeit ihm zu sagen, worinn denn der grosse Jammer des Hauses bestünde? Da hörte er denn, daß die einzige Tochter von Hause so eben an den Blattern verblindet sey, daß

die Mutter darüber wahnsinnig geworden und der Vater trostlos sey. Man denke sich, was diese, den seinigen so ähnliche Schicksale, auf Dietrichen für Eindruck machten! Daß Gott im Himmel erbarm! rief er aus: Ach wenn ich doch so glücklich wäre, den armen Herrn zu sprechen, gewiß und wahrhaftig, ich wollte ihm aus eigner Erfahrung so tröstlich zureden — — In demselben Augenblicke ward der Cammerdiener abgerufen, und so entfernte sich Dietrich vom Schlosse, mit innigem Bedauren, daß dort des Unglücks noch mehr sey, wie damals bey ihm. Aber kaum war er eine Meile weiter gekommen, so traf ihn ein bisher noch entferntgebliebenes Leiden! Seine Frau ward krank, und er muste mit ihr in einem Wirthshause liegen bleiben. Jetzt befand er sich auf dem möglichsthöchsten Gipfel des Elendes! Der arme blinde George konnte zur Pflege und Wartung seiner Mutter wenig oder nichts thun: Und der Vater wuste nicht, was er zuerst oder zuletzt thun sollte — ob sein Weib pflegen, oder ausgehen, um mitleidige Herzen anzusprechen; denn an einen Doctor war hier gar nicht zu gedenken! Dennoch verließ ihn sein nun schon geübtes Vertrauen auf Gott nicht! Er blieb dabey, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, und so hofte er auch

von der Krankheit seiner Frau einen glücklichen und seligen Ausgang, und der erschien denn auch wirklich. Acht Tage waren verstrichen, als ein Bedienter zu Pferde im Wirthshause ankam, und nach einem Manne, einer Frau, und einem Knaben fragte, zu deren unverkennbaren Schilderung sich Dietrich sogleich bekannte. Der Bediente brachte ihm einen Gruß von seinem Herrn, aus dem nehmlichen Jammerhause, und er möchte sogleich mit seiner Familie zu ihm kommen, wo er die menschenfreundlichste Aufnahme finden sollte. Dietrich freuete sich zwar innig über diese angenehme Nachricht, doch wies er mit traurigem Achselzucken auf sein krankes Weib. Sogleich ritt der Bediente zurück, und nicht lange, so kam ein Wagen mit Betten an, um die Kranke aufzupacken und wohlverwahrt an Ort und Stelle zu bringen. Der Herr des Schlosses, der Geheimerath Z., in tiefe Trauer gekleidet und mit noch tieferem Schmerz in der Seele empfing Dietrichen überaus gütig, bedauerte, daß sein Bedienter ihn abgewiesen, daß er aber zum Glück sich ein Wort von ihm entfallen lassen, und daß er ihm überall nachgeschickt haben würde, theils weil ihm jetzt auf der Welt nur noch die einzige Freude übrig sey, Unglücklichen wohlzuthun, theils weil Dietrich sich geäussert, er fühle sich im Stande ihn zu trösten.

Ach lieber Mann, rief Z., könntet ihr das, so wäre mein halbes Vermögen eine zu geringe Belohnung für euch: Aber niemand kann es — indeß seyd mir willkommen, und so lang ich lebe, sollt ihr Brod bey mir haben! Von Stund an ward Dietrichen eine sehr hübsche Wohnung angewiesen und für seine Frau ein Doctor geholt, der, nachdem die Freude sie halb gesund gemacht, wenig Mühe hatte, sie in einem Monate vollkommen wieder herzustellen. Nunmehr erfuhr Dietrich auch, was sich in der kurzen Zwischenzeit noch mehr für Unglück zugetragen. Caroline, die Tochter vom Hause, die jedermann als einen kleinen weiblichen Engel beschrieb, hatte nicht nur durch die Blattern ihre Augen ganz verloren, sondern die Mutter hatte sich auch im Wahnwitz das Leben geraubt, welches man jedoch auf das sorgfältigste zu verbergen suchte, und ihren Tod einem hitzigen Fieber zuschrieb. Dietrich fühlte gar wohl, welch ein schweres Werk es sey, dem als Vater und Gemahl zwiefach verwundeten Herzen seines Wohlthäters Trost und Beruhigung einzusprechen, und gar bald erfuhr er der Schwierigkeiten noch mehr, die er sich nach seiner Art zu denken nimmer hätte träumen lassen. Z. war gegenwärtig ein Mann von etlichen funfzig Jahren, von nicht viel edlerer Geburt als Die-

trich, aber durch seine große Talente, Geschicklichkeit und Fleiß hatte er sich an dem *** Hofe bis zum wirklichen Geheimenrath emporgeschwungen, und war nicht blos Rath für ein einzelnes Fach, sondern die rechte Hand des Fürsten. Daß er in diesem Posten eine Menge Feinde und Neider hatte, die seine Gunst zu untergraben suchten, versteht sich nun von selbst, aber länger als zehn Jahre nach einander wuste er alle diese Machinationen zuschanden zu machen, und seine Feinde in die nehmliche Grube zu stürzen, die für ihn gegraben war. Endlich aber traf ihn dennoch das gewöhnliche Schicksal der Günstlinge! Z. war bey allen seinen hervorstechenden Talenten des Geistes ein Mann ohne Religion. Das Christenthum schätzte er eigentlich gering, aber auch zur natürlichen Religion bekannte er sich blos mit dem Munde. Er nahm ein höchstes Wesen an, aber ohne ihm die geringste Ehrerbietung zu beweisen; er glaubte eine natürliche Verpflichtung zur Tugend, setzte sie aber blos in eine nützliche Wirksamkeit für die Welt, ohne eine wahre Menschenliebe und ohne ein von Leidenschaften gereinigtes Herz. Ein raffinirter Stolz war bey ihm die Triebfeder aller seiner Handlungen; dieser Stolz bewog ihn, den ihm mehr als einmal angebotnen Adel auszuschlagen, weil er kein neuer Edel-

mann seyn mochte; und eben dieser Stolz richtete, wenn er beleidiget war, nicht minder böses, als, wenn nichts ihm im Wege stand, gutes an. Der Fürst wandelte im Wesentlichen mit Z. auf gleichem Wege; nur so wie dieser den Lüsten des Geistes ergeben war und nach Ruhm, Grösse und Unsterblichkeit des Nahmens jagte, so hieng dieser einzig und allein den Lüsten des Fleisches nach. Aber auf eine für Z. unglaubliche und anfangs ganz unmerkliche, nachmals aber nicht mehr zu hintertreibende Art fiel der Fürst in das grade entgegengesetzte Extrem, der Bigotterie. Z. merkte die unvermeidliche Annäherung seines Falles, kam seinem Herrn zuvor und nahm seinen Abschied. Bey seinem schon zum Theil gesättigten Stolze und bey seinem sehr ansehnlichen Vermögen gewann er bey dieser Veränderung mehr als er verlor. Er bezog mit seiner Gemahlin und Tochter sein reizendes Landgut, verband den Genuß der Natur und Freyheit mit Geselligkeit, theilte seine Zeit in Oekonomie, Lectür, Briefwechsel, und hatte bis jetzt auf einen für höchst glücklich gepriesenen und von tausenden beneideten Fuß gelebt, als plötzlich sein schweres Familienschicksal ihn lehrte, daß seine Glückseligkeit doch nur auf Sand gebaut gewesen sey. Er fühlte jetzt eine fürchterliche Leere in sich; die Einsamkeit war ihm

unausstehlich, und doch eckelte ihm vor allem Umgange. Schwerlich würde Dietrich sobald vertrauten Eingang bey ihm gefunden haben, wenn ihm nicht sein George mächtig zu Hülfe gekommen wäre. Man brachte ihn zu der noch immer kranken Caroline, und auf der ganzen Welt wäre wohl für sie kein besserer Tröster und Unterhalter zu finden gewesen: Seine Naivetät, seine Fröhlichkeit, seine Erfindsamkeit sie und sich zu beschäftigen, machten ihn gar bald Carolinen unentbehrlich. Mit Recht sah dies der Geheimerath für eine große Wohlthat an, wofür er Dietrichen die lebhafteste Verbindlichkeit schuldig sey, und so zog er ihn näher in seinen Umgang, ließ ihn besonders des Abends zu sich kommen, und Dietrich muste ihm seine ganze Lebensgeschichte erzählen. So ein großer Welt- und Menschenkenner der Geheimerath war, so hatte er doch einen Mann von Dietrichs Schlage noch gar nicht kennen lernen! Was dieser beyläufig von Religion einfliessen ließ, schien ihm nichts als einfältiges Zeug: Und gleichwohl war dieses vermeinte einfältige Zeug das Fundament von Dietrichs Tugend, die er sich nicht entbrechen konnte zu bewundern. Die sanfte Art, wie Dietrich von seinem Feinde und Verfolger H * * * sprach, dem er gleichwohl alles Gute wünschte und daß Gott ihn nur bekehren

und zum bessern Menschen machen möchte, war für den geheimen Rath ein Stich ins Herz, den sein Gewissen erinnerte, wie hart er seinen Feinden und Verfolgern begegnet war. Ganz neu nach Theorie und Praxis war ihm der Gesichtspunkt, aus welchem Dietrich die Leiden und Widerwärtigkeiten dieses Lebens betrachtete. Immer fand er darin, den alles wohlmachenden Gott; wie gut war es, sagte er unter andern, daß mein Weib krank wurde, das schickte der liebe Gott so weislich, denn nun musten wir liegen bleiben, damit Sie, als unser so grosser Wohlthäter uns gleich erreichen konnten, wer weiß wohin wir sonst unterdeß wären verschlagen worden! Z fand in alle diesem viel Fantasterey und Grille, und doch, wieviel hätte er darum gegeben, Dietrichs auf diese vermeinten Grillen gebaute feste Ruhe und Zufriedenheit im Leiden zu haben! Es würde einen nicht uninteressanten Stof zu einem eignen kleinen Werke geben: Abendstunden des geheimen Rath Z. mit dem ehemaligen Krämer Dietrich! Hieher gehört blos das Wesentliche, daß Z. nach und nach wirklich einen ernstlichen Anfang machte, die Religion näher zu prüfen und die Tiefen seines eignen Herzens zu durchforschen. Auf der andern Seite gewann Dietrich ungemein

durch

durch des geheimen Raths lehrreichen Umgang. Seine Begriffe erweiterten sich mit jedem Tage; eine Menge Vorurtheile schwanden; der geheime Rath flößte ihm Geschmack an der Lectür ein und berichtigte selbst viele von Dietrichs nicht ganz reinen Religionsbegriffen. Aus dem ehemaligen Bedienten Dietrich ward jetzt ein Mann, der sich in jeder feinen Gesellschaft zu nehmen wußte und den nichts als einen aus dem Pöbel charakterisirte. In der Oeconomie nahm er dem geheimen Rath nicht nur beynahe alle Arbeiten ab, sondern nachdem er einmal die Oekonomie als Wissenschaft hatte kennen lernen, gab er auch neue Ideen an, machte Versuche im Kleinen und executirte sie allmählig im Grossen. Selbst seine ehemalige Krämerey, die er ganz umsonst getrieben zu haben schien, kam ihm jetzt wieder zu statten. Des geheimen Raths Gut lag an der Grenze von mehrerer Herrn Länder und es ließ sich hier ein sehr vortheilhafter Zwischenhandel treiben. Z. hatte das bisher aus der Acht gelassen, nun aber zog er Handelsleute an seinen Ort, und unterstützte sie, und vermehrte dadurch seine Revenüen ansehnlich. Nie hatte er sonst einen Begrif gehabt, was Segen Gottes sey. Nun faßte er es,

und erkannte, daß dieser Segen bey ihm mit Dietrichs Anzuge begonnen habe. Caroline und George wurden indeß mannbar, und der geheime Rath merkte gar wohl, daß seine Tochter für Georgen etwas mehr als gewöhnliche Freundschaft fühlte, aber noch sprach er hierüber mit Dietrichen kein Wort. Als ihn aber nach alle den Anstrengungen des Kopfs, die er auch jetzt nicht lassen konnte, ein Anfall vom Schlage traf, bestellte er sogleich sein Haus, und legte in aller Form Rechtens sein Testament nieder, von dessen Inhalt jedoch noch nichts kund ward. Etwa sechs Wochen hernach, die einzig mit Betrachtungen der Religion und mit stillen Thränen, die oft seinen Augen entflossen, zubrachte, ergrif er eines Abends plötzlich, indem Caroline und George vor ihm standen, beyder Hände, legte sie in einander, sank zurück auf seinem Stuhle und — sein Geist war entflohn. Tausend Thränen folgten seiner Baare nach; gern hätte Dietrich die durch seinen Tod eröfneten günstigen Aussichten fahren lassen, wenn er ihm dadurch das Leben hätte zurückkaufen können. Das Testament ward eröfnet, dessen Hauptpunkte darauf hinausliefen, daß Caroline Universalerbin seyn sollte, unter der Bedingung, Georgen ihre Hand zu geben; Dietrich aber

Lebenslang die Güter verwalten, und der Vater und Beschützer des blinden Ehepaars seyn sollte. Dies Testament erfüllte blos die geheimen Wünsche beyder, doch ward aber erst nach einem halben Trauerjahre die Verbindung in der grösten, aber um desto froheren Familienstille vollzogen. Das blinde Ehepaar war glücklich, und glücklicher, als viele Sehende es nicht sind! Der Verlust des edelsten Sinnes war bey Georgen gänzlich, bey Carolinen mehrentheils verschmerzt, und da sie doch in ihren Kinderjahren den Gebrauch des Auges gehabt hatten, so waren sie weit besser dran, als Blindgeborne. Einmal, doch! — aber dann nie wieder — fiel eine herzerschütternde Scene vor! Beyde giengen an einem schönen Frühlingsabende, wie sie oft pflegten, auf einer grossen Wiese Arm in Arm spazieren; mit stillem Entzücken, das aber nur zu leicht in wehmüthige Empfindung übergeht, horchten sie lang und schweigend dem Gesange der Nachtigal zu. Ach, fieng endlich Caroline mit einem tiefen Seufzer an, was vor ein herrlicher Abend mag das heute seyn! Die Nachtigal geniesst ihn, sie schlägt so vor lauter Freude — Nur wir, wir — — Liebste Caroline, versetzte ihr George, ich bitte dich, mache mir das Herz

nicht schwer; mir ist heut ohnedem so melancholisch zu Muthe! —

„Und mir wird immer so und wird immer so seyn so lang ich lebe!“

Herzensweib, ich bitte dich um Gotteswillen, sprich nicht so — oder — liebst du mich nicht mehr?

„Mein einziger George, ich liebe dich und werde dich ewig lieben: Aber verlange nichts Unmögliches von mir! Immer werde ich deine und meine Blindheit für ein hartes unverdientes Schicksal halten. Jedes Weib im Dorfe ist glücklicher denn ich, sie sieht doch ihren Mann!“

O laß dirs lieb seyn, daß du mich nicht siehst! ich kann wohl nicht anders als recht häßlich aussehn!

„Und wenn du die Häßlichkeit selbst wärst, daran gewöhnt man sich! das Häßliche, was man nur sonst Ursach hat zu lieben, wird nach und nach sogar schön!“

Nun gut, ich will nicht streiten: Aber bedenke nur, daß uns ausserdem auch nichts, gar nichts zu unserm Glücke fehlt!

„Die Hälfte meiner Glückseligkeit, und mehr als die Hälfte ist mir feil, nur für ein einziges Auge, nur für einen schwachen Schimmer von Licht! O wie gern wollt ich arm und

„dürftig seyn und trocken Brod essen, wenn ich davor wieder sehen könnte! Gott, Gott, du bist gerecht und gütig und die Liebe selbst: Ach warum bist du es nicht auch in diesem Punkte!“ —

Vergebens versuchte George seine ganze Beredsamkeit; ja er fühlte sogar, daß er sich und Carolinen die Wunde nur noch tiefer aufrisse: Mit schwerem Herzen begaben sie sich also diesmal zur Ruhe und hoften den Schlaf blos von der Ermüdung, die der Schmerz nach sich zu ziehn pflegt. Gegen Morgen bekam Caroline einen Traum, der ihr beym Aufwachen mit einer ganz ungewöhnlichen Stärke und Lebhaftigkeit vor der Seele stand. Es kam ihr vor, als befände sie sich in ihrem väterlichen Hause, beyde Eltern noch am Leben und sie selbst in der Blüthe der Jugend und Schönheit, ohne eine Spur von Blattern. Sie bekam einen Liebhaber, einen jungen schönen galanten Hofmann, den sie in jugendlicher Unerfahrenheit für einen Engel von Verstand und Herz hielt. Freudig folgte sie ihm als Gemahlin an den Hof, nicht ohne eine starke Dosis von Eitelkeit und Wollust, aber auch nicht ohne gewisse einzelne Grundsätze von Ehre und Tugend. Der Erbprinz verliebte sich in sie und ward sehr dringend; sie hielt es für Pflicht, es ihrem Gemahle zu sagen, und war anfangs

wirklich willens ihm treu zu bleiben. Aber er hielt diese Hahnreyschaft für ein so grosses Glück, daß er selbst seine Gemahlin dem Prinzen in die Hände spielte! Voll Verachtung ließ sie sich nun von ihm scheiden und ward die Mätresse des Prinzen. Ihr Vater, der geheime Rath, empfand diesen Schritt so übel, daß er sie enterbte; doch hielten sie anfangs die reichlichen Geschenke ihres vornehmen Liebhabers vollkommen schadlos. Allein in Jahresfrist ward er ihrer überdrüßig, und als sie über seine neuen Liebschaften die Eifersichtige spielte, ward sie von Hofe entfernt, und trieb sich nun, als eine Prostituirte und aus dem väterlichen Hause verstoßne, überall umher. Der Abgrund von Schande und Elend, in den sie zuletzt verfiel, erregte ihr ein solches Grausen, daß sie mit einem lauten Schrey erwachte. Indeß sie mit diesem fürchterlichen, aber lehrreichen Traume sich quälte, hatte George eine andre nächtliche Erscheinung. Auch er erblickte sich glücklich und mit unverletzten Augen den Blattern entronnen, und ward auf eine auswärtige berühmte, aber innerlich höchstverdorbene Schule gethan. Die Schändlichkeiten, die er hier sah und hörte, sträubten ihm jedes Haar zu Berge; aber er war viel zu unerfahren und zu unbehülflich, um gegen den Strom des Verderbens zu schwimmen! Die jun-

ge Bösewichter rissen ihn hin, und als er einst in den Ferien nach Hause reiste, schlug seine Mutter bey seinem Anblick die Hände über dem Kopfe zusammen, so todenblaß und verfallen sah er aus! Mehr bedurfte es für Georgen nicht, um ihn ebenfalls mit Schrecken und Entsetzen aus seinem Traume aufzuscheuchen: Und als sich nun beyde ihre Träume wechselsweise erzählten, und mit der gestrigen Unterredung zusammenhielten, da fielen sie wieder auf ihre Kniee und dankten Gott inbrünstig für das Licht, was er ihnen über seine geheimen Rathschlüsse gegeben. Nie stieg wieder ein Gedanke des Murrens in ihrer Seele auf, und Caroline rief nun mit der innigsten Ueberzeugung und Beschämung: Gott, du bist gerecht und gütig und die Liebe selbst, auch über uns blindes Ehepaar! Vater Dietrich, dem dies alles auch zu Ohren kam, und Mutter Dietrichen, erinnerten sich jetzt lebhaft der Scene, als sie die ihrem George drohende Blindheit mit ungestümer Heftigkeit wegzubeten suchten; mit Dank und Anbetung erkannten sie deutlicher als jemals — und wünschten, daß jedermann es erkennen möchte: Daß wir Menschen, auch bey dem besten Willen, viel zu kurzsichtig sind, um unbedingt erhört zu werden; daß aber Gottes Nichterhörung nie etwas anders ist, als allgütige Versagung eines kleinern

Gutes, oder gar eines noch unter dem Schleyer der Zukunft tiefverdeckten Uebels, und dagegen Gewährung einer viel grössern Wohlthat, welche die kühnste Fantasie sich nicht zu träumen gewagt hätte. Wie konnte es Dietrichen je einfallen, daß er noch einmal ein reicher, vornehmer, das Wohl von mehr als tausend Menschen befördernder Mann werden sollte: Und siehe da, grade die rauhen Schicksale seines Lebens, die er gern weggebetet hätte; die Blindheit seines George, die schikanöse Verfolgung des H*** , die Feuersbrunst bey dem Herrn von D. und die Verjagung durch seinen Erben, führten ihn in seine gegenwärtige glückliche Lage; und alle die tiefe Noth, die er erfahren hatte, lehrte ihn im voraus die schwere Kunst, sein Glück zu ertragen. Nachdem die Vorsehung ihn hinlänglich geprüft und bewährt gefunden, lebte er in wenig unterbrochener Ruhe und Frieden bis in das späteste Alter. Er sah seine Frau und beyde Kinder in die Ewigkeit vorangehen: Aber Caroline, hatte ihm einen Enkel hinterlassen, den er früh zur Weisheit und Tugend bildete, und der ihm als einem 91jährigen Greise die Augen zudrückte. Sein letztes Wort im Sterben war: Gott macht alles, alles wohl!

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0096
DFG

3.

Ueber die Aufklärung unsers Jahrhunderts;

eine an dem Geburtstag des Regierenden Herzogs von Wirtenberg, gehaltene Rede

von Johann Christoph Schwab.

Die richtige Schätzung der National-Aufklärung ist eben so wichtig, als die Untersuchung, die ein jeder Mensch in einem gewissen Alter über seine eigene Aufklärung anstellen sollte. Ein jedes Jahrhundert ist geneigt, sich den Vorzug vor allen vorhergehenden zu geben: und die Selbsttäuschung ist hier um so leichter, da ein jedes Zeitalter gewisse Vorzüge hat. Allein, wenn uns die Vorliebe zu unserm Jahrhundert, die oft nichts anders als eine verborgene Eigenliebe ist, nur auf die Vorzüge desselben aufmerksam seyn läßt, und uns gegen seine Mängel die Augen verschließt; so wird nicht nur unser Fortschritt auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt, sondern wir laufen sogar

Gefahr, zurück zu gehen, und die erlangten Vollkommenheiten wieder zu verlieren.

Die Aufklärung einer Nation begreift die ganze Masse der unter derselben vorhandenen Wahrheiten und Kenntnisse, die einen unmittelbaren oder mittelbaren, aber immer einen beträchtlichen Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit haben. Ich sage, die Wahrheiten, die zur National-Aufklärung gerechnet werden, müssen für die Menschen wichtig seyn. Zwar ist keine Wahrheit ganz gleichgültig für unser Wohl; und schon oft hat das scharfsichtige Auge des Weisen den Faden gefunden, der die entfernteste, und dem Scheine nach, unfruchtbarste Wahrheit an unsere Glückseligkeit knüpft. Die Entdeckung der Trabanten des Jupiters, die anfangs blos ein Gegenstand der Neugierde schien, hat seitdem dazu gedient, die Länge der Oerter zu finden, die Erdbeschreibung vollkommener zu machen, und Schifbrüchen vorzubeugen. Ahndete wohl der, der zuerst die Richtung des Magnets gegen Norden beobachtete, die Entdeckung einer neuen Welt, die die Summe unsers Glücks und Elends so sehr vermehren sollte? — Allein man sieht doch leicht, daß dergleichen Kenntnisse, so sehr auch der menschliche Geist Ursach hat, darauf stolz zu seyn, denjenigen Wahrheiten nicht dürfen an die Seite gesetzt werden, die die

Grundpfeiler der menschlichen Glückseligkeit sind. Auf diese muß bey der Schätzung der National-Aufklärung vorzüglich Rücksicht genommen werden, ohne jedoch die andern, deren Wichtigkeit nicht so groß und einleuchtend ist, von dem Umfang derselben gänzlich auszuschließen.

Wir können allerdings, ohne uns dem Verdacht einer übertriebenen Vorliebe für unser Zeitalter auszusetzen, zuversichtlich behaupten, daß noch kein Jahrhundert einen so großen Schatz von wichtigen und gemeinnützigen Wahrheiten besaß, und daß noch in keinem diese Wahrheiten so ausgebreitet waren, als in dem unsrigen. Wir haben mit dem Reichthum, den uns das vergangene Jahrhundert überliefert hat, gewuchert. Man hat die menschliche Natur von allen Seiten ausgespäht. An dem Himmel, in der Luft, auf der Erde und in dem Meer sind Entdeckungen gemacht worden. Die Zweige der Wissenschaften haben sich vermehrt: und ob sie wohl nicht lauter neue Wahrheiten enthalten, so sind doch die bisher theils zerstreuten, theils im Dunkeln liegenden darin gesammlet und ans Licht gezogen worden. Die Kenntnisse des Staats- und Kriegsmannes, des Oekonomen, des Künstlers, des Fabrikanten, des Kaufmannes, ja selbst des Handwerkers und des Landmannes sind von denkenden und wissenschaftlichen Köpfen gesammelt, entwickelt, verbessert, geordnet,

und in den Landessprachen durch einen lichten Vortrag mehr in Umlauf gebracht worden. Dadurch hat die Aufklärung unendlich gewonnen. Es sey mir vergönnet, aus diesem unermeßlichen Schatz von Wahrheiten nur einige der wichtigsten herauszuheben, die vielleicht noch in keinem Jahrhundert so allgemein erkannt, und von den Classen, für die sie eigentlich gehören, vielleicht noch nie so lebhaft empfunden, und so deutlich eingesehen worden.

Ich fange mit der höchsten Classe in der bürgerlichen Gesellschaft, den Regenten, an. Die große Wahrheit, daß der Regent nur alsdann glücklich ist, wann er seine Unterthanen glücklich macht, und nur alsdann wahrhaftig groß, wann er seinen Beruf nach allen seinen Theilen erfüllt, diese für das Heil der Völker so wichtige Wahrheit ist noch in keinem Jahrhundert so allgemein und so deutlich erkannt worden. Welcher Menschenfreund hat nicht mit Entzücken gelesen, daß Joseph der Zweyte sich öffentlich den Diener des Staats nannte; daß ein nordischer König vor der zahlreichen Versammlung der Abgeordneten seines Reichs erklärte, eine Nation beherrschen sey nichts anders als ihr dienen *); und daß ein benachbarter Fürst **) die Antwort, die

*) Der König von Pohlen.

**) Der Marggraf von Baden.

er seinen von der Leibeigenschaft befreyten, und ihm für diese Wohlthat dankenden Unterthanen gab, mit diesen Worten als mit einem Grundsatz anfängt: „daß das Wohl des Regenten mit dem Wohl seines Landes innigst vereiniget ist, und daß beyder Wohl oder Uebelstand in Eins zusammen fliessen?“ — Doch was suche ich fremde Bvspiele? Hat nicht unser Durchlauchtigster Herzog an dem schönsten und feyerlichsten Tage der hohen Carlsschule und vor der glänzendsten Versammlung, in diesem Hörsaale die so nachdrücklichen Worte ausgesprochen, „daß das der Augenblick von der wahren Größe des Regenten ist, wenn er seine Kräfte und seine Macht zum Wohl des großen Ganzen, zum besondern Wohl des Staats, und zum Wohl der Einzelnen anwenden kann?“ und die darauf folgenden eben so merkwürdigen Worte: „daß alles Einkommen, aller Reichthum, den der Fürst so vorzüglich genießt, nur der Zoll seiner Bemühungen für das Wohl seiner Unterthanen seyn sollte, und daß er nur in diesem Betracht diesen Reichthum mit Recht und mit gutem Gewissen sich zueignen darf?“ Eine so lebhaft gefühlte, mit dem Ton der Ueberzeugung ausgedrückte Wahrheit, wie sollte sie nicht von dem Kopf in das Herz übergehen, und sich in Thaten und Handlungen offenbaren? Dieser richtige Begrif

von dem Beruf und der wahren Größe eines Regenten ist es, der den Eroberungsgeist in Europa gedämpft, den Despotismus entwafnet, den Stolz von dem Thron entfernt, die Sprache der Beherrscher selbst da, wo sie befehlen müssen, gemildert, und den Pomp ihrer Höfe nur noch für außerordentliche Gelegenheiten übrig gelassen hat.

Eine andere, besonders von den Fürsten Deutschlands allgemein erkannte Wahrheit ist, daß von einer sorgfältigen und zweckmäßigen Erziehung der Jugend das ganze Wohl des Staates abhängt, daß es also nicht nur nicht unter der Würde des Regenten, sondern sogar eine seiner vornehmsten Pflichten ist, über der Erziehung der Jugend zu wachen. Nichts ist einfacher und einleuchtender als der Gedanke, daß der Jüngling im Knaben, und der Mann im Jüngling, so wie die Frucht in der Blüthe, vorbereitet werden soll; und daß das, woran dem ganzen Staate so unendlich viel gelegen ist, dem Auge des Regenten nicht entgehen soll. Das einmüthige Bestreben aller Fürsten, die Erziehungs-Anstalten ihrer Länder theils zu verbessern, theils gewisse Lücken in denselben auszufüllen, ein Bestreben und ein Wetteifer, dergleichen man noch in keinem Jahrhunderte sah, ist ein Beweis,

daß die Regenten von jener Wahrheit allgemein und auf das lebhafteste überzeuget sind.

Ich füge diesen Wahrheiten noch eine dritte bey, wodurch sich die Aufklärung der höchsten Classen in unserm Jahrhundert besonders auszeichnet. Die den Staaten so heilsame Religionsduldung, die überall eingeführt zu werden anfängt, ist ein Beweis, daß die Regenten die einfache, für das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft äußerst wichtige, aber bisher nicht deutlich genug erkannte Wahrheit einsehen, daß die Religion, die nur ein Werk der Erleuchtung des Verstandes, und der Lenkung des Willens seyn kann, nicht erzwungen werden soll, und daß unwillkührliche Irrthümer und Meynungen, die dem Staate nicht nachtheilig sind, kein Gegenstand der Strafgerechtigkeit seyn können. Hätten die vergangenen Jahrhunderte diese Wahrheit eingesehen, wie viel Kriege und Empörungen würden die Staaten nicht zerrüttet, wie viel Verbrechen die Menschheit nicht befleckt, wie viel Scheiterhaufen nicht geraucht haben!

Diese Religionsduldung ist zugleich ein Zeichen, daß sich jene Wahrheit unter allen Ständen der Gesellschaft, ja selbst unter der niedrigsten Classe derselben, dem Volk, ausgebreitet hat. Wären die Köpfe noch mit dem alten Vorurtheil angefüllt, daß in der Religion keine

Verschiedenheit der Denkungsart und der äußerlichen Ceremonien statt haben soll, und daß es die Sache Gottes erfodre, sich derselben mit Gewalt zu widersetzen; so würde über die Länder, wo Anstalten zu der bürgerlichen Duldung mehrerer Religionspartheyen gemacht werden, die Zwietracht schon lang ihre fürchterliche Fackel geschwungen haben!

Es würde nicht schwer seyn, auf diese Art alle Classen der Gesellschaft durchzugehen, und zu zeigen, daß unter denselben in Rücksicht auf gewisse Wahrheiten ein Grad von Aufklärung statt findet, dergleichen die Geschichte in keinem der vergangenen Jahrhunderte aufzuweisen hat. Allein da es für unser Wachsthum in der Vollkommenheit ungleich wichtiger ist, unsre Mängel als unsre Vorzüge kennen zu lernen; so werde ich nun auch von jenen einige aufheben, die theils unserm Jahrhundert noch ankleben, theils als ganz neue Flecken desselben anzusehen sind.

Um zuförderst von dem Aberglauben zu reden, der die vergangenen Jahrhunderte so sehr entstellt, so muß man allerdings gestehen, daß dieser Feind der Aufklärung sich größtentheils aus den höhern und mittlern Classen der Gesellschaft in die niedrigste zurückgezogen hat, und daß er auch da nicht mehr so tyrannisch zu herrschen scheint.

scheint. Die sich immer mehr ausbreitende Kenntniß der Natur hat ihn in seine letzte Verschanzung getrieben. Allein an seine Stelle ist vielleicht nur ein feinerer Aberglaube getreten, der um so gefährlicher ist, weil er von einer sophistischen Vernunft einen Anstrich von Wahrheit bekommen hat. Man würde sich heut zu Tage schämen, aus der Lage der Gestirne bey der Geburt eines Menschen sein künftiges Schicksal zu bestimmen, und in dem Schweif eines Kometen den nahen Tod eines Monarchen zu lesen: aber hat man deswegen auf Prophezeyungen Verzicht gethan; und giebt es nicht immer noch Leute, die die Epochen vom Sturz der Reiche, ja selbst vom Ende der Welt berechnen wollen? — Die Chiromantie wird verlacht; aber die Physiognomik ist an ihre Stelle getreten: — eine Afterwissenschaft, die nur durch langwierige, mannichfaltige und genaue Beobachtungen diesen Namen verlieren, und sich zum Rang einer ächten Wissenschaft erheben kann; die aber in unsern Tagen durch Uebereilung und den beygemischten Sehergeist unzählige Irrthümer veranlaßt, der Eitelkeit und dem Müßiggange geschmeichelt, und den wahren und nützlichen Kenntnissen großen Abbruch gethan hat. — Man hat die Thorheit der sympathetischen Curen eingesehen, und

spottet jetzt über die Wundercuren, die vor funfzig Jahren auf dem Grabe des Paris geschehen seyn sollen: allein Gaßner hat mit seinem Exorcismus in Deutschland Beyfall, und in der Schweiz Bewunderung gefunden; und Messmer hat in unsern Tagen mit seinem thierischen Magnetismus, dem er das Ansehen einer vernünftigen Theorie zu geben gewußt, in einer der größten Städte von Europa, die auf ihre Aufklärung so stolz ist, eine Menge Köpfe verrückt. Nicht nur der Pöbel, selbst vornehme Standespersonen, selbst Gelehrte liefen schaarenweise zu dem magnetisirenden Arzt: — und es brauchte nichts geringers, als eine von der Königlichen Regierung niedergesetzte, und aus den gelehrtesten und unbefangensten Männern bestehende Commißion, um die kranke Einbildungskraft des Publikums, wenn es anders möglich ist, zu heilen, und den magnetischen Zauber zu zerstreuen. — Eine andere Thorheit unsers Jahrhunderts ist die noch immer fortdauernde Sucht, das Geheimniß der Verwandlung der Metalle zu finden. Ein ganz neues und sehr tragisches Beyspiel hievon haben wir an einem Englischen Chemiker *), der, da er sein betrügerisches Vorgeben entdeckt sah, durch seinen verzweiflungsvollen Tod bewies, daß es leichter ist, Kirschlor-

*) D. Price.

beerwasser zu seiner Vergiftung, als Gold zu seiner Bereicherung zu machen. Wie finster muß es nicht in den Köpfen solcher Personen aussehen, die ohne sich darum zu bekümmern, ob eine solche Verwandlung möglich ist, und wenn sie möglich, ob es auch irgend einen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, daß menschliche Kunst jemals dazu gelangen wird; die, sage ich, ohne sich diese und andre Fragen vorher aufzulösen, blindlings darauf losarbeiten, und mitten unter ihren chimärischen Hofnungen sich und ihre Familien ins Elend und Verderben stürzen! — Ist es ein Zeichen von durchgängiger Aufklärung, daß so viele Gesellschaften im Finstern schleichen, wovon der eine Theil aus Betrügern, der andere aus Betrogenen besteht *)? Ist es endlich Aufklärung unsers Jahrhunderts, wenn auf der einen Seite Schwärmer der Vernunft Hohn sprechen, und die Religion und die Sittenlehre in ein bloßes inneres Gefühl, oder in ein Spiel der Phantasie verwandeln; auf der andern, kühne Sophisten eben diese Vernunft mißbrauchen, um die ehrwürdigsten und heilsamsten Wahrhei-

*) Daß hier von keiner Gesellschaft die Rede ist, die einen heilsamen und gemeinnützigen Zweck hat, zeigen die Worte genugsam an.

ten dem menschlichen Geschlechte zu rauben, und ihm ihre Hirngespinnster aufzudringen? —

Ich habe oben gesagt, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer frühen Erziehung und Bildung der Jugend zu den schätzbarsten Wahrheiten unsers Jahrhunderts gehört. Aber hat man nicht mit derselben zugleich das schädliche Vorurtheil angenommen, daß, weil man jetzo früher und mit mehrerem Fleiß an der Bildung der Jugend arbeitet, man nun eben diese Bildung in der halben Zeit vollenden könne? Wahr ists, unsre Hülfsmittel haben sich vermehrt, unsere Methoden sich verbessert: man hat die Kenntnisse, die einen nähern Bezug auf den künftigen Beruf des Jünglings haben, von den minder nothwendigen und nützlichen abgesondert, und auf jene mehr Rücksicht genommen: und so hat wirklich der Gang der Erziehung um etwas beschleuniget werden können. Aber die Natur der menschlichen Seele, die durch keinen Sprung, sondern stufenweise von Kenntniß zu Kenntniß geführt werden will, ist doch immer eben dieselbe; und dieser Natur will man Gewalt anthun. Mancher Jüngling verläßt heut zu Tage die Hohe Schule in einem Alter, wo er sie in vorigen Zeiten erst besucht hätte: und wann er sich eine Zeitlang in dem unermeßlichen Felde der Sprachen und Wissenschaften

umgesehen hat, so findet er sich am Ende seines Laufes noch weit vom Ziel; gleich den heutigen Luftfahrern, die zwar in kurzer Zeit hoch steigen, und eine Menge Gegenstände auf eine verworrene Art mit ihrem Blick umfassen, aber ihrem Flug keine Richtung zu geben, und das vorgesetzte Ziel nicht zu erreichen wissen.

Auf diese Art ist die Aufklärung unsers Jahrhunderts immer noch einseitig, immer noch mit Vorurtheilen und Thorheiten vermischt; und wenn wir hie und da einer neuen Wahrheit die Thüre öfnen, so schleicht sich irgend ein Irthum neben ihr herein. Dieses wird sich noch besonders zeigen, wenn ich noch kürzlich die Frage beantworten werde, ob unser Jahrhundert die Wahrheiten auch gehörig würdige, das ist, einer jeden so viel Werth beylege, als sie nach ihrem Einfluß auf die menschliche Glückseligkeit verdient. Daß ohne eine gehörige Würdigung der Wahrheiten keine ächte Aufklärung statt habe, können wir nicht besser einsehen, als wenn wir uns des Zustandes der Wissenschaften in Griechenland vor dem Sokrates erinnern. Die besten Köpfe Griechenlands beschäftigten sich damals fast ausschließungsweise mit der Betrachtung der Gestirne, mit der Meßkunst, mit Untersuchungen über den Grundstof der Körper, und den darüber ausgedachten Hypothesen. So-

krates, der die Wahrheiten zu würdigen wußte, lenkte, ohne jene Wissenschaften zu verwerfen, die Aufmerksamkeit seiner Bürger auf eine Weisheit, die mit ihren Bedürfnissen und ihrer Glückseligkeit in einer genauern Verbindung stand, und wurde dadurch der Wohlthäter seines Vaterlandes, und des ganzen menschlichen Geschlechts.

Ein jedes Jahrhundert, ja man kann beynahe sagen, ein jedes Jahrzehend hat seine Lieblingsbeschäftigungen, denen es eben deswegen, weil sie seinem Geschmacke schmeicheln, die größte Wichtigkeit beylegt: und wenn es sich in einem gewissen Kreis von Dingen eine Zeitlang herumgedreht hat, und derselben müde ist; so geschieht es nur zu oft, daß es in einen neuen überspringt, ohne sich sonderlich mehr um seine alten Beschäftigungen zu bekümmern. Daß es auch unserm Jahrhunderte so gegangen ist, will ich nur durch ein einziges Beyspiel beweisen. Im Anfang desselben stand Wolf mit seiner Philosophie und seiner mathematischen Methode auf. Der große Beyfall, den er erhielt; die vernünftigen Anhänger, die er bekam; die vortreflichen Schüler, die er bildete, von denen Bilfinger allein hinlänglich wäre, seinen Lehrer unsterblich zu machen; und endlich die Verfolgungen, die er von der Unwissenheit und dem Neid zu erdulden hatte, müssen

selbst für die, die die Schriften dieses großen Mannes nicht kennen, ein Beweis seyn, wie viel Gutes diese Philosophie enthielt. Wir dürfen zuversichtlich behaupten, daß sie, besonders durch ihre lichte Methode, die Aufklärung in Deutschland ungemein befördert, und dem ganzen Gebäude der Wissenschaften mehr Ordnung und Festigkeit gegeben hat. Indessen hatte die Philosophie, wie alle Systeme, ihre schwache Seiten. Sie wollte bisweilen Begriffe zergliedern, die keiner Zergliederung fähig sind. Sie gab sich oft das Ansehen, da zu demonstriren, wo nur Wahrscheinlichkeiten und Vermuthungen statt finden. Diese ihre Mängel blieben dem scharfsichtigen Auge ihrer Freunde nicht verborgen, und wurden von ihren Feinden aufgedeckt und vergrößert. Auch war der Enthusiasmus für sie so groß gewesen, als daß ihn die Zeit nicht hätte abkühlen sollen. Hiezu kam das Unglück, das sie hatte, dem Präsidenten einer der berühmtesten Akademien Deutschlands zu misfallen, der ein Ausländer war, aber sich deutscher Waffen, sie zu bestreiten, bediente *). Das poetische

*) Diese Akademie hat seitdem durch die Krönung der Werke eines Mendelsohns, Eberhards, Cochius, genugsam zu erkennen gegeben, wie sehr sie die deutsche Philosophie schätzt.

Zeitalter fiel vollends über sie her, und zwang sie, falls sie anders noch erscheinen wollte, ein dem seinigen ähnliches Kleid anzulegen. So ist von der berühmten Wolfischen Philosophie kaum mehr als der Name übrig geblieben, und die an sich vortrefliche Methode ist beynahe ganz verloren gegangen. „Was soll man ewig, heißt es jetzo, Systemen aus Spinnenweben bauen? Facta müssen wir haben! Facta machen eigentlich das Gebäude der menschlichen Erkenntniß aus!“ Auf diese Art haben nicht nur die Wissenschaften, die sich eigentlich mit Factis beschäftigen, wie die Politische, Litterarische und die Naturgeschichte, samt der Experimentalphysik, (die zum großen Verdruß gründlicher Physiker, fast als eine Taschenspielerkunst behandelt und angestaunt wird,) sich über die theoretische und speculative Philosophie erhoben, und die ganze Aufmerksamkeit der Jugend auf sich gezogen; sondern sie fängt selbst an, ein bloßes Magazin von unzusammenhängenden Lehrmeynungen, und von Factis zu werden, worüber entweder gar nicht, oder nach schwankenden und unbestimmten Begriffen, in einer schöngeisterischen Sprache räsonnirt wird. Was aber das Sonderbarste hiebey ist, so sind gerade in dem Zeitalter, wo man in der Philosophie so sehr auf Thatsachen dringt, die ungegründesten Hypothesen in der

Psychologie, in der natürlichen Theologie, und in der Cosmologie entstanden. Es sey ferne von mir, zu leugnen, daß alle unsere Erkenntniß theils auf äußern, theils auf innern Empfindungen beruhe, und wir also überall mit Thatsachen anfangen müssen: aber strenge, aus allgemeinen Ideen fließende Schlüsse, lichte Ordnung, und eine deutliche, bestimmte, nicht mit Zierrathen überladene Sprache sind eben so wesentliche Bestandtheile der philosophischen Methode. Es ist wahr, diese Methode wird dadurch etwas trocken: allein die Philosophie ist auch nicht zum Zeitvertreib, sondern zur Bildung unsers Geistes bestimmt; und Aristoteles hat sie, selbst seinem Königlichen Zögling zu lieb, nicht in einen Roman verwandelt. Hierin sind wir offenbar in der Aufklärung zurückgekommen; und unser Jahrhundert, das den ungeheuern Vorrath der ihm überlieferten Kenntnisse so unmäßig und begierig verschlungen hat, scheint seine Verdauungskraft verloren zu haben, und die starken Speisen nicht mehr vertragen zu können!

Endlich bleibt bey aller Aufklärung einer Nation und bey allem Schatz von Wahrheiten, womit sie prangt, noch die Frage übrig, ob diese Wahrheiten auch in die ganze Ge-

denkungs- und Handlungsart der Menschen einen praktischen Einfluß haben. Ist dieses nicht, so sind es für sie eigentlich keine Wahrheiten, sondern todte Formeln, die nur im Gedächtniß und in der Einbildungskraft kleben, und das Herz ohne Wärme und Bewegung lassen. Dies scheint nur zu oft der Fall der sogenannten verfeinerten Jahrhunderte zu seyn. Daher die Widersprüche, die wir bey der so gerühmten Aufklärung derselben finden. Man beweist sehr bündig, daß ein Staat ohne Mäßigkeit nicht bestehen kann: und der Luxus nimmt überhand. Man hat die Grundsätze der Oekonomie und der Finanz-Wissenschaft ausgefunden: und die Schulden der reichsten Staaten vermehren sich. Eine Menge Schriftsteller haben Vorschriften zur Verbesserung und Aufnahme des Ackerbaues gegeben, und man gesteht einmüthig, daß er die Hauptquelle des politischen Wohlstandes und der Bevölkerung ist: aber auf der einen Seite werden dem Pflug durch die ungeheuern stehenden Kriegsheere eine Menge nützlicher Arme entzogen; auf der andern scheint der Europäische Handlungsgeist alle Einwohner der Staaten nach den beyden Indien zu treiben. — Man predigt allgemeine Menschenliebe: und führt alle Jahre zwanzigtausend Afrika-

nische Sklaven nach Amerika, um sie daselbst in die Bergwerke zu begraben. — Man spricht mit Beredtsamkeit von Patriotismus und Vaterlandsliebe: und wäre doch nicht fähig, dem Vaterlande nur das kleinste Opfer zu bringen. Der Knabe lernt Sentenzen aus alten und neuen Schriftstellern, die eines Curius und Cato würdig wären, und der Jüngling beweist sie in seinem philosophischen Cursus: aber der Mann handelt nicht selten wie Cäsar und Clodius. Man siehet, daß die von der Religion hergenommenen Beweggründe die reinsten und stärksten sind: und handelt nach den Trieben des Eigennutzes, des Ehrgeizes und der Sinnlichkeit. — Eine solche Aufklärung ist nur eine scheinbare Aufklärung, und alle solche Wahrheiten, die nirgends als im Kopf, oder gar nur auf der Zunge ihren Sitz haben, können unmöglich viel zu unserer und anderer Glückseligkeit beytragen. Die Spartiaten waren nicht so theoretisch-aufgeklärt wie die Athenienser: aber zwischen ihrem Wissen und Handeln war kein solcher Widerspruch: ihre Ueberzeugung drückte sich in Thaten aus; und die Tugenden, wovon man in Athen zu reden wußte, wurden in Sparta ausgeübt. —

Allen diesen und andern Mängeln kräftig abzuhelfen, würde das Meisterstück der Erziehungskunst seyn. Aber zu viele Hindernisse setzen sich noch einer solchen durchgängigen, vollständigen und reinen Aufklärung entgegen; und es würde unverzeihlicher Undank seyn, wenn wir die Bemühungen der Fürsten und ihrer Gehülfen, die an diesem großen Werke arbeiten, deswegen für unnütz halten wollten, weil sie noch nicht alle die Wirkung gehabt haben, die sich die Menschen bey ihren geträumten Idealen so leicht als möglich denken. —

4.

Die Kunst, Leute zu schröpfen, die noch nicht geboren sind.

Eine Lobrede

auf die Todtenkassen und Trauerpfennings-Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften.

In einem

patriotischen Klub an der Weser

gehalten am 1sten April 1786.

von Herrn Rath Becker in Gotha.

Meine theuersten Brüder und Freunde!

Die weisen Gesetze unsrer patriotischen Gesellschaft verbinden uns, von diesem erhabenen Rednerstuhle, den ich heute das erstemal zu besteigen das Glück habe, keinen andern Gegenstand zu preisen, als uns selbst und solche Dinge, die unserm lieben Vaterlande Ehre bringen. Ich habe daher lange gezweifelt, ob ich unsere alte deutsche Redlichkeit, unsern ausgebreiteten Handel, die wohl eingerichtete freye Verfassung unsrer Stadt, oder die thätige Sorgfalt unsrer weisen Obrigkeit für das Wohl derselben vor andern zum Stof meiner Rede wählen sollte: aber

keiner dieser Gegenstände vermochte meinem Patriotismus, den ich, wie sie wissen, in Holland ausgebildet habe, einen so hohen Schwung zu geben, daß ich es hätte wagen dürfen, vor einer Versammlung so ächter Patrioten, als Sie, meine Brüder, als Sprecher aufzutreten. Endlich fand ich, was ich suchte — eine Kunst, die dem vaterländischen Boden entsprossen, ein Meisterstück der Erfindsamkeit, und so bewundernswürdig ist, daß der Gedanke an dieselbe dem patriotischen Geiste, der mich hier von allen Seiten anwehet, meine ganze Empfänglichkeit öfnet.

Sinnreiche Künste und Erfindungen sind ja ohne Zweifel die wichtigsten Vorzüge, welche ein Zeitalter und ein Volk über das andere erheben. Wohl uns dann, daß unser deutsches Vaterland sich von dieser Seite mit jedem seiner Nachbarn messen darf! Wohl uns, daß wir neben der Buchdruckerkunst, dem Papier, der Luftpumpe, dem Porzellane — auch das Schießpulver, die Ahnenprobe und ähnliche für die Menschheit wichtigere Erfindungen unter die Producte des deutschen Genius zählen dürfen! Wohl uns, daß wir Sinn genug für ausländische Betriebsamkeit haben, den Heldenhandel der Schweizer, den Dienstverkauf der Franzosen, und jede Pariser Mode bis auf den kleinsten anmuthigen

Fehlschnitt der Putzmacherin nachzuahmen! Wohl uns, daß fremde Kunst unter deutschen Händen allezeit an innerm Gehalt gewinnt! daß unsere Blanchards die Luftkutschen nicht zum leichten Spiel des Windes machen, daß unsere Herren und Damen die französische Artigkeit durch vaterländische Gravität aufzusteifen wissen! Und wohl mir! daß ich heute meinen patriotischen Freunden eine so wichtige, auf deutschen Boden, ja was noch mehr ist, innerhalb der Mauern unsrer lieben Vaterstadt erzeugte und zur Reife gediehene Kunst schildern kann: wobey ich fürchten muß, es werde mir an Worten gebrechen, die ihrer Würde angemessen sind.

Verwundern Sie sich nicht darüber, daß mich mein Gegenstand in eine fast an Schwärmerey gränzende Begeisterung versetzt!

Unter allen wahrhaft scharfsinnigen Entdekungen der gelehrten Welt sind gewiß nur wenige jenem Vorschlage gleich, den einst ein französischer Wundarzt der hocherleuchteten Sorbonne that: wie man die Kinder, um ihre Seelen auf alle Fälle zu retten, schon taufen könne, ehe sie noch den Gefahren der Geburt ausgesetzt würden! und vernehmen Sie es, m. BBr. — die Erfindung, von der ich Sie jetzt unterhalten will, ist nichts Geringeres, als die Kunst, wie man Leute schröpfen kann, ehe sie noch ge-

horen werden. Entscheiden Sie selbst, ob ein so bewundernswürdiger Gegenstand nicht den kaltblütigsten Redner in Flammen setzen muß?

Aber Sie lächeln? — Gönnen Sie mir nur einige Aufmerksamkeit: so werden Sie sehen, daß die anscheinende Unmöglichkeit meiner Kunst nur im Ausdrucke, nicht in der Sache liegt, und Sie werden mir Ihren Beyfall so laut zujauchzen, als es kaum die stärkste patriotische Lunge an der Amstel vermag.

Mein Text ist:

„Schröpfköpfe sind wohl angebracht, wo „sie ziehen, und Erfahrung hält eine „theure Schule: es ist aber die einzi„ge, worinnen Thoren etwas lernen.“

Nach Anleitung dieser reichhaltigen Sittensprüche will ich Ihnen

die Kunst, Leute zu schröpfen, die noch nicht geboren sind,

I. näher bekannt machen,
II. ihre Vortreflichkeit schildern,
III. beweisen, daß es sehr weislich gethan sey, sie auszuüben.

Möchte St. Erasmus mir zu diesem wichtigen Vorhaben seine Muse leihen.

I. Sie

I.

Sie konnten zum Voraus vermuthen, meine patriotischen Brüder, daß ich, als ein grundgelehrter Ausleger, die Kunst von der ich rede, nur verblümter Weise und um meines Textes willen, eine Kunst zu schröpfen nenne: wiewohl durch sie eben so, wie durch das Saugen der gewöhnlichen Schröpfköpfe, gewisse entbehrliche, oder, nachdem sie angebracht werden, unentbehrliche Säfte abgeleitet werden. Ich vergleiche, der Deutlichkeit wegen, das grosse mit dem kleinen. Denn meine Kunst ist von weit höherer Art, als jener Zweig der Chirurgie, um den sich Bader und Barbierer stritten. Meine Schröpfköpfe ziehen kein unreines Blut, sondern reines Gold, wenn sie wohl angebracht werden: und die Kunst, sie anzusetzen, ist vielleicht der edelste Zweig einer weit erhabnern Wissenschaft, als die Heilkunde. Sie ist einer der feinsten und vollkommensten Theile der Wissenschaft, das allmächtige Geld, jenes grosse Triebrad gesitteter Staaten, in seinem Umlaufe zu lenken — einer Wissenschaft, welche in unsern aufgeklärten Zeiten mit Recht nicht allein die Handwerke, Künste und Gewerbe; sondern auch die gelehr

ten Fächer, von der Pädagogik an bis zur Politik, gleichsam als ihre Seele belebet, und der es nur an einem griechischen Namen und an systematischer Ordnung fehlt, um ihr eigene Lehrstühle auf den Universitäten zu verschaffen; welchem Mangel ich nächstens durch die Herausgabe meiner vollständigen und gründlichen Thesauropöielogie abzuhelfen gedenke. Diese Wissenschaft ist zum Wohl des Staats dadurch, daß sie die gefährliche Anhäufung und Stockung seines Nervensaftes hindert, eben so nothwendig, als das Schröpfen zur Gesundheit sitzender Handwerker. Sie theilt sich in so viele Aeste und Zweige, immer einer künstlicher und feiner, als der andere, daß ein zweyter Linné erfordert würde, um sie nach den oft subtilen Kennzeichen, die sie von der ihnen verwandten Classe der Künste des 7ten Gebots trennen, immer richtig zu unterscheiden. Und diejenigen Gattungen derselben verdienen ohne Zweifel den Vorzug vor andern, deren Meister das Geld eben auf der schärfsten Grenzlinie zwischen Recht und Unrecht, ohne Gefahr, sich mit der alten mürrischen Frau Justitia zu entzweyen, aus einem Beutel in den andern zu leiten verstehen. Wer bewundert dieses grosse Talent z. B. nicht an den modernen Propheten, Geisterſehern, Adepten, Geheimniß-Krämern

und Taschenspielern? An Plusmachern und Stockjobbers, bebänderten Abentheuern und bediplomten Quacksalbern? Wer erstaunt nicht über die Feinheit der geistlichen und weltlichen Sportulirkunst und über die tiefe Menschen- und Weltkenntniß, auf welche die Zahlen- und Classen-Lotterien, die Farao-Bank und der Glückshafen gebaut sind? Aber keine dieser Anstalten ist in dieser Rücksicht mit dem erhabenen Gegenstande meiner Rede,

den Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften,

zu vergleichen, die ich als ein vaterländisches Product Ihrer patriotischen Selbstgenügsamkeit heute zur festlichen Nahrung vorsetze.

Alle andere Empfindungen, fremde Beutel zu schröpfen, schränken sich auf das gegenwärtige Zeitalter ein: aber diese klugen Anstalten saugen am Beutel der Nachkommenschaft, schröpfen Leute, die noch nicht gebohren sind, und machen den Tod zum Hehler des ihnen vor ihrer Existenz schon abgezapften Nahrungssaftes. Vor einem solchen Wunder des Genies müssen Mesmer, Philadelphia, Schröpfer und Cagliostro ihre windvollen Seegel streichen; und es verdient schon dadurch den Vorzug vor

dem scharfsinnigen Einfalle jenes Pariser Wundarztes: weil jener nur in seltenen Nothfällen und dieses im alltäglichen Leben anwendbar ist.

Und was ich da sage, ist buchstäbliche Wahrheit, meine Freunde!

Unsere Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften versprechen in ihren gedruckten Einladungszeddeln öffentlich, daß keiner ihrer Theilnehmer verlieren, sondern daß sie alle gewinnen sollen. Und, zu ihrer Ehre sey es gesagt, sie haben bis auf diese Stunde Wort gehalten. Sie haben allen Mitgliedern, die der Tod bis jetzt von der Genossenschaft getrennt hat, mehr ausgezahlt, als sie eingesetzt hatten, zum Theil sehr ansehnliche Gewinnste; und einige derselben haben dieses großmüthige Spiel schon über zwanzig Jahre getrieben. Weil es nun, nach allen bisher von ganzen Akademien sowol, als von einzelnen Naturforschern, angestellten Wetterbeobachtungen unterm Monde kein Geld regnet, und weil nach den Grundsätzen der Kantischen Philosophie nicht bewiesen werden kann, daß die Denkthaler zugleich Heckthaler sind: weil ferner, nach dem bisherigen Laufe der Dinge, in jedem Spiele auf der einen Seite gerade eben so viel Verlust zu seyn pflegt, als auf der andern Gewinn ist: so läßt sich die wunderbare Erschei-

nung, daß bey diesen sinnreichen Anstalten alle gegenwärtige Mitglieder, gewinnen, nicht anders erklären, als daraus, daß die nachkommenden die Zeche allein werden bezahlen müssen.

Ich kann sie daher mit vollem Recht Schröpfköpfen vergleichen, welche am Beutel der Nachwelt saugen, und Leute, die noch nicht geboren sind, ihrer überflüßigen Thaler entladen. Sie sind auch wohlangebrachte Schröpfköpfe, weil sie, wie es mein Text fordert, wirklich ziehen: wie denn fast in jedem Stücke unsres Intelligenzblatts und der Hamburger Zeitungen beglaubigte Zeugnisse von ihrer Wirksamkeit zu lesen sind. Ja die Sage geht, daß selbst einige unter ihnen, m. BBr., die sich dergleichen haben setzen lassen, ihre Ziehkraft fast zu stark finden sollen.

Nun kennen Sie also die grosse Kunst, Ungeborne zu schröpfen. Sie besteht in den so weislich eingerichteten Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften, davon unsere gute Stadt allein die h. Zahl 7 besitzt, die ihr mehr Ehre machen, als wenn die 7 Wunder der Welt, oder die 7 Hügel Roms in ihren Mauern eingeschlossen wären. Heil ihrem klugen Erfinder! Ein Geisler der jüngere müsse seinen Ruhm in der weiten Lese,

welt verkündigen! Heil auch mir, daß ich, sein unwürdiger Schüler, es wagen darf, das Lob einer so herrlichen Erfindung, hier in dieser dem Patriotismus geweihten Halle, in die geneigten Ohren meiner Brüder und Freunde ertönen zu lassen! Doch, ich schreite zum zweyten Theil meiner Rede.

II.

Die Vortreflichkeit einer Kunst beruht ohne Zweifel darauf: wie wichtig ihr Zweck ist, was sie für ein Mittel anwendet, ihn zu erreichen, was für Dienste sie der menschlichen Gesellschaft leistet. Und in allen diesen Stücken lassen die Anstalten, die ich schildere, jede andere Erfindungen, welche der begeisternde Einfluß der Musen, oder der despotische Befehl des Magens je in einem Menschenkopfe erzeugte, weit hinter sich zurück.

Seitdem der arithmetische Genius des jetzigen Jahrzehends die Musen und Grazien von den wenigen Plätzen, welche ihnen der verkappte Jesuitismus, die Kryptoproselytenmacherey, der Magnetismus und die geheimen Gesellschaften in unsern Journalen übrig lassen, mit statistischen Tabellen und Rechnungen verscheucht, weiß der unterste Lehrling der Staatswissenschaft,

daß das grosse Ziel, auf welches bey der Gesetzgebung und Verwaltung der Länder gearbeitet werden muß, kein anderes, als dieses ist: „aus „einem gegebenen Fleck Erde und der darauf „möglichst zusammengedrängten Menschenzahl „die möglichst größte Summe Geldes auszu„pressen.“ Wenn ein Georg III, ein Friedrich Wilhelm, ein Friedrich Carl Joseph, Friedrich August, Ernst II, Friedrich Franz, Karl Wilhelm Ferdinand, Alexander, Karl Friedrich, Leopold, Ludewig Günther, und mehr andere deutsche Regenten dieses erhabene Ziel verkennen, und statt dessen ihren Zepter von der Sorge für die geistige und leibliche Wohlfarth ihrer Unterthanen lenken lassen: so entgehen sie dem Tadel des gelehrten Finanziers gewiß nicht. Denn die Haupttriebfeder der politischen und moralischen Welt ist ohne Zweifel jenes edle Metall, dessen Sonnenähnlicher Glanz jedes Talent verdunkelt, dessen Gewicht alle Tugenden aufwieget, dessen Stärke seinem Besitzer jeden beliebigen Grad von Macht und Herrschaft versichert, dessen magnetische Kraft ihm aller Herzen eigen macht, und alle Freuden des Lebens um ihn versammelt. Der Stubenphilosoph mag von fortschreitender Veredlung des Menschengeschlechts durch Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten sagen, was

ihm beliebt: Geld — ist der erhabene Mittelpunkt, um den sich der Erdball drehet. Wer dessen genug besäße, vermöchte ihn aus den Angeln zu heben, ohne den Hebepunkt im Monde suchen zu müssen.

Da dem nun so ist, so ist auch die Vortrefflichkeit der Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften in Rücksicht ihres Entzwecks unumstößlich bewiesen: denn sie pressen Geld aus dem Bezirk, über den sie sich verbreiten. Ja sie haben unstreitig selbst vor den künstlichsten in Frankreich und Italien erfundenen Geldschrauben dieser Art den Vorzug; eben weil sie es der Nachwelt auspressen, welche nicht eher schreyen kann, als bis es ihr wehe thut, da es denn die Presser nicht mehr hören.

Und so verdienen diese Anstalten auch in Ansehung der zur Erreichung ihres hohen Zwecks gewählten Mittel als Muster der Klugheit aufgestellt zu werden.

Bey der ersten Errichtung derselben kam es darauf an, bald eine hinlängliche Anzahl Mitglieder zu bekommen. Ihre Stifter rechneten daher nicht auf die wenigen Grübler, welche erst überlegen, ehe sie handeln, und ehe sie sich in ein Spiel einlassen, erst nachrechnen, ob Gewinn oder Verlust so gegen einander abgewogen

sey, daß das Spiel bestehen könne, ohne sich mit der Gerechtigkeit zu überwerfen: sondern sie richteten ihre Einladungen an den grossen Haufen der Menschen, der die Dinge nimmt, wie sie kommen, und gern Unmöglichkeiten glaubt, wenn sie seinen Wünschen schmeicheln. Kein theoretischer Psycholog, nur ein praktischer Menschenkenner, ein zweyter Hans Nord, konnte es wagen, dem ehrsamen Publicum ein Spiel anzubieten, wo alle Einsetzer gewinnen sollten. Und dieses that der berühmte Stifter unserer ersten Trauerpfennigs-Genossenschaft, und fand Glauben in Israel. Seine Genossenschaft wurde bald vollzählig, erhielt sich über zwanzig Jahre, und ward in unserm geldbedürftigen und hoffnungsreichen Jahrzehend die Mutter einer Menge ähnlicher, auf die Begierde zu gewinnen und den Glauben an Unmöglichkeiten gebauten Entwürfe.

Ist das Spiel einmal im Gange, so unterstützt die Hoffnung, durch die sich das Herz so gern täuschen läßt, den Glauben und hebt die Zweifel, welche die Vernunft und der ungläubige Kritter ihm entgegen stellen. Jeder Hausvater, der aus Liebe zu den Seinigen sich die Trauerpfennige von seiner Nothdurft abbricht, denkt: du wirst ja eben nicht der erste seyn, bey dem die schöne Sache, die so lange gedauert

hat, zu stocken anfangen sollte! Und solcher Glaube steckt an, wie der Schnupfen. So ist der Mensch, und so kannten ihn die klugen Urheber dieser Erfindung.

Ein deutlicher Beweis von dieser Menschen- und Weltkenntniß liegt auch darinne: daß die Unternehmer solcher Todes-Genossenschaften im geringsten nicht auf den Umstand achten, daß vielleicht manchem ihrer Mitglieder auf dem Sterbebette ein Zweifel wider die Rechtmäßigkeit dieser Anstalten aufsteigen, und ihm den Uebergang von der Erde in ein Leben, wo die Trauerpfennige ausser Cours gesetzt sind, erschweren dürfte. Es könnte nähmlich einem solchen einfallen: der Gewinn, den deine Erben jetzund aus der Sterbe Casse beziehen, wird einst vielleicht die Thränen einer Witwe, und den Jammer einer Heerde Waisen über den Verlust ihres Versorgers vermehren; wenn er seinen letzten erhungerten Thaler in die Casse legte, und die Anstalt, wie es einmal geschehen muß, nun in Trümmern zerfällt und die letzten Genossen das verlieren, was die jetzigen gewinnen.

Die Stifter und Beförderer solcher Anstalten verrathen durch ihre Unachtsamkeit auf diesen Umstand eine gründliche Kenntniß der Sitten und der Denkungsart unsers Jahrhunderts. Sie wissen, daß es solcher hypochondrischen

Grübler, die sich auch noch mit Pflichten gegen die Nachwelt abgeben, da uns die gegen unsere Zeitgenossen schon genug zu schaffen machen, viel zu wenig giebt, als daß sie einige Rücksicht verdienten. Sie kennen die glückliche Geschmeidigkeit der heutigen Moral, bey welcher der ehrliche Mann die Verantwortung solcher Bedenklichkeiten über öffentlich erlaubte oder privilegirte Anstalten denenjenigen überläßt, welche darüber zu gebieten haben, und sie in aller Unschuld so lange benutzt, als sie da sind. Sie sehen ein, daß es eine für aufgeklärte Zeiten unschickliche Pedanterey seyn würde, wenn man sich ein Gewissen daraus machen wollte, Monopolien auszuüben, in Zahlenlotterien und Hazardspiele zu setzen, Bücher-Nachdrücke zu kaufen, sich für die Verdienste seiner Vorfahren belohnen zu lassen, oder die Nachkommenschaft, ehe sie geboren wird, besteuern zu helfen.

Eben so weislich haben die Stifter auch auf die bürgerliche Verfassung bey diesen herrlichen Anstalten Rücksicht genommen. Wie mancher Zweig der grossen Kunst, unverdientes Geld zu erwerben, gleitet von der durch die Gesetze bestimmten Grenzlinie zwischen Recht und Unrecht herunter und entzweyt den Künstler mit der Justiz: aber unsere Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften sind,

sammt ihren Unternehmern und Directoren, vor einem solchen Unstern auf immer gesichert. Sollte auch einmal ein Interessent auf die Vermuthung kommen, daß die Sache am Ende anders ablaufen möchte, als die Herren in den Einlagungszeddeln versprochen haben: so kann er nicht einmal eine gerichtliche Klage deshalb anstellen. Denn der Beytritt geschieht freywillig; der Plan liegt jedermann vor Augen; und, wenn einmal, nachdem lange genug gewonnen worden, die Reihe ans Verlieren kommt: so hat der Tod, als Buchhalter der Gesellschaft, diejenigen Mitglieder, welche den nun mangelnden Ueberschuß über ihre Einlage bezogen haben, schon quittirt und von allen Anforderungen losgesprochen. An die alsdenn vorhandenen Verwalter der Anstalt können sich die verlierenden Mitglieder aus dem Grunde nicht halten: weil es ihre Schuld nicht ist, daß wegen Mangel an Rekruten die Beyträge endlich aufhören.

Sehen Sie, meine patriotischen Freunde! so tief liegt der Grund, auf welchen diese dem Ansehen nach so einfachen Anstalten gebauet sind, in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, der jetzigen Sitten und der bürgerlichen Verfassung! Eine so bewundernswürdige Klugheit zeigt sich in der Wahl der Mittel, durch

welche sie den grossen Zweck, die Nachwelt zu schröpfen, glücklich erreichen!

Beyläufig ist noch zu bemerken, daß die Herren Directoren die Hebung der ihnen zukommenden Erkenntlichkeit für die Errichtung und Verwaltung dieser Anstalten meistens so geschickt zu vertheilen gewußt haben, daß jeder Interessent, der seinen Antheil dazu giebt, ihre patriotische Genügsamkeit bewundern muß: und daß doch ein ihren Verdiensten zwar bey weitem nicht gemässes, aber doch ziemlich erkleckliches Karten-Geld von diesem Spiele, wo der Tod die Bank macht, in ihre Taschen fließt.*)

Ich könnte nun hier die Schilderung der weisen Mittel, wodurch die vortreflichen Sterbegenossenschaften ihre grosse Absicht bezielen, abbrechen; wenn ich nicht eben die schönste Seite dieses Gegenstandes bisher noch ungezeigt gelassen hätte.

*) Herr Advocat Wagner in Zelle hat in einem Aufsatze über die Zellischen Heyraths- und Sterbe-Cassen, im Journ. v u. f Deutschl. St 3 1788. einem gewissen Burchard Kohl, der als Kaufmann in Bremen zu zahlen aufgehört, und dann in Zelle zwey Sterbecassen gestiftet, nachgerechnet, daß er binnen anderthalb Jahren 2104. Rthlr. 27 Mgr davon gezogen.

Ohne allen Zweifel verdienen die mannichfaltigen Wege, das allmächtige Geld aus den Winkeln, wo es die neidische Sparsamkeit gefangen hält, hervorzuziehen, immer destomehr Bewunderung, je näher sie am Gehäge der Lips Tulliane und Cartusche hinlaufen, ohne jedoch zu der undankbaren Ehre zu führen, welche diesen Helden der Heerstrasse vorbehalten ist. Und in dieser Rücksicht zeichnen sich freylich nur wenige der Genossenschaften aus, die ich schildere: so wie in allen Arten der Geistesproducte Vollkommenheit die Eigenschaft der kleinern Zahl ist. Diese feinern Muster sind auch, wie man leicht denken kann, Producte des laufenden Jahrzehends, wo die Kunst, der sie angehören, mehr als jemals blühet, geehrt und belohnt wird.

Sie unterscheiden sich aber dadurch von den gewöhnlichen, daß man in denselben nicht verbunden ist, seinen eigenen Kopf aufs Spiel zu setzen: sondern man kann einen fremden dafür einschieben. Natürlicher Weise wählt man aber am liebsten einen solchen, von dem sich vermuthen läßt, daß er nicht gar lange mehr aufrechts getragen werden dürfte. Es treten ganze Gesellschaften zusammen, welche Trauerpfennigs-Actien nehmen, und sie auf einen lustigen Gesellen, der dem Tode täglich den Willkommen in

Brandtewein zubringt, schreiben lassen. Diesem geben sie ein Trinkgeld und versprechen seinen Erben einen Beytrag zum Sarge. Er läßt sich dann vom ersten dem besten Arzt ein Zeugniß ausstellen, daß er weder schwindsüchtig noch wassersüchtig sey und sonst keine Vorbedeutungen eines nahen Todes an sich trage. Nun bezahlt der Innhaber die Actie, das Eintrittsgeld, und vielleicht einige Beyträge: und holt der Tod seinen versoffenen Rekruten ab, so bezieht jener den Trauerpfennig. Von einigen solcher Actionisten, welche mit der Feinheit des Spiels keine geringe Großmuth verbinden, sagt man, daß sie ihren Rekruten, bis ihn der knochichte Feldwebel zum Abmarsch beordert, auch in Brandtewein frey halten, um ihn durch dieses edle Getränk zu der langen Reise zu stärken. Ja die Verehrer dieser Todeslotterie behaupten sogar, daß es Spieler gebe, welche die Ziehung ihres Looses, wenn der Tod zu lange dabey zögert, durch andere geheime Mittel zu beschleunigen wissen; wozu es freylich bequem ist, daß sie nicht auf ihren eigenen Kopf setzen.

So wie nun in dem noblen Farao mehrere Pointeurs auf dasselbe Blatt setzen: so setzt man auf ein so theures Haupt in mehrere Genossenschaften. Ich kenne selbst einen alten eifrigen Diener des nordischen Bachus, auf

dessen Schedel einer meiner Freunde 2000 Thaler beziehen wird, wenn ihm Freund Hain die nasse Gurgel zuschnüret.

Wegen dieses Umstandes treten nun die Sterbefälle bey dieser neuen und feinern Art von Genossenschaften freylich etwas häufiger ein, als bey der älteren, da jedes Mitglied auf seinen eigenen Kopf spielte. Durch sie wird also vielleicht nicht blos den Nachkommen, sondern auch schon einem Theil der gegenwärtigen Glieder der Ueberfluß an Thalern abgeleitet, und man sollte sie billig eine doppelte Kunst zu schröpfen, wie die doppelte Italienische Buchhaltung nennen.

Aber ausser diesem Vorzuge der stärkern und concentrirten Wirkung, die sie leisten, enthält ihr Plan auch einen deutlichen Beweis von tieferer Einsicht in die menschliche Natur. Die Belohnung für die Mühe eines zeitigen Directors ist hier auf gewisse Procente gesetzt, die er bey jedem Todesfalle von der Summe der Beyträge abziehet. Er steht sich also desto besser dabey, je häufiger die Todesfälle eintreffen. Gleichwohl ist er als Director zu dem Geschäft, die Gesundheitsscheine zu untersuchen, und die Vermehrung der Sterbefälle möglichst zu verhüten, verpflichtet. Die sinnreichen

chen Erfinder haben aber ganz richtig geschlossen, daß diese kleine Ungereimtheit lange nicht auffallend genug wäre, um bey ihren hoffnungsvollen Interessenten einen Anstoß zu verursachen.

Ich hätte nun noch ein weites Feld vor mir, mich über die Dienste, welche die Sterbekassen der menschlichen Gesellschaft überhaupt, und den Nutzen, den sie dem Staate und seinen verschiedenen Gliedern ins besondere leisten, in verdienten Lobsprüchen auszubreiten: allein ich rede zu sachkundigen Männern. Einige von Ihnen, meine theuersten BBr., waren ja selbst auf dem glänzenden Balle gegenwärtig, der neulich von einer Gesellschaft Actionisten gegeben wurde, welche binnen einer kurzen Zeit 1600 Rthlr. gewonnen hatten, und wo Freund Hain die Musik bezahlte, ohne in Holbeins Manier, den Reihen anzuführen. Ich begnüge mich daher, um der Vollständigkeit willen, nur einige Beyspiele von dem Einflusse dieser Anstalten auf das Wohl der Menschheit anzuführen.

Vor allen Dingen scheinen die Erfinder derselben, als Weltbürger, darauf Rücksicht genommen zu haben, daß dieser neue Zweig der Industrie zur Uebung des Geistes in schlauen Künsten und Einfällen beytragen, und so die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts beför-

dern könne. Mir sind in der That Fälle bekannt, daß man die redlichsten und einsichtvollsten Aerzte hintergangen und beredet hat, unheilbaren Kranken Gesundheitsscheine zu geben; indem man ihnen gesunde unbekannte, oft weit hergeholte Schelme unter ihrem Namen vorführte. Einen gewissen Arzt von weitem Gewissen und enger Kundschaft wußte ein geschickter Todes-Actionist durch ein verdoppeltes Gratial so zu blenden, daß er die hohlen Augen, Backen und Waden seines Repräsentanten für voll ansahe. Ich weiß, daß man erfahrne Notarios Caes. publ. juratos atque in Cam. Imp. et in Sum. Trib. Cell. immatriculatos durch falsche Handschriften getäuscht, oder ihnen ihre Siegel im Trunke abgelockt, und Candidaten des Todes damit als gesund gestempelt hat. Und, schärfen solche praktische Uebungen den Verstand nicht mehr, als der gründlichste Vortrag der Logik?

Eben so heilsame Folgen können die Sterbegenossenschaften, so wie ihr Spiel hier getrieben wird, für den Willen und das Herz manches Interessenten haben. Sie dienen zur Uebung im Glauben und in der Hoffnung, wie ich schon gezeigt habe, und ist es nicht ein deutlicher Beweis von Liebe, wenn der Vater oder Gatte vermittelst derselben auch seinen Tod noch

zum Erwerbs-Mittel für die Seinigen macht, und ihm dadurch die Bitterkeit benimmt? Zwar wenden die grübelnden Widersacher dieser Erfindungen ein: sie wären noch öfter Schuld daran, daß die Frau dem Manne, der Mann der Frau, der Sohn dem Vater und die Tochter der Mutter einen frühen Tod wünschten, um den Trauerpfennig recht bald und wohlfeil zu erlangen. Allein dieser Vorwurf verliert seine Kraft dadurch, daß er auch auf das Vermögen, Amt und alle andre Vortheile paßt, die man durch das Absterben der Vorfahren erlangt. Wer zu viel beweist, beweist nichts.

Es ist im Gegentheil an diesen Anstalten zu rühmen, daß sie, so wie der Krieg, die Erde von mancher unnützen Last früher, als der gemeine Lauf der Dinge, befreyen und der besser gesitteten Nachkommenschaft Raum machen helfen. Und dabey versichern sie zugleich der Geistlichkeit die schuldigen Gebühren, und dem Tischler die Bezahlung für den Sarg und bewirken, daß der Arme, der so glücklich ist, seinen Kopf auf ihr Spiel zu setzen, begraben wird, wie ein Reicher.

Die Wohlthätigkeit befördern sie durch freywillige Abgaben an die Armen-Cassen so nachdrücklich, daß die Beschuldigung, daß sie selbst

so wie die Lotterien, Leute von geringem Vermögen vollends arm machen sollen, dagegen in keine Betrachtung kommt. So verfeinern also diese vortreflichen Anstalten das Herz, wie den Verstand.

Ein anderer grosser Nutze, den besonders die letztern feinern Sterbegenossenschaften leisten, und der sie uns Patrioten vorzüglich empfiehlt, ist der, daß durch sie ein ganz neuer Handelszweig für unser Vaterland entstanden ist — der Handel mit Menschenköpfen. Wie vortheilhaft dieser sey, wie leicht ein speculativer und unternehmender Negotiant durch ihn sein Glück machen könne, will ich nicht beschreiben: Sie mögen es selbst aus der Preis-Courante abnehmen, die ich eben aus Zelle erhalten habe, mit dem Auftrage, Ihnen solche mitzutheilen. Sie sehen, daß dabey mit 1150 Thalern vielleicht 12000 verdient werden können: wenn Spediteur Charon prompte Bedienung leistet. *)

*) „Act. An den Meistbiethenden sind zu verkaufen 10 Personen, und alle in der Haupt- und Prämien-Casse in Zelle, und überdem zum Theil in andern eingekauft, als:

Friedr. Ulrich, 1ste Classe, also unter 45 Jahr, ist auch in Mindener Haupt- und

Uebrigens ist Ihnen so gut als mir bekannt, wie viel mancher unsrer Speculanten in diesem Artikel thut, daß die Toden-Actien aus einer Hand in die andere gehen, steigen, fallen und discontirt werden, wie andere Wechselbriefe, und daß mancher unsrer Mitbürger 40, 50 solcher Actien besitzt, und 16 bis 20000 Rthlr. in diesem unvergleichlichen Handel stecken hat, welcher freylich der einzige ist, wo man 1000 pr. C. und drüber verdienen kann.

Prämien- in Oldendorfer, Moritzberger und Lüneburger Casse, bringt 2010 Rthlr.
Fr. A. M. Navragen, 2te Classe, also unter 45 Jahr, ist auch in Moritzberg und Minden, bringt 1250 —
Jungfer Margaretha Meyern, 2te Classe, ist auch in der Mindner, Prämien- Eimbecker Prämien- Oldendorf- Moritzberg- Lüneburg- und Hildesheimer Casse, bringt — 2150 —
Fr. J. L. Bergmann, 3te Classe, also unter 50 Jahren, ist auch in Lüneburg, bringt — — 960 —
Peter Lemkuhl, 4te Classe, also unter 60, ist auch in der Mindner Prämien 5 Classe, bringt — — 950 —
Fr. M. E. Hartmann, 4te Classe, unter 60 Jahren, auch in Oldendorf, Moritzberg und Lüneburg, br. 1560 —

8880 Rthlr.

Ich fühle mich so wenig im Stande, diesem Meisterstücke meiner grossen Kunst, worin sie sich selbst übertrift, das verdiente Lob zu ertheilen, daß ich lieber schweige, und es bey dieser nackten Erzählung bewenden lasse.

Und dieses mag überhaupt zum Beweise meines Satzes genug seyn: da ich Ihrer patriotischen Geneigtheit, Gegenstände, die uns angehören, vortreflich zu finden, vielleicht schon zu viel gesagt habe.

Ich gehe zu meinem dritten Theil fort, und zeige, daß ein übel unterrichtetes Publicum die

Transp.			8880 Rthlr.
Georg G. Hieronymus, do. do. auch in Lüneburg und Mindner, Prämie, bringt	—	—	1110 —
Marc Goosmann, do do. br.			800 —
Fr Adelheit Goosmann, br.			800 —
Fr. Anna Beckern, 5te Classe, also unter 65 Jahren, bringt	—		800 —
Sa.			12390 Rthl.

NB. Die Zeller Prämie ist auf 300 gerechnet.
1000 Rthlr. sind vergebens gebothen;
Zu 1200 Rthlr. wird Hoffnung gemacht, sie wegzuschlagen.
Für 1150 Rthlr. werden sie vielleicht verkauft.

größte Ungerechtigkeit begehet, wenn es die Personen, welche an einem so vortreflichen Institut patriotischen Antheil nehmen, kunstrichtert, und wohl gar so weit geht, sie unter die Schifsmannschaft weiland Sebastian Brands einschreiben zu lassen.

III.

Wir leben in einem Zeitalter, m. BBr., wo dem ächten Patrioten die Augen vor Wehmuth übergehen, er wende sie, wohin er wolle. Ein boshafter Geist des Widerspruchs ist in unsere Zeitgenossen gefahren, und verkehrt alle Zucht, Ordnung und Sitte. Alles, was unsern Vätern ehrwürdig war, und was Uns Patrioten noch heilig ist, wird von ruchlosen Klüglingen verworfen und durch die Hechel gezogen. Von der Wiege an bis zum Grabe steht ihnen nichts auf dem rechten Fleck. Unsern Säuglingen wollen sie die Ammen, unsern Mädchen die Schnürleiber, unsern Knaben die Schulmäntel abdisputiren. Unsere Bürger sollen statt des Lateins deutsch lernen; und selbst das A B C-Buch und der Katechismus bleibt nicht ungemeistert. In der Philosophie weiß niemand mehr, wer Koch oder Kellner ist; seitdem ein Erzneuerer behaupten will, es gäbe eigentlich noch keine Philosophie. Was die Aerzte sonst mit der Wärme ausrichteten, wollen sie jetzt durch Kälte zwingen, und

was die Natur zum Ausgange bestimmt hat, verwandeln sie in den Eingang. In der Rechtsgelahrtheit verwirft man die ältesten Gesetze ohne Scheu, und die Großen der Erde lassen sich von der Liebe zum Neuen so weit verführen, das Corporis juris, mit der Legion von Doctoren, die zu seiner Erklärung dienen, in den Bibliotheken in Ruhe zu setzen. Am schlimmsten geht es aber mit der Theologie. Da lehrt man unsgescheut: Ueberzeugung sey besser als blinder Glaube; man verwirft alle Symbole, lästert die Orthodoxie noch im Grabe, fordert vom Prediger gesunde Vernunft, Lebensweisheit, Oekonomie und Naturkunde, statt des Ebräischen und Griechischen. Leider sind schon ganze Consistorien von diesen ketzerischen Meynungen angesteckt und die eifrigsten Bemühungen der zahlreichen Gesellschaft zur Beförderung der alten reinen Lehre vermögen den Strohm der einreissenden heidnischen Vernunft nicht ganz zu hemmen. Man verbietet durch Landesverordnungen, den Satan aus den Kindern zu treiben, und schon erfrechen sich Schulknaben, diesem mächtigen Luftfürsten Hohn zu sprechen, mahlen ihn an die Wand und spotten seiner Argliſt und Wuth. Gewiß, hielt ihm nicht die Vaterlandschronik in Schwaben noch die Stange: er müßte, wie ein geächteter, aus der Grenze des heiligen rö-

mischen Reichs weichen. Neue Propheten und Wunderthäter finden keinen Glauben mehr. Wenn ein erleuchteter Cardinal, oder ein frommer Seher Geister von Angesicht zu Angesicht zu schauen gewürdiget wird: so erklärt das verkehrte Geschlecht ihre Erfahrung für optischen Betrug oder für Täuschung einer erhitzten Phantasie. Ein Weib erkühnt sich in dem erhabenen Sohne eines Großmeisters von Malta, und Enkel eines Scherifs von Mekka einen Betrüger zu entlarven. Der Unglaube sieht die prophetischen Zuckungen und hört die Salomonische Weisheit der schönsten Schlafwandlerin mit frostigem Lächeln.

Einen so verkehrten Gang haben die Wissenschaften genommen, und den Künsten geht es nicht besser. Die unnütze Frage: was nützt die Kunst? ist die erste, die Joseph II. an den Meister thut, der ihm das erhabenste Talent zur Bewunderung anbietet. Ein von Born wird belohnt, ein Blanchard abgewiesen.

Und ein gleiches Schicksal haben auch die gemeinnützigsten Anstalten des bürgerlichen Lebens. Wittwensocietäten, Waysenhäuser, privilegirte Handelsgesellschaften, gesperrte Gilden und Innungen, Monopolien aller Art werden von naseweisen Leuten als schädlich getadelt, und zum Theil für ungerechte Eingriffe in die bürgerliche Freyheit erklärt.

Wie könnte es daher den vortreflichen Trauer-pfennigs- Denk- und Sterbethaler-Genossenschaften anders ergehen? Je mehr sich diese durch die Vollkommenheit ihrer Einrichtung auszeichnen: desto mehr sucht sich die schwarze Verläumdung und Splitterrichterey an ihnen zu reiben.

Die erleuchteten Speculanten, welche, wie ich eben gezeigt habe, das Todten-Actienspiel mit großer Feinheit und Kunst, und mit ädelm Muthe ins Große treiben, belegt man mit dem verächtlichen Namen der Knochenhändler. Man sagt fast öffentlich: wer das Unmögliche für möglich halte, sey ein Thor. Da es nun unmöglich sey, daß, die Musikanten ausgenommen, in irgend einem Spiele alle Spieler gewinnen könnten: so wären diejenigen für Thoren zu achten, die sich solches einbildeten; und die Mitglieder dieser Genossenschaften, welche dieser süssen Hofnung lebten, erkauften sich folglich durch jeden Beytrag, den sie darauf bezahlten, ein neues Recht zu jenem Ehrentitel.

Aber der Fehler dieses scheinbaren Trugschlusses zeigt sich am Tage, so bald man ihn mit der Fackel einer unbefangenen Logik beleuchtet.

Ich schliesse nemlich so: was die meisten Menschen thun, muß Regel der Natur für sie seyn; und wer der Regel der Natur folgt, han-

delt vernünftig, ist folglich kein Thor. Nun ist es eine ausgemachte Erfahrungswahrheit, daß unter tausend Menschen kaum einer ist, der nicht diese oder jene Unmöglichkeit für möglich und wirklich halten sollte; welches leicht mit einer Menge physikalischer, medicinischer, juristischer, vorzüglich aber theologischer und kameralischer Begriffe der meisten Menschen aus allen Ständen zu beweisen wäre. Es ist folglich der menschlichen Natur und Vernunft gemäß, Unmöglichkeiten zu glauben, und der Vorwurf der Thorheit fällt mit Wucher auf die Feinde der mit Unrecht verlästerten Sterbegenossenschaften zurück.

Ich könnte ihn auch dadurch schon völlig entkräften, wenn ich wahrscheinlich machte, daß die respectiven Mitglieder derselben gar nicht der Meynung wären, daß sie alle gewinnen sollten: sondern daß sie mit Wissen und Willen sich in den Verlust, der ihre Nachfolger treffen wird, theilten. Allein da sich diese tiefe Einsicht in das Wesen dieser Institute nicht von allen beweisen läßt; da im Gegentheil die meisten Mitglieder die Wohlthaten derselben ganz unbefangen, wie die Kinder annehmen, ohne sich darum zu bekümmern, aus welcher Quelle sie herfliessen: so lasse ich es bey meinem vorigen überzeugenden Schlusse bewenden, und füge nur noch

einen Grund hinzu, den mir der zweyte Abschnitt meines Textes: Erfahrung hält eine theure Schule, es ist aber die einzige, worin Thoren etwas lernen, an die Hand giebt, und der meine Gegner gänzlich entwafnet.

Jene theure Lehrerin, die Erfahrung hat es nehmlich außer allen Zweifel gesetzt, daß die Sterbefälle in solchen Genossenschaften sich nach einem gewissen Zeitraume so sehr häufen müssen, daß es den Interessenten zu schwer fallen wird, die Beyträge aufzubringen, daß alsdenn keine neuen Mitglieder dazu treten, und die letzten folglich ihre Einlage nicht wieder bekommen werden. Gleichwohl sind auf 40 in unserm Niedersachsen befindliche Sterbekassen noch vollzählig, es entstehen immer mehr neue, und gewinnlustige Personen, die ihre Vortreflichkeit einsehen, drängen sich haufenweise zur Aufnahme in dieselben. Ist dieses nicht ein klarer Beweis, daß sie die Schule der Erfahrung, wo die Hinfälligkeit dieser Anstalten vorgespiegelt wird, nicht besuchen? Und, wenn dieses die einzige Schule ist, wo Thoren lernen: ist es nicht offenbar, daß die Mitglieder dieser Gesellschaften sammt und sonders keine Thoren seyn können?

Jedoch, wer kein Thor ist, verdient darum noch nicht den Ruhm eines Weisen. Dieser erhabne Charakter beruht nicht blos auf der un-

thätigen Enthaltung von unklugen Streichen, welches eine pure Mönchsweisheit wäre: sondern es erfordert, daß man wohl überlegte Absichten zu rechter Zeit und am rechten Ort, durch die besten Mittel thätig ausführe. Und hier zeigen sich die Mitglieder unserer Sterbekassen, vorzüglich aber die großen Speculanten unter ihnen, im schönsten Lichte.

Die Absicht, die sie bey diesen Instituten haben, ist, wie ich in meinem ersten Theile zeigte, aus fremden Beuteln, schon ehe sie existiren, das Geld auf eine honette Weise in den ihrigen zu spielen. Klüger kann wohl kein Zweig der Gewerbsamkeit ausgedacht werden.

Die Zeit, da sie dieses Meisterstück von Industrie machen, ist gerade die höchstgeldbedürftige Zeit der Nachwehen des amerikanischen Krieges, wo so viele unserer Negotianten durch übertriebene Speculation zurücke gekommen sind: und wo es keinen Handelszweig mehr giebt, der so viele Procente abwürfe, als der Kaufmann haben muß, um den jetzt standesmäßigen Aufwand mitzumachen.

Der Ort dazu konnte in Ansehung des Hanges unserer Mitbürger zum Ausserordentlichen und zu Gegenständen, welche die Phantasie mit lieblichen dunkeln Bildern und Hofnungen nähren, nicht besser gewählt werden.

Und die Weisheit der Mittel, wodurch die Operation, welche der Gegenstand dieser hohen Kunst ist, habe ich, in meinem zweyten Theil zwar nicht nach Würden und Verdienst, aber doch nach meinem rednerischen Vermögen geschildert. Und so darf ich mir schmeicheln, jeden möglichen Zweifel an der Weisheit unsrer sämmtlichen Trauerpfennigs- Denk- und Sterbethalergenossen aus dem Wege geräumt zu haben.

Ich habe nun die edle Kunst, Leute, die noch nicht geboren sind, zu schröpfen, erklärt, habe ihre Vortreflichkeit gezeigt, und erwiesen, daß es weislich gethan sey, sich um ihre Genossenschaft zu bewerben. Ich habe dadurch meine Pflicht erfüllt, das heutige Fest durch das Lob einer vaterländischen gemeinnützigen Anstalt zu verherrlichen. Es ist mir nichts übrig, als daß ich meinen patriotischen Eifer auch durch Thaten zeige. Ich nehme die erste Actie, die Freund Hain in Bremens Wohl *) eröfnet,

*) So ist eine von den neuern Sterbethaler-Gesellschaften betitelt, gleichsam als ob das Wohl der Stadt davon abhienge. Ihr Stifter, Heinrich Focke, Gerh. Sohn, zieht jährlich 5 pr. C. vom Sterbethaler, der 300 Rthlr. ist, und 6 Ggr. Einschreibegebühr. Da nun 315 Interessenten sind, und die Sterbefälle seit der Stiftung im May 1783 bis 1788 auf 84 angewachsen waren: so hat

und wer es mir unter Ihnen, m. BBr., an Patriotismus gleich thun will, nehme die zweyte! Dixi.

Nachrede des Herausgebers.

Ich habe lange gezweifelt, ehe ich mich entschloß, vorstehenden satyrischen Aufsatz zum Druck zu befördern. Er enthält sehr harte Stellen; und man kann mit Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die sämmtlichen Sterbekassen in Niedersachsen 15 bis 20000 Mitglieder zählen. Unter diesen sind aber nur wenige, welche das Wesen dieser Anstalten kennen, und sich derselben als einer Art von Glücksspiel zu ihrer Bereicherung, auf Kosten der Nachwelt wissentlich und absichtlich bedienen. Alle übrigen haben die unschuldige und löbliche Meynung dabey, ihren Angehörigen dadurch eine Nothhülfe auf ihren Sterbefall zu verschaffen; und die meisten sind Hausväter vom Mittelstande, und Geistliche oder Civilbediente, denen es bey dem jetzigen Aufwand und den steigenden Preisen der Lebensbedürfnisse schwer fällt, von ihren Einkünften einen Sparpfennig zurück zu legen. Sie be-

ihm dieses sonderbare Bremens Wohl bis dahin 1359 Rthlr. eingetragen.

dienen sich also dieser Anstalten, um sich dadurch gleichsam selbst zu dieser Fürsorge für ihre Nachkommen zu nöthigen, und auf den Fall, daß der Tod sie zu frühe daran hindern sollte, das fehlende durch ihre Mitgenossen ersetzen zu lassen; denen sie bey einem längern Leben den gleichen Liebesdienst erwiesen haben würden. Alle diese guten Leute werden sich durch die Rede meines Patrioten mehr oder weniger betroffen und größtentheils ohne ihre Schuld gekränkt fühlen.

Diese Betrachtung war hauptsächlich Ursache, daß ich die Fortsetzung dieses Aufsatzes in der Deutschen Zeitung schuldig blieb, und den Abdruck desselben bis jetzt versparte. Zu dem kommt noch, daß die Absicht des Verfassers offenbar keine andere ist, als diejenigen Sterbekassen, auf die er zielt, in so schlimmen Ruf zu bringen, daß sich die Lust, ihnen beyzutreten, vermindern, und sie aus Mangel der Rekruten baldmöglichst zu Grunde gehen sollen; wobey die gegenwärtigen Mitglieder ihre bisher gezahlten Beyträge einbüssen werden. Sollte ihm dieses nun gelingen; so müste ich besorgen, daß ein Theil des Unwillens der betrogenen Interessenten auf den Herausgeber, als dem Mitursächer ihres Verlustes, fallen würde.

Allein

Allein, die Gründe, die ich, bey genauer Erwägung der Umstände, für die Herausgabe dieser Spottschrift fand, überwogen jene Bedenklichkeiten.

Die bürgerliche Gesellschaft steht bis jetzt noch auf einer eben nicht sehr hohen Stufe der Vollkommenheit, wenn man die möglichste Beförderung der Glückseligkeit des Menschen, als eines denkenden Geistes, zu ihrem letzten Zwecke annimmt. Noch haben auch in den cultivirtesten Staaten neun und neunzig Hundertheile der Bürger mit der Sorge für den Leib so viel zu schaffen, daß sie die Sorge für den Geist als Nebensache, und seine Vervollkommnung als Mittel, nicht als Zweck ihres Daseyns betreiben. Daher kommt es, daß ein gewisser — Mangel an Besonnenheit will ichs nennen — ganze Völker, Generationen und Zeitalter, die in manchen Dingen hell genug sehen, für andre ganz blind zu machen scheint. Jedes lebende Geschlecht nimmt nehmlich eine Menge von Begriffen, Meynungen, Gebräuchen und Sitten maschinenmäßig vom vorhergehenden an; und die einmal festgestellte bürgerliche, kirchliche, wissenschaftliche Ordnung bildet die Köpfe nach einem gewissen, durch diese Umstände vorgezeichneten Model. Man schöpft

in den meisten Fällen die Gründe der Urtheile und Handlungen nicht durch eigenes Nachdenken aus der Natur der Dinge, und aus ihrem Verhältniß zur wahren menschlichen Glückseligkeit: sondern man gewöhnt sich von Jugend auf, dabey auf die einmal vorhandenen Gesetze, Sitten und Gewohnheiten, auf die Handlungsweise der Ton gebenden Volksclassen, und auf den gröbern persönlichen Vortheil zu sehen. So geht es zu, daß der geübteste Denker mit manchen Vorurtheilen behaftet ist, daß Millionen Menschen von sonst gesunder Vernunft, und ganze Jahrtausende einerley Widersprüche und Ungereimtheiten verdauen, und daß die Verjährung die auffallendste Misbräuche heiliget. Daher ist es sehr schwer, bey einer Nation einmal eingewurzelte falsche Begriffe zu verdrängen, oder ein ganzes Volk von unerkannten Wahrheiten zu überzeugen: und diese Operation geht, desto langsamer von Statten, wenn der Eigennutz die Parthey des Irthums unterstützet. In solchen Fällen erfordert das Uebel eine gewaltsame Cur, und es ist menschenfreundlicher, dem Patienten dabey wehe zu thun, als ihn ungeheilt zu lassen. Ist die Krankheit außerdem von der Art, daß sie durch den Aufschub von Tage zu Tage gefährlicher, und ihr vorauszusehender Ausgang schlimmer wird: so muß der Kranke selbst dem Arzte danken, der

ihm ein unheilbares Glied ablößt, um sein Leben zu retten.

Gerade so verhält es sich nun mit denjenigen Sterbekassen, wo die Beyträge auf die Sterbefälle vertheilt sind. Je länger sie bestehen, desto größer wird die Summe, welche die vorhergehenden Interessenten davon beziehen, und desto empfindlicher der Verlust, den die Nachkommenden dabey leiden werden.

Es war ein scharfes Mittel nöthig, um das dabey interessirte Publikum, welches unbefangener Weise an diesen Anstalten, weil sie einmal da sind, und ihre gute Seite von außen zeigen, Theil nimmt, zum Nachdenken über ihr inneres Wesen zu reizen; um so mehr, da der gleich bey der Entstehung der ersten unter ihnen schon 1768 von Herrn Kritter bekannt gemachte überzeugende Beweis ihrer Ungerechtigkeit und Hinfälligkeit nichts gefruchtet hat. Es war auch am besten, den Versuch, diese Anstalten zu stützen, zu einer Zeit zu machen, da ihnen noch durch eine Reforme zu helfen, und die Möglichkeit noch vorhanden ist, den Schaden der Interessenten dadurch zu vermindern, daß sie ihre jetzt noch vollzählige Gesellschaft zusammen halten, und ihr eine dauerhafte und gerechte Verfassung geben.

Es kommt noch der Umstand hinzu, daß die darinne gerügten, zum Theil abscheulichen Betrügereyen und andern Verbrechen, zu welchen diese Todesgenossenschaften Anlaß geben, keine Erdichtungen sind, sondern auf Thatsachen beruhen. Wofern es nun wahr ist, daß die Glückseligkeit des Staats größtentheils von der Denkungsart und dem Character seiner Glieder abhängt: so fordert schon die Bürgerpflicht den Schriftsteller auf, öffentliche und Privatanstalten, die der Moralität schaden, ohne Rücksicht auf persönlichen Vortheil, in ihrer Blöße darzustellen, und zugleich durch Berichtigung der Meynungen und Urtheile des Publikums den Verfügungen weiser Landesherrschaften über solche Gegenstände, wenn sie vielleicht dem besondern Nutzen dieser oder jener Ton gebenden Classe Abbruch thun, und diese zum Murren reizen sollten, mehr Folgsamkeit zu verschaffen; welches oft durch die Darstellung der Dinge von solchen Seiten, die unter der Würde der Gesetz gebenden Macht sind, geschehen kann. Und dieses dürfte hier vielleicht in Ansehung der Speculanten, welche mit den Todesactien ein Spiel treiben, wirklich der Fall seyn. Außerdem würde, wenn diese Genossenschaften durch obrigkeitliche Gewalt plötzlich aufgehoben werden sollten, das klägliche Geschrey der vielen unschuldig Verlust

leidenden Interessenten der gerechten Aufhebung derselben einen Theil des Beyfalls nicht entziehen, auf welchen weise Obrigkeiten bey ihren Verfügungen sorgfältige Rücksicht zu nehmen pflegen.

Diese Gründe beruhigen mich schon ziemlich wegen der Sorge, vielen braven Leuten durch die Bekanntmachung der vorstehenden Rede wehe zu thun; deren beissende Stellen ohnehin nur auf solche Glieder jener Gesellschaften gemünzt sind, die sich dadurch getroffen fühlen.

Allein, diese Beruhigung würde vollkommen seyn, wenn der Eindruck, den diese Darstellung der fehlerhaften Sterbegenossenschaften auf das lesende Publikum machen wird, den Entschluß der Interessenten beschleunigen sollte, nicht gänzlich davon abzugehen, sondern sie umzuformen, und ihnen eine solche Einrichtung zu geben, die der in der Vorrede *) beschriebenen ersten Art ähnlich, und noch richtiger berechnet wäre. Jetzt, da in allen diesen Gesellschaften noch immer gewonnen wird, und die Zeit des Verlierens noch nicht eingetreten ist; da es

*) Diese vortrefliche und sehr lesenswürdige Vorrede haben wir, als in den Plan dieser Sammlung nicht passend, weggelassen; wünschen aber, daß unsre Leser durch das, was wir ihnen geben, gereizt, oder, wenn es ihnen um nähere Belehrung zu thun ist, sich die ganze kleine Schrift anschaffen mögen. d. H.

folglich deshalb auch noch keiner an Rekruten fehlt: so ist es noch Zeit, diese heilsame Veränderung zu treffen. Manche von den ältesten Mitgliedern der beyden Rennerischen Gesellschaften in Bremen werden zwar das Quantum des Sterbethalers, wenn sie nun jährliche Beyträge leisten sollen, etwas früher erfüllen, und also etwas mehr dabey verlieren, als bey der ersten Einrichtung: aber dafür erhalten sie die vollkommenste Sicherheit für den Sterbethaler, und können diesen ihren Nachkommen mit gutem Gewissen hinterlassen. Bey den neuern Sterbegenossenschaften aller Art werden aber die noch lebenden ersten Mitglieder eben so geneigt seyn, ihre Gesellschaft auf einen sichern Fuß zu setzen, und sie mit der Gerechtigkeit und Billigkeit auszusöhnen: weil sie erst wenig Beyträge dazu geleistet, und also mit den später hinzugekommenen fast gleichen Vortheil davon haben werden.

5.

Gerechtigkeit gegen Thiere,

von

Wilhelm Dietler.

Vorerinnerung.

Es giebt viele Leute, welche gar nicht begreifen können, wie man auf den Einfall gerathen möge, über eine Materie, als die gegenwärtige, zu reden oder zu schreiben. Diese bitte ich folgende Stelle (aus dem grauen Ungeheuer) zu beherzigen: „Man hat eine Polizey für die Früchten, für die Metalle, fürs Holz. Sie lehrt uns, wie wir diese Geschenke der Gottheit ehren, warten und schonen sollen. Ist das Vieh ein weniger nützlicher Theil der Natur? Ists ein weniger würdiger Zweig der Schöpfung? Hat es weniger Anspruch auf unsere Achtung?

Wenn man die Fleischer, — — — ein Kalb oder ein Schaf führen; wenn man einen Fiaker auf seinem Sitze, oder einen Bauern hinter einem Zug Ochsen sieht — welche Bilder! Den Hals in einer Schlinge, die es jeden Augenblick zu erdrosseln drohet, zappelt das Kalb daher. Der Schweiß steht ihm im Nacken und das Blut dringt bald zum Maul, bald zu Oh-

ren heraus. Vergebens fällt es aus Unmacht auf die Knie, und scheint Gott und Menschen um Mitleid anzuseufzen. Eine reissende Bestie von Hund zwackt es unaufhörlich, während sein Tyrann eine Ochsensenne auf ihm stumpf schlägt. Sehet jenes Todengerippe von Pferden, vor einer alten eingerosteten Kutsche. Von Hunger und Strapatze erschöpft, sind sie kaum noch fähig, ihr elendes Daseyn fortzuschleppen. Aber der Unmensch, der sie am Seil hat, hat kein Gefühl. Er zerfetzt eine sechsfache Geissel unter den entsetzlichsten Flüchen und Vermaledeyungen an ihnen.

Die Beulen, womit sie überzogen sind, triefen, und jeder vorbeygehende, den der Zirkel seiner Geissel erreicht, empfängt die Merkmale seiner Barbarey aufs Gesicht oder in die Kleider eingeprägt. Dort steht ein Fuhrwerk fest. Es kann unmöglich fort, weil sich im Grunde des Gleises ein verborgener Stein entgegenstemmet. Mit einer handbreiten Bewegung auf die Seite wäre es gethan, aber so weit sieht das Vieh, welches die Ochsen treibt, so davor gespannt sind, nicht. Erstlich schlägt er mit der gewöhnlichen Keule, die der Kompaß seines Fuhrwerks ist, die armen Thiere auf die Schultern und das Hirn. Wäre es die Schuld ihrer Dummheit, daß der Wagen steht: so müßten sie hierdurch

noch mehr betäubt werden. Jetzt nimmt er die Mistgabel, die am Wagen hängt, und haut ihnen die Zacken in die Lende. Sie fangen an, wehmüthig zu brüllen, und ein Schaum, der Zeuge gepreßter Brust, sammelt sich vor ihren Naslöchern. —

Die Anekdote des Mädchens zu Paris ist einzig. Ein Fleischer begegnete ihr mit einem Lamm. Er schlägt unbarmherzig darauf. Dem armen Lamm läuft das Blut aus den Augen. Es stürzt nieder. Das Mädchen wirft sich daneben, es bedeckt das Lamm mit seiner Schürze — Tödte es, Barbar, rufte sie mit gepreßter Stimme, aber plage es nicht!

Warum sehen wir diesen Auftritt tausendmal, ohne uns darüber zu bewegen?"

Wer diese schöne und wahre Stelle fühlen kann, der fühle sie!

Daß sich die Menschen die schrecklichsten Grausamkeiten gegen die Thiere erlauben, ist eben so unleugbar, als die Gleichgültigkeit schändlich ist, mit welcher sie angesehen, ja nicht selten gelobt werden. Stündliche Erfahrung lehrt beydes.

Es urtheilen vielleicht über keinen moralischen Gegenstand so wenige Menschen richtig, als über die Rechte und Pflichten gegen die Thiere. Das gewöhnlichste ist, daß man gar nichts das

von hören will, wie irgend etwas gegen dieselbe sollte unerlaubt seyn. Andere behelfen sich mit einigen auswendig gelernten Declamationen gegen Grausamkeit, wohin sie, wenn sie eben in der Laune sind, alles rechnen, was irgend einem Thier geschieht. Ihre Milzsucht sieht überall nichts als Verheerung und Elend. Beydes sind Abwege. Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte.

Verdiente also dieser so wichtige Theil der praktischen Philosophie nicht einige Aufmerksamkeit und sorgfältigere Entwickelung? — so richtig und schön auch das ist, was Feder *) Primatt **) Jenyns ***) u. a. darüber gesagt haben; so wird man doch, wenn man eine Vergleichung anstellen will, gewiß merkliche Verschiedenheiten finden zwischen meiner Ausführung und der ihrigen, wo nicht immer in Hauptgrundsätzen, doch wenigstens im Gesichtspunkte der Betrachtung, im Gange der Untersuchung, in Darstellung und Manier des Ganzen. Ich darf also noch immer meine Arbeit nicht für überflüßig halten, so lange es noch Leute giebt, welche Be-

*) Untersuchungen über den menschlichen Willen. 3. Th. 207 S.

**) Ueber Barmherzigkeit und Grausamkeit gegen die thierische Schöpfung.

***) Ueber Grausamkeit gegen geringere Thiere.

lehrung über diesen Gegenstand bedürfen. Sollte sie auch nur dienen, ein einziges Menschenherz auf den Weg der Gerechtigkeit zurückzuführen, so wäre ja das schon Nutzen genug. Da so wenige von Pflichten und Dankbarkeit gegen Thiere hören wollen, so sollte es mich nicht wundern, wenn manche, (wie es zu geschehen pflegt) mich für einen Schwärmer *) halten oder ausschreyen. Wollen sie unter Schwärmerey Enthusiasmus für Sittlichkeit, und Wohl der fühlenden Mitwesen verstehen, so würde ich mir es zur großen Ehre rechnen, diesen rühmlichen Titel zu verdienen. Eine andere (etwa eigentlichere) Bedeutung des Wortes Schwärmerey paßt aber sicher weder auf meine Schrift, noch meinen Charakter.

Meine Absicht ist, bestimmt die Grenzen der Menschen- und Thierrechte anzugeben: warum und welche Rechte und Pflichten der Mensch gegen die Thiere habe, allgemeine sichere Grundsätze, um sich in jedem einzelnen Falle die Frage

*) Eine sehr gewöhnliche Benennung für Leute, welche sich unterstehen, anders zu denken wärmer oder lauter zu sprechen, als es der gemeine Konversationston vorschreibt! Man gebraucht dieses Wort um so lieber und häufiger, je weniger man es versteht, oder sich wenigstens etwas bestimmtes dabey denkt.

beantworten zu können: darf ich das thun oder nicht?

Nicht eine gelehrte Abhandlung; — denn wenn das auch möglich wäre, so wäre es doch zweckwidrige Ziererey — sondern im Menschentone möchte ich schreiben, wie er fließt aus Herz in Herz, über Gegenstände, welche den Menschen interessant sind und hehr; wie einer reden würde, ders gut meynt mit allen, wenn er so alle Brüder um sich versammelt sähe, die ihm zuhörten, um seinem Rathe zu folgen, daß es ihm warm würde ums Herz vor Begierde, seine Meynung zu sagen ohne Rückhalt, wies zuvor öfters geschehen, bey Gelegenheit in kleineren Kreisen, damit sie alle sein Wort auffaßten, und entzündet würden, mit ihm zu arbeiten an dem großen Werke, des Bösen weniger, des Guten mehr zu machen hienieden, und am Abende ihres letzten Tages sich zu freuen ihres Tagewerks!

Sollte vielleicht jemand glauben, ich sey hie und da zu warm geworden, der bedenke, wie sündlich und schädlich, ja unmöglich es wäre, da kalt zu bleiben. — Der muß wenigstens ein gewaltiges Fieber, wo nicht etwas ärgeres in sich haben, der vorm Feuer steht und friert!

So sehr ich Empfindsamkeit — die Grundlage des Menschenherzens, die große Quelle alles Guten und Edeln — verehre und anpreise;

so sehr verachte und misrathe ich gewiß die schlaffe Empfindeley, die vor selbstgeschafnen Phantomen zagt, den Tag auf dem Faulbette verwimmert und unthätig weint, wo sie handeln sollte mit Kraft. Ungleichheit des Tons wird man mir hoffentlich nicht zur Last legen; denn der Ton ist nicht ungleich, wenn er mit dem ausgedrückten Gegenstande durchgängig übereinstimmt, das heißt, mit der Materie steigt und fällt.

Daß aber mein Werk überhaupt unvollkommen ist, fühle ich sehr wohl. Ich bin — nur Mensch. Daß es aber Wahrheit enthält, war ich längst überzeugt. Ueber die Unvollkommenheiten werde ich mich gerne trösten, wenn es nur einigen Nutzen stiftet. Und sollten es denn nicht wenigstens einige mit eben dem Sinne lesen, mit welchem ich es schrieb? Sollte nicht eine ungerechte Handlung mehr unterbleiben? irgend ein Mensch an Weisheit, ein Thier an Glück und Ruhe gewinnen?

Der Vater alles Lebens wirke, was meine Worte nicht vermögen! — Glück und Weisheit für seine Kinder!

Gerechtigkeit gegen Thiere.

Wenn es wenige giebt, welche mitfühlend ansehen die Leiden dieser wehrlosen Geschöpfe: so giebt es kaum einen, der den geringsten Begrif hat, wie man ihnen Gerechtigkeit oder Dankbarkeit könne schuldig seyn für ihre Verdienste —

Jenyns.

I.

Wir zählen die Sterne, berechnen ihre Bahn, und weissagen Kometen durch unsere Kenntnisse; wir zergliedern Sonnenstrahlen; wir durchschwimmen die Meere in Häusern, stürzen uns ohne Gefahr in ihre Tiefen, fahren in Schlünde, und reissen die Schätze aus den Eingeweiden der Erde; wir umsegeln die Welt, durchfahren die Lüfte, bestimmen Gegenden im Monde, erlauschen die Zauberkräfte der Natur! — dahin erhob uns Vernunft. Des Menschen Neugierde ist unersättlich und sein Forschen ohne Ende. Er will alles wissen, alles ergrübeln, nur nicht, was — ihn zunächst angeht. Was ihm am nächsten liegt, übersieht er, oder verachtet es als gemein und gering. Er glaubt es überflüssig zu kennen, und doch wissen die meisten unter allem davon am wenigsten.

In den wichtigsten Stücken traben wir, wie Thiere, die gebahnte Strasse der grossen Heerde nach, ohne uns einmal rechts oder links umzusehen, ob sonst kein Weg mehr möglich sey, ohne daß uns einmal die ganz natürliche Frage einfiel: warum eben so und nicht anders?

Wir alle gehen mit Thieren um, behandeln und mißhandeln sie auf mancherley Art. Aber wie viele sind unter uns, welchen einmal Zweifel und Bedenklichkeiten darüber sich aufdrangen? Wie viele untersuchten wohl je, oder fragten sich nur im Ernste: Hab ich auch ein Recht, die Thiere so zu behandeln oder zu gebrauchen? worauf sollen sich wohl meine Rechte gegen Thiere gründen? Wie weit erstrecken sie sich? Welche Handlungen gegen die Thiere sind also gut oder bös? recht oder unrecht? Welche sind die sittlichen Verhältnisse zwischen Mensch und Thier? So weit gehen wir nicht. Wir streben die äussersten Grenzen des menschlichen Wissens zu erreichen, und das, was wir zuerst betrachten sollten, würdigen wir keines Blicks. Wie andere vor und neben uns handeln, so handeln wir auch. Daß man auch anders mit empfindenden Wesen umgehen könne, als es bisher meistens geschehen ist, daß man seine Gewalt mißbrauchen, und Fehler begehen könne, fällt uns gar nicht einmal ein. Wir verlachen

den, als einen Pinsel, der sich so etwas träumen läßt, und uns darauf aufmerksam machen will.

Die besten unter uns reden höchstens von Mitleiden, Barmherzigkeit und Schonen der Thiere. Sie rechnen es sich schon als etwas sehr edeles an, wenn sie keine Grausamkeiten gegen dieselben begehen, und ihnen gelinder begegnen als Andere. Pflicht gegen Thiere ist ein beleidigender Ausdruck für unser zärtlich verwöhntes Ohr. Wir wollen nichts davon hören, können es uns nicht denken. Warum? Weil wir — noch nie daran gedacht haben. Es ist zu neu für unser eingerostetes Gedanken- und Handelssystem; unsere träge Gemächlichkeit verlör zu viel dabey, welcher es weit mehr behagt, fein bequem den ausgetretnen Pfad fortzutaumeln; es beleidigt zu sehr unsern kurzsichtigen Eigendünkel, welcher uns verleitet, auf uns, als einzigen Mittelpunkt, alles zu beziehen, uns als einzig gebietende Herren über alles hinaus zu setzen. Dummer Stolz und bleyerne Trägheit, diese schändlichen Gegengewichte der Vernunft, welche so viele schwache Menschen aus ihrer angebornen Sphäre herabziehen, üben auch hier ihre eitle Macht. Manchen sonst edeln binden sie so fest, daß er nie sich aufschwingt, mit einem

nem Blicke — so viel Menschen vergönnt ist — das Ganze zu überschauen, mit sicherem Maaßstabe seinen Standort zu messen, zu sehen, wie viel unter ihm, wie unendlich höhere ober ihm stehen; voll heiligen Gefühls zu staunen über seine Größe und Kleinheit, und — zu handeln nach seiner Menschenwürde. Wohl dem, der je sich dahin erhob, der je fühlte dieses einzig grosse Gefühl! Dieses ist die Reinigung des Menschen. Alle Schlacken bleiben zurück; ihre Schwere ziehet sie herab zu ihres gleichen, der Erde; hindert sie dem Geiste in seinem Fluge zu folgen: wie Sand, vom Winde aufgestäubt, zurück fällt, indeß die reinen Sonnenausflüsse sanft aufschweben in den lichten Schooß, ihrer Erzeugerin.

Menschen! Laßt uns hinwegwerfen die täuschende Binde! uns entreissen dem trägen, schimpflichen Schlummer! zerbrechen die entehrenden Ketten, in welche wir gleich Galeerensklaven geschmiedet sind, von niedrigen Leidenschaften gepeitscht ewig fortzurudern, ohne je das gewünschte Land, das Ziel unseres Strebens, zu erblicken! Laßt uns nicht achten das spöttelnde Gelächter beleidigter Vorurtheile! Sie verdienen Mitleiden, nicht Aufopferung besserer Entschlüsse. Nur über schwache, geblen-

dete mächtig, zischen sie geifernd — besorgt für ihr Reich — so oft es einer wagt, ihrer Herrschaft zu trotzen. Wie sollten sie gleichgültig bleiben, wenn man verdammt, was ihr eisernes Siegel vor Jahrtausenden als erlaubt stempelte? Wie sollten sie ohne Murren Ergötzlichkeiten tadeln hören, womit sie von jeher tausende ihrer Schützlinge betäubten, damit sie im Rausche die sanftere Stimme der Vernunft nicht hörten?

Laßt uns ruhig und stark, wie die Vernunft, nur ihrem Zepter dienen! Ihr treu, können wir das Gesetz entbehren, das, leider! nur in England *) die Thiere gegen Grausamkeiten schützt.

*) Archenholz England und Italien. 1. B. 2. Th. 8. Abschn. Das andere Gesetz ist wider diejenigen, die mit dem Vieh unbarmherzig umgehen. Da die Thiere sich leidend verhalten müssen, so ist es der Menschlichkeit einer aufgeklärten Nation würdig, sie wider die Grausamkeit der Menschen zu schützen. Solche Anklagen geschehen öfter, und werden ohne Nachsicht behandelt. Hieraus entsteht die gute Wirkung, daß man mit Thieren als wie mit vernünftigen Kreaturen umgeht. Die Sanftmuth, welche die Engländer gegen ihre Hunde und Pferde beweisen, ist bekannt, und hat in diesem Gesetze ihren Ursprung.

Brauchen wir Strafgesetze, um uns von dem abzuhalten, was die Natur schon jedem unverdorbenen verabscheuungswürdig gemacht hat? — Wie leicht erkennt der Geist die Häßlichkeit solcher Unthaten! wie sehr empört sich unser mitfühlendes Herz dagegen, wenn es nicht eingeschläfert oder durch Trugschlüsse verführt wird!

Wie dumm oder niedrig, wie geblendet oder boshaft müssen Menschen seyn, welche Grausamkeiten durch die elende Ausflucht des Herkommens rechtfertigen wollen! und doch geschieht es täglich. Tausend Mißhandlungen unschuldiger Thiere (wovor wir beben sollten) werden in Häusern und Strassen kaltblütig begangen und angesehen. Es ist so gebräuchlich, es gehört sich so; und damit ist alles ausgemacht und befriedigt.

Ist das menschlich? Haben wir darum Vernunft? Wer sind wir? — Menschen. Was sind jene? — Thiere, weniger denkend als wir — Sind sie darum auch weniger empfindend? Und wenn sie es nicht sind, sind sie weniger des Schmerzes und Vergnügens, Glücks und Unglücks fähig als wir? Kann es also einerley seyn, ob wir ihnen Schmerz und Vergnügen verursachen? — — Wichtige Fragen,

welche wir billig erst erwägen sollten, eh wir uns etwas gegen Thiere erlauben! Laßt uns gleichmüthig bey unverdientem Hohne und Tadel mit festem Schritte unserer Wegweiserin, der Vernunft, nachwandeln! nicht mehr unsere Ungerechtigkeiten mit dem Schilde des Herkommens decken, noch mit schlüpfrigen Scheingründen schminken; sondern aufrichtig uns erforschen, und nach erkannter Bestimmung unserer Natur und Verhältnisse handeln! — tugendhaft und gerecht gegen fühlende Mitwesen!

II.

Nichts macht vollkommen, was nicht Glückseligkeit — Vergnügen — wirkt oder befördert. Bey allen Beurtheilungen der Vollkommenheit eines jeden Dings wird immer zuletzt darauf gesehen, ob das vollkommen genennte Wesen selbst durch diese Eigenschaften seliger werde, oder Andere seliger mache. Die herrlichste, verwickelteste Maschine, welche weiter keinen Zweck hätte als durch genievreiche Zusammensetzung eine künstliche Maschine zu seyn, würde allerdings ihrem Urheber oder Erfinder Ehre und Bewunderung erwerben. Aber jeder würde sagen: es muß eine weitere Absicht dabey statt haben, und letztere Absichten können nur

Wesen seyn, welche des Bewustseyns und Genusses fähig sind. Denn wozu all der zierliche, künstliche Bau? wozu der Aufwand von Kraft an einer solchen Maschine, wenn sie nicht entweder selbst sich darüber freuet, oder Andere Nutzen oder Vergnügen dadurch gewinnen? Alle jene herrlichen Einrichtungen sind nur wegen und in Beziehung anderer empfindender Wesen Vollkommenheiten. Entweder muß der Urheber einer solchen Maschine sie zu seinem eigenen Vergnügen, oder, wenn er keines Zuwachses davon fähig ist, zum Wohl anderer Wesen mit Bewustseyn gebildet haben. Alles bezieht sich zuletzt auf empfindende Wesen. Ohne diese ist alles tod; das herrlichste Meisterwerk ein öder, unnützer, zweckloser Klumpen. — Wahrheiten, an denen niemand, wer sie versteht, zweifeln kann! —

Genuß, Glückseligkeit ist folglich allein letzter Zweck, der einzige Maasstab der Vollkommenheit eines Werks, auf die alles hinausläuft. Je mehr Glückseligkeit, desto mehr Vollkommenheit. Eine Welteinrichtung ist also desto vollkommner, je mehr Glückseligkeit darin kann erreicht — genossen werden.

Glückseligkeit geniessen, Nutzen oder Vergnügen aus Einrichtungen ziehen, können nur Wesen, welche Bewustseyn, Leben haben. Die

Welt ist also desto vollkommner, je mehr lebende Wesen darinne sind, welche sich ihres Daseyns freuen, angenehmes Bewußtseyn davon haben können. Je mehr lebende Wesen, desto mehr Weltgenuß, Fähigkeit zur Glückseligkeit, desto mehr Absicht — Vollkommenheit des Ganzen.

Betrachte man aber unsere Erde! Würden wohl so viele lebende Wesen beysammen bestehen können? Würde wohl so viel Lebensgenuß — Glückseligkeit darin möglich seyn, wenn alle lebende Wesen von Einer Art wären? . . . Gewiß nicht. Sicher trägt die unübersehliche Stufenleiter und Manchfaltigkeit der Wesen viel zur Herrlichkeit und Vollkommenheit des Ganzen bey. *) — Keine Stufe unbesetzt, kein Grad, keine Art der Glückseligkeit des Genusses ungefüllt! Immer eine Gattung genießt und freuet sich dessen, was die andere verwirft.

*) Man beobachte, vergleiche, denke nach; studire die Einrichtung der Natur, und was ihre eingeweihten Priester — weise Naturforscher — bemerkt haben über Manchfaltigkeit, Stufenfolge, Gleichgewicht, Vorsorge und Natur u. d. g. m. (z. B. Sander über Güte und Weisheit Gottes in der Natur; über Natur und Religion; u. a.) Man wird bewundern — Ueberzeugung fühlen — anbeten!

Diese verliert Hindernisse der Glückseligkeit, und durch Hinwegschaffung derselben gewinnt jene an Vergnügen — Glückseligkeit auf beyden Seiten durch Manchfaltigkeit, Verschiedenheit! Was der Mensch wegwirft, genieſſen Thiere mit Vergnügen. Des Auswurfs von beyden freuen sich noch Insekten.

Wie kann aber wohl die Manichfaltigkeit und Menge lebender, genießender Wesen besser bewirkt und befördert werden, als wenn selbst die Nahrung von vielen Gattungen derselben lebend ist, das heißt: wenn es Thiere giebt, welche zur Speise von andern aufgezehrt werden?

Solche verzehrte Thiere sind zugleich Mittel und Zweck in der Schöpfung: Mittel zur Erhaltung und Glückseligkeit ihrer mächtigern Gegner; und Zweck, da sie selbst leben, fühlen und ihres Daseyns sich freuen, so gut als ihre Feinde. Wäre wohl mehr Glückseligkeit, weniger Elend auf der Erde, wenn der Fuchs von Kraut, die Schwalbe von Körnern lebte? wenn statt des muntern, frohen Geflügels, welches jener würgt, mehr todes, fühlloses Gras; statt des schwärmenden Insekts, von dem die Schwalbe sich nährt, mehr Fruchtkörner da wären, die ihr Daseyn nicht fühleten, sich nicht freueten der wiederkehrenden Jahrszeiten, des Umlaufs ihrer Säfte, ihres Lebensgenusses?

Es ist daher für das Ganze nicht nur unschädlich, sondern selbst ein mächtiges Beförderungsmittel des Anwachses der Summe von Glückseligkeit und Vollkommenheit, daß es Raubthiere giebt: Thiere, welche sich von andern nähren.

Wenn manche Thiergattungen sich so sehr vermehren als jetzt, ohne daß sie durch fleischfressende Thiere von Zeit zu Zeit wieder vermindert und eingeschränkt würden, sie müßten in Kurzem alles überschwemmen, sich und andere Thierarten unter einander aufreiben, oder durch zu schnelle Aufzehrung aller Nahrungsmittel einander wechselseitig zum Hungertode nöthigen. Daß also diese Menge von Thieren eine Zeitlang glücklich leben und sich freuen können, wird blos durch die Raubthiere möglich.

Welches Elend würde nicht auf der ganzen Erde entstehen, wenn alle lebende Bewohner derselben des natürlichen Todes sterben, und langsam aufgelöst durch Fäulniß ihren lebenden Brüdern zur vergifteten Seuche werden müßten! Diese und tausend andere ähnliche Gründe beweisen die Raubthiere als die gröste Wohlthat und nicht (wie man oft aus einseitiger Beurtheilung irrig glaubt) als verheerende Feinde

der thierischen Schöpfung. *) Und selbst die gewürgten Thiere leiden wenig oder nichts dabey; wenn man bedenkt, daß sie doch bald sterben müßten, das beschwerliche der Krankheit und des natürlichen Todes, und daß sie, ganz unbesorgt und unwissend der Gefahr, ihr Leben ruhig und froh genieſſen. Der Fehler ist, daß wir uns mit all unsern Kenntnissen, Einbildungen, Besorgnissen und Grillen in die Lage der verfolgten Thiere denken, und so von ihrem Glücke und Unglücke urtheilen.

Was aber von Raubthieren gilt; sollte das nicht auch vom Menschen können gesagt werden? Als Thier unter Thieren betrachtet, ist er das erste und mächtigste Raubthier auf der Erde.

Sollte es nicht besser seyn im Ganzen, daß er Thiere schlachtet und verzehrt, als wenn er sich einzig und allein auf Pflanzennahrung einschränkte ohne Fleisch zu essen? Es folgt ganz

*) Um nicht ohne Noth weitläuftig und ermüdend zu werden, muß ich mich auf diese wenigen und kurzen Betrachtungen einschränken. Wer mehr darüber lesen will, wird nebst Sander u. a. viel treffendes finden in: Philosophische Betrachtungen über die thierische Schöpfung. a. dr. engl. — J. J. Engels Philosoph für die Welt ater Th. der Habicht.

leicht und offenbar aus den vorhergehenden unläugbaren Untersuchungen, und durch einige wenige Folgerungen und Anwendungen auf die Menschengattung kann man es deutlich einsehen und einleuchtend überzeugt werden, es sey besser und nützlicher selbst für die thierische Schöpfung, daß sich der Mensch auch der Thiere zur Nahrung bedient, und dadurch gleich den übrigen fleischfressenden Thieren das seinige beyträgt, das Gleichgewicht unter den Wesen zu erhalten, und den Umlauf des Lebens in der Schöpfung zu befördern.

Ja ich glaube, es können mehr oder wenigstens eben so viele Thiere leben, und glücklich seyn, da der Mensch Thiere zur Nahrung schlachtet, als wenn er sich alles Fleisches enthielt.

Er müßte sich dann allein von Pflanzen nähren, wie einige andere Thiergattungen. Er hätte alsdann doch gewiß eben so viel Recht auf die Pflanzen als jedes andere Thier. Wenn nun aber ein solches durch feindliche Einfälle und Gewalt seine Pflanzennahrung in Gefahr setzte, so hätte er doch gewiß auch das Recht, durch gleiche Gewalt einen solchen Räuber oder Verheerer abzutreiben und seine Lebensbedürfnisse zu sichern, das ist: wenn anders seine Besitzungen nicht sicher wären, einen jeden solchen thierischen Feind zu tödten. Es würde

also auf diese Weise gewiß schon eine ansehnliche Menge von Thieren gewürgt werden. Da sie aber doch getödet werden müssen, so ist es ihnen gewiß einerley, ob sie verzehrt und zur Nahrung des Menschen gebraucht werden, oder nicht nur unnütz, sondern so gar den überlebenden zur Vergiftung verfaulen.

So viele Thiere ferner der Mensch ißt, so viele Pflanzen braucht er weniger. Dieser Ueberschuß von Pflanzen ist ihm folglich entbehrlich, und er braucht, um diese zu erhalten, keine einfallenden Thiere zu tödten. Sondern davon können diese sich ruhig nähren und froh seyn.

Freylich scheint dieß im kleinen bey einzelnen Menschen von geringem Einflusse; aber man betrachte es im Ganzen, (wie Gegenstände des Naturrechts müssen betrachtet werden) so wird man nicht nur bemerken, daß es Einfluß habe; sondern von der äussersten Wichtigkeit sey. Gesetzt, nur der dritte Theil von der Nahrung des ganzen Menschengeschlechts sey Fleisch. Um dieses entbehren zu können, müßten wir folglich ein Drittheil mehr Pflanzen verzehren, als jetzt, und folglich, um diese zu erhalten, alle jene Thiere würgen, welche sich von diesem nun überflüßigen Pflanzendrittheile nähren. Gewännen dabey die Thiere etwas? Sicher nichts, als

daß mehrere getödet würden. Das Recht aber, Thiere zu töden, bey deren Leben wir unserer Pflanzennahrung nicht sicher sind, ist unläugbar. Denn wir und die Thiere haben beyde auf unentbehrliche Bedürfnisse gleichen Anspruch. Wir sind der überlegene Theil, folglich muß das Thier unserer Gewalt unterliegen, weil sonst wir selbst unser eben so gegründetes Recht auf unentbehrliche Dinge den Ansprüchen Schwächerer aufopfern müßten, welches gewiß keine vernünftige Forderung wäre.

Die Thiere, im Ganzen genommen, haben also eher Vortheil als Nachtheil davon, daß der Mensch diejenigen Thiere zu seiner Nahrung und Nothdurft schlachtet, welche er ohnedem zur Sicherheit seiner Person und Besitzungen töden müßte, indem er eben dadurch mehrere Pflanzungen entbehren und den Thieren überlassen kann, da er diese sonst auch zur Sicherheit verfolgen müßte.

Der Mensch hat folglich das Recht, Thiere zu töden, nicht nur 1, um sich und seine Besitzungen zu retten; sondern auch 2, um sie als Speise zu brauchen.

Ersteres wird niemand bezweifeln, da hier um Gut und Blut gestritten wird, und folglich der Mensch Macht und Klugheit aufbieten darf und muß, um seinem schwächern oder dum-

mern thierischen Gegner das Vermögen zu entziehen, ihm schädlich zu seyn.

Das zweyte folgt nicht nur daraus, daß der Mensch gleich den übrigen Raubthieren zur Fleischnahrung von der Natur getrieben wird; sondern auch aus dem Nutzen, welchen die thierische Schöpfung davon hat, wie ich vorhin gezeigt habe.

Wenn es aber nun Mittel giebt, auch von diesen Thieren, welche der Mensch zu seiner Nothdurft und Sicherheit ausrotten müßte, viele am Leben zu erhalten; sollten solche Mittel wohl erlaubt seyn? — Nicht nur erlaubt; sondern so gar gut und löblich.

Dergleichen Mittel sind nun offenbar, daß er Thiere lebendig fängt, einsperrt, im Hause ziehet, zähmt, in Heerden hütet u. dgl. m. wodurch die Thiere Leben und Glückseligkeitsgenuß behalten und doch dem Menschen unschädlich sind. Ließ er ihnen ihre natürliche, allerdings sehr angenehme, Freyheit, so würde er sich und das seinige nicht vor ihnen erhalten können; er müßte sie denn tödten. Er unterwirft sie also seiner Uebermacht, regiert sie, daß sie unschädlich sind und hat sie in seiner Gewalt, daß er stets jede nothwendige Maaßregeln gegen sie ergreifen kann.

Die Thiere verlieren also nichts durch diese Einschränkung, was sie nicht auch sonst einbüssen müßten; im Gegentheile sie behalten ihr Leben — schon sehr viel für ein Thier, das vom Wünschen nichts weiß, und durch Vermissen des fehlenden sich den Genuß dessen nicht verbittert, was es hat.

Allen den Thieren, welche der Mensch in seine Gewalt gebracht hat, verschaft er durch seine Sorge Nahrung, Pflege und Schutz; ist es also ungerecht, von ihnen einige Gegendienste zu fordern? — Er vertheidigt sie gegen Feinde, füttert und tränkt sie, bauet ihnen Ställe, bereitet ihnen Lager, pflegt sie, wenn sie gesund und krank sind; dagegen helfen sie ihm in seiner Arbeit, theilen mit ihm die Sorge für seine und ihre Sicherheit, oder liefern ihm von dem, was sie hervorbringen, und entbehren, ja ohne Ungemächlichkeit oft nicht behalten können.

Das Roß trägt und zieht Lasten, der Stier ackert, der Hund wacht und jagt mit dem Menschen, Kuh und Ziege geben Milch, das Schaf Wolle.

Ohne solche Hülfsleistungen von Seiten der Thiere würde der Mensch nicht so viele Thiere erhalten können und also tödten müssen.

Wie der Mensch seinen Hausthieren Nothdurft und Bequemlichkeit verschafft, so tragen

sie das ihrige dazu bey, des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen oder sein Vergnügen zu vermehren. Sie genießen zum Theile die Früchte ihrer Bemühungen mit, wie das pflügende Roß, der jagende Hund; oder werden dafür von dem Menschen mit dem versorgt, was sie brauchen, wie das Schaf für seine Wolle, die Kuh für ihre Milch.

Ja manchen Thieren, die doch einmal nicht in ihrer angebohrnen Freyheit leben können, scheint mäßige Arbeit so gar angenehm und zuträglich zu seyn. Der müssige Haushund scheint die Qual der Langweile oft eben so zu fühlen wie der Mensch, wenn er den ganzen Tag auf einem Flecke verschlafen soll, nicht durch Jagen, Laufen u. d. gl. sich beschäftigen darf. Das feurige Roß zerschlägt die Dielen des einsamen Stalles voll Unmuth; schmeckt ohne Ermüdung nur halb das Süsse des Habers, und wiehert nach Raum, die Riesenkraft zu brauchen, die es verzehret. — Es arbeitet mit dem Menschen, und freuet sich am Abende und in den Stunden der Ruhe, ermüdet das Futter süsser, die Streue sanfter zu finden, uneingedenk der Lasten des Tags, die seine sorgenfreye Gedankenlosigkeit nicht halb fühlet. — Vortheile fürs Thier und Nutzen für den Menschen!

Pferd, Rind, Schaf und die andern dienenden Thiere können sich, wo das Menschengeschlecht einmal zu einer gewissen Menge angewachsen ist, nicht mehr wild und frey erhalten, nähren und verbergen, ohne in menschlichen Besitzungen Einfälle und Störungen zu verursachen. Der Mensch würde also theils durch Sorge für seine Sicherheit, theils durch die unvermeidliche Gefahr seiner nothwendigen Feldbedürfnisse aufgefodert und genöthigt, sie auszurotten. Er thut es nicht, fängt sie, schränkt sie ein, daß sie ihm nicht gefährlich werden, füttert und versorgt sie aber. Sie genießen ihr Leben, und freuen sich des Genusses, sind glücklich. Dafür fodert er Dienste von ihnen, welche sie in ihrer Glückseligkeit nicht stören, weil sie unbekümmert, ohne Ueberlegung sich auf den Augenblick einschränken, ohne den Genuß desselben durch Nebenvorstellungen und Besorgnisse zu vergällen.

Manche zieht er zu seiner Nahrung nach seinem Rechte, Thiere zu seiner Nahrung zu schlachten. Sie wissen es nicht, leben ohne Kummer und Sorge ruhig und glücklich fort, freuen sich der bessern Wartung, ohne Ahndung, wessen Vorbot sie sey. Sie wissen nichts von Gefahr, und merken nicht eher das Schicksal, welches

welches sie bedrohet, bis der tödende Streich fällt und Fühllosigkeit vor Leiden sie schützt.

Was ist dabey hartes für ein Thier? — ein etwas früherer Tod als der natürliche. Dagegen ist er leichter, ohne Krankheit und Vorgefühl. — Ein leichtes Opfer für das Gleichgewicht, die Quelle der Glückseligkeit in der thierischen Schöpfung!

Des Menschen sämmtliche Rechte gegen die Thiere bestehen also darin, sie 1) zur Sicherheit seiner Person und Bedürfnisse, 2) zur Nahrung zu tödten, 3) unter seine Gewalt und Herrschaft zu bringen, so viel es nothwendig ist, einzuschränken, und 4) zu Arbeiten und Diensten zu gebrauchen.

III.

Es ist nun gezeigt, daß der Mensch Rechte gegen die Thiere habe, ihr Grund erwiesen, und ihre Art, Zahl und Grenzen bestimmt. Ganz natürlich und leicht fliessen daraus als Folgerungen die Einschränkungen dieser Rechte, das ist, die Pflichten des Menschen gegen dieselben, oder die Rechte der Thiere, welche also kurz dargestellt und übersehen werden können.

Man muß sich etwas sehr sonderbares unter Thierrechten denken, oder eine sehr hölzerne Philosophie haben, wenn man aus Wortstreitsucht

den Thieren keine Rechte zugestehen will, aus dem wunderlichen Grunde, weil sie keine Vernunft haben. Freylich, wenn man niemand Rechte lassen will, als wer im Stande ist, uns belangen zu können, so hat man Grund, sie den Thieren abzusprechen, denn sie werden wohl schwerlich je mit uns, wegen zugefügter Beleidigungen, vor Gericht erscheinen. Aber dieses kann ja auch das unmündige Kind nicht, und doch leugnet man nicht, es sey widerrechtlich und ungerecht, das Kind zu tödten, zu verletzen oder dergleichen, das Kind habe also gewisse Rechte. Folglich können ja die Thiere eben sowohl gewisse Rechte haben, das heißt, manche Handlungen gegen dieselben können ungerecht, unerlaubt seyn. Und weiter will man ja nichts behaupten, wenn man sagt: die Thiere haben Rechte, als daß der Mensch Pflichten gegen dieselbe habe.

Nur daraus — wie ich auch vorhin gethan habe — läßt sich beweisen, daß der Mensch Rechte gegen die Thiere habe, d. h. daß ihm gewisse Handlungen gegen dieselben erlaubt seyen, weil sie unvermeidlich, dem Wohle der thierischen Welt nicht nur unschädlich, sondern im Ganzen vortheilhaft sind. Des Menschen Rechte gegen die Thiere sind also begrenzt. Nemlich nicht alle Handlungen gegen die Thiere sind gerecht;

sondern nur solche, welche in den oben aufgezählten Rechten gegründet sind. Denn mehrere Rechte lassen sich nicht erweisen, weil nur diese das Gleichgewicht und Bedürfniß des Ganzen heischt. Alle Handlungen, welche also nicht auf diese Rechte zurückgeführt werden können, sind nicht rechtmäßig, und alles pflichtwidrig, den Rechten der Thiere zuwider, wobey sich der Mensch mehr erlaubt, als durch diese Rechte autorisirt wird.

Der Gerechte muß daher bey jedem Gebrauche und jeder Behandlung irgend eines Thiers — es sey welches oder von welcher Art es wolle — auf die vier angezeigten Rechte zurücksehen. Nur nach diesem Maaßstabe kann beurtheilt werden, ob eine Handlung recht oder unrecht sey. Was darüber im geringsten ausschweift, ist ungerecht und unerlaubt.

Dem Menschen ist daher erlaubt 1) Thiere zu seiner Nahrung 2) seiner und des seinigen Sicherheit zu tödten 3) unter seine Gewalt zu bringen und zu beherrschen 4) sie zu Gegendiensten anzuhalten nach ihrer Natur und Fähigkeit.

Pflicht aber ist es ihm, alles zu unterlassen, was nicht in diesen vier Stücken enthalten ist: also

1) Jedes Thier am Leben zu lassen, von dem es sich nicht nährt, oder andere unentbehrliche Bedürfnisse befriedigt noch auch Gefahr für sich oder das seinige zu fürchten hat;

2) Die Thiere auf die möglichst gelinde Art unter seine Herrschaft zu bringen; und wenn sie darunter sind, ihnen so viel Freyheit, Vergnügen und Lebensgenuß zu lassen, als sich thun läßt; für sie zu sorgen, ihnen Nahrung und andere Nothwendigkeiten (welche sie in diesem eingeschränkten Zustande sich nicht mehr selbst verschaffen können) zu geben — kurz sie so wenig, wie möglich fühlen zu lassen, daß sie ihre Freyheit verloren haben, und endlich

3) ihnen nicht zu viele und harte Arbeiten und Beschwerniße aufzulegen, noch auch solche, die ihrer Natur entgegen sind; ihnen also ihre Arbeit und Mühe so leicht und angenehm, als man vermag, zu machen; ihnen ohne Noth — also nicht aus leichtfertiger Kurzweil oder Uebermuthe — weder Einschränkung noch Beschwerde aufzubürden.

Daß also gar kein Fall möglich sey, wo es erlaubt wäre, Thiere zu quälen, verstehet sich von selbst. Denn quälen aus Leichtsinn oder Wohlgefallen, kann ohnehin niemand als erlaubt vertheidigen, er müßte denn ein abgehärteter

Bösewicht seyn, und nothwendig oder nützlich fürs Ganze kann es nie werden.

Selbst Thiere, welche der Mensch tödten darf, muß er ihren Tod so wenig als möglich empfinden lassen, und auf die schnellste, gelindeste, schmerzloseste Art umbringen.

Diejenigen aber, welche er zu Arbeiten gebraucht, darf er nie mishandeln, nie durch Martern und Grausamkeiten*) zu Verrichtungen abrichten oder nöthigen, wozu sie ohnehin oft zu wenig Kraft oder natürliche Geschicklichkeit haben. Zu geschweigen, wie abscheulich es sey, daß wir oft Thiere zu ganz unnützen, höchstens müßige Menschen ein wenig belustigenden Gaukeleyen auf die grausamste, martervollste Art zwingen, z. B. manche künstliche Hunde.

Daß der Mensch alle diese Pflichten gegen die Thiere habe, und folglich alle Mishandlungen derselben als ungerecht vermeiden müsse, kann ohnehin niemand bezweifeln, wer die Gottheit als Urheber und Regierer des Ganzen erkennt.

Dieses liebreichste, gerechteste, vollkommenste Wesen muß nothwendig jedes seiner, aus Liebe und Güte hervorgebrachten Geschöpfe so glücklich wollen, als dasselbe seiner Natur nach

*) Grausamkeit ist jedes ohne Noth oder Recht zugefügte Uebel.

fähig ist, und dem Ganzen unbeschadet werden kann. Folglich kann kein Wesen — es sey von welcher Klasse es wolle — die Glückseligkeit eines Mitgeschöpfs mindern oder stören, ohne den Absichten, dem Willen seines Schöpfers und Richters entgegen, d. h. pflichtwidrig, zu handeln.

Es ist daher Pflicht, jedes seiner Mitgeschöpfe, (es sey auch von der niedrigsten Art — in der Natur giebts kein Ungeziefer) zu lieben, zu schonen, und seine Glückseligkeit so viel möglich zu erhöhen, wie wir wünschen, daß höhere Wesen, und Gott selbst uns schonen und beglücken mögen. Als Geschöpfe des nehmlichen liebevollen Schöpfers sind wir alle gleich, mit gleichen Rechten zu gleichen Zwecken bestimmt.

Denn zu glauben, daß des gütigen Allvaters Liebe sich blos auf den Menschen einschränke, wäre Gotteslästerung.

Er, die Quelle des Wohlwollens und der Seligkeit, sollte wegen dieser Handvoll Menschen die unendlichen Weltsysteme aufgethürmt haben? Und jene ganze unübersehliche Lebenskette sollte blos Mittel, blos Werkzeug seyn für den Menschen, den einzigen Liebling des Schöpfers? Er, selbst der seeligste, sollte es gleichgültig ansehen, ob Millionen seiner Glückseligkeitsfähigen Geschöpfe glücklich oder elend sind? Seine unendliche Kraft sollte nichts zur Absicht haben, als das

Wohl so weniger Menschen? — Wahrlich kurzsichtige, grundlose, der unendlichen Gottheit unwürdige Einfälle! Nur der aufgeblasenste Eigendünkel des staubleckenden Menschenstolzes kann solche Fieberträume aushecken. Widerlegung verdienen sie nicht *), nur Hinweisung auf Gottes Feuerkörper, die daher wirbeln über unserm Scheidel, in deren Stralen sich sonnet der Frosch wie der Greis, der den Zepter führte oder das Schwerd für Nationen.

Der Herr soll mit Wohlgefallen sehen, wie der Mensch sich freue der Saat gereift im Antlitz der Sonne, und gleichgültig sollte es ihm seyn, wenn der ausgedehnte Frosch auf der Wiese vor Lust quackt, daß die Sonne wärmend ihm trockne die sumpftriefenden Glieder? Es sollte nicht Absicht ihm seyn, daß die Fliege tanzend sich freue des kurzen Lebens in der Wärme des Sommertages? — — Alliebend ist Gott, und will alle selig!

Wir sind alle Kinder eines Vaters — vom Heimchen, das im Grase zirpt bis zum Seraphe, der vorm Throne Gottes sich beuget — warum sollten wir nicht alle Brüder seyn? —

*) Das Gegentheil ist ohnehin schon klar genug, aus dem, was ganz Anfangs gesagt worden von dem Zwecke und der Vollkommenheit einer Welt.

Aus Liebe schuf uns unser Vater alle, Liebe muß uns alle verbinden. Dies ist ein Vorzug des Menschen, hierin ist er Gott ähnlicher, daß er besser als andere lieben, mehr mit seinem Wohlgefallen umfassen kann. Der Mensch ist der klügere Bruder auf der Erden, daher setzte ihn Gott zu seinem Statthalter hienieden, daß er herrsche über die andern Thiere, nicht wie ein Tyrann, der alles für sich gemacht glaubt; sondern wie ein brüderlicher Vormund, der seine unweisern Brüder führt, daß sie ihn lieben und glücklich werden mit ihm.

Schau auf zu deinem Vater, in dessen Allmacht und Güte du dich selbst verlierst, und du wirst unwiderleglich überzeugt seyn — wies unverdorbene Herzen immer fühlen — daß die Thiere Mittel werden können zu deiner Glückseligkeit, selbst aber auch Anspruch haben auf Glückseligkeit, worin du sie nicht stören darfst; sondern schützen und fördern mußt — daß du Rechenschaft abzulegen habest von deiner Verwaltung, vor dem herzerforschenden, unbestechbaren Richter!

Sollte aber auch irgend jemand so unglücklich seyn, keine Ueberzeugung zu fühlen von dem Daseyn Gottes, so würde es ihm doch nicht an Gründen fehlen, gerecht zu seyn gegen Thiere.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0192
DFG

Du willst ja doch selbst glücklich leben, willst, daß dich andere — etwa Stärkere oder Klügere — daran nicht hindern. Fühlst dich gekränkt, wenn sie es doch thun; denn sagst du, deine Rechte seyen beleidigt. Wenn du aber Anspruch auf Glückseligkeit, wenn du Rechte hast; warum sollen sie, deine Brüder, die übrigen Menschen, warum sollen sie die Thiere nicht auch haben? Eben den Rechtsgrund, welchen du für dich anführen magst — es sey welcher es wolle — könnten ja sie auch angeben. Und so niederträchtig wirst du doch nicht seyn, daß du dir selbst alle Rechte absprichst, zugiebst, es sey alles recht, was andere dir thun. So lang du nicht so tief gesunken bist, mußt du auch eingestehen, daß andere Menschen, daß Thiere Rechte, du Pflichten gegen sie habest: denn aus welchem Grunde wolltest du andern absprechen, was du dir nicht willst absprechen lassen? —

IV.

So betrachtet — und das ist gewiß nicht übertrieben, wenn man menschlich denken will — wie viele Ungerechtigkeiten, welche entsetzliche Grausamkeiten werden nicht gegen die Thiere begangen! Uns fällt nichts dabey ein. Wir betrachten es als eine angenehme, scherzhafte Unterhaltung, lehren es unsern Kindern als zeitver-

kürzende Spiele *) und rühmen uns Meister darin zu seyn, durch unmenschliche Erfindsamkeit wollüstige Leckerbissen für den Gaumenkützel zu bereiten, oder undenkenden Menschenklötzen ein blutiges Gaukelspiel zu ersinnen — Unehre für Menschenherzen!

Um diese unerschöpfliche Materie doch nicht ganz unberührt zu lassen, will ich nach der nehmlichen Ordnung, wie vorhin bey den Rechten und Pflichten, nur einige dieser Greuel der menschlichen Entartung rügen.

Alle Grausamkeiten werden begangen 1) beym Erlegen der Thiere, 2) bey der Behandlung und Pflegung unserer Hausthiere, und 3) bey den Arbeiten und Beschäftigungen, welche wir ihnen auflegen — Viel umfassende Rubricken unübersehlicher Schandlisten, zu weitschichtig und grausenvoll, um lebende Farben und Raum hier zu finden, sie alle zu malen nach Würde und Umfang: würdig eines Meisterpinsels, daß Feuerströme aus Herz in Herz, und wieder entzünde den erloschenen Funken der Menschlichkeit!

Menschen! meine Brüder! vergebt mir, wenn ich euch der Grausamkeit zeihe! Es ist der

*) Wenn diese noch unverdorbenen Seelen nur irgend durch uns wüßten, wie viel ein armes Thier bey dem grausamen Spiele leidet, ihr unverfälschtes Mitgefühl würde gewiß diese abscheulichen Frevel verabscheuen.

lindeste Name eurer Anmassungen. Ich habe euch Rechte eingeräumt; aber auch den Thieren nicht minder. Ihr könnt mich also keiner Parthevlichkeit beschuldigen. Rechte und Pflichten habe ich, wie mich dünkt, aus hinreichenden Gründen, und so viel es bey solchen Gegenständen nur angehen will — mit der kältesten Gleichgültigkeit erwiesen. Ihr dürft mir also keine blos deklamirende Empfindeley vorwerfen.

Tödtet Thiere — ich sage es noch einmal — wenn es zu eurer Sicherheit oder Nahrung nöthig ist; aber sie auch nur im geringsten zu quälen, habt ihr weder Noth noch Recht.

Von der sogenannten Parforsjagd brauche ich hier gar nicht zu reden. Diese barbarische Lustbarkeit müßiger Tyrannen ist zu abscheulich, als daß wirklich denkende Menschen noch eine Erinnerung dagegen brauchten. Nur die verwahrloseste Gedankenlosigkeit oder verwilderteste Gefühllosigkeit kann Lust daran finden, und nur die niederträchtigste Schmeicheley kann sie vertheidigen — eine feile Sophistin, die es auch teuflisch scharrfusend lobt, wenn mächtige Wollüstlinge aus Langweil oder Leidenschaft schwächere Brüder peinigen, welche sich ihrem Schutze vertrauten *).

*) Rührend, schön und wahr ist das Schreiben eines parforsgejagten Hirsches an

Um Thiere zu seiner Nahrung zu bekommen, muß man entweder zahme schlachten, oder wilde mit List und Kunst erlegen. Wer würde aber wohl den Menschen, als edel und gutmüthig loben, welcher sich des Vergnügens halber

den Fürsten, der ihn parforsgejagt hatte, in Asmus Werken, 4ter Th.

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigster Fürst und Herr!

„Ich habe heute die Gnade gehabt, von Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht parfos gejagt zu werden; bitte aber unterthänigst, daß Sie gnädigst geruhen, mich künftig damit zu verschonen. Ew Hochfürstliche Durchlaucht sollten nur einmal parfors gejagt seyn, so würden Sie meine Bitte nicht unbillig finden. Ich liege hier und mag meinen Kopf nicht aufheben, und das Blut läuft mir aus Maul und Nüstern. Wie können Ihr Durchlaucht es doch übers Herz bringen, ein armes unschuldiges Thier, das sich von Gras und Kräutern nährt, zu Tode zu jagen? Lassen Sie mich lieber todtschiessen, so bin ich kurz und gut davon. Noch einmal, es kann seyn, daß Ew. Durchl. ein Vergnügen an dem Parforsjagen haben; wenn Sie aber wüßten, wie mir noch das Herz schlägt, Sie thätens gewiß nicht wieder, der ich die Ehre habe zu seyn mit Gut und Blut bis in den Tod ꝛc.“

O beherzigten es alle Mächtige, sie würden auch gerechter seyn gegen ihre Untergebenen! —

zudrängte, zahmes Vieh zu schlachten? — Jeder würde sagen: es ist zwar Nothwendigkeit, ein Schaf, ein Schwein oder dgl. zu schlachten, aber der gutmüthige thut es doch nur, weil es seyn muß, ohne Vergnügen, bemitleidend das Schlachtopfer, welches er nicht schonen kann. Das heißt, menschlich tödten, gleich weit entfernt von weichlicher Empfindeley, die nichts getödtet wissen will, und von roher Wildheit, welche zur Lust mordet.

Wenn es nun schändlich ist, Vergnügen zu suchen beym Schlachten des Heerdenviehes, sollte die Jagdlust weniger unedel seyn? — Es ist ganz und gar das nehmliche: unmenschliches Wohlgefallen am Würgen und Leiden zahmer oder wilder Thiere. Wild oder zahm mildert die Schuld nicht, und sonst ist kein Unterschied dabey.

Man sollte wilde Thiere erlegen, wie gutartige Menschen zahme schlachten, d. h. man sollte nicht aus Lust auf die Jagd gehen; sondern weil man Schaden und Gefahr von dem Wilde zu befürchten, oder es zur Speise nöthig hat. Jagdvergnügen bedeutet also entweder gar nichts oder etwas unmenschliches. Man sollte daher nie rühmen, welche Lust man auf der Jagd genossen habe; denn es zeigt entweder unwürdige Gesinnungen an, oder erweckt Hang zur

Grausamkeit bey den hörenden, besonders, wenn es junge und nicht nachdenkende Leute sind.

Die Jagd sollte, wie der Krieg, blos ein unvermeidliches Morden seyn. Wie sich auf jenen kein fühlendes Menschenherz freuen wird, so sollte sich auch auf diese niemand freuen.

Man preißt oft den Löwen als edel, legt es ihm als rühmlich und großmüthig aus, daß er nur der Sicherheit und Nahrung wegen würgt und jagt, sonst aber der Lebendigen schont. Sollte der Mensch dieses nicht nachahmen? nicht mit Widerwillen morden, wenn er es nicht vermeiden kann? kann es edel? kann es ein menschliches, erlaubtes Vergnügen seyn, mit Wohlgefallen zu würgen und jagen? ja Thiere zu verfolgen, welche uns nie schaden, und wir auch nicht zur Nahrung oder andern Bedürfnissen anwenden, zu deren Tode uns also nichts berechtigen kann, z. B. Schwalben?

Kann das dem liebreichen Herrn der Natur gefällig — nur gleichgültig seyn? Ihm, dessen Sonne für alle scheint, der alles zur Lust schuf, der das Würmchen so glücklich will in seiner Art, als den Erzengel? Der Weise zertritt auch keine Fliege ohne Noth, und würgt nie zur Lust. Wers thut, mags verantworten vor dem, welchem er weniger ist, als dem stolzen Menschen

die Milbe — bey dem allgütigen Vater, von dem er Schonung wünscht und Barmherzigkeit!

Thiere, z. B. Dachse, Füchse h tzen, ist Parforsjagd im kleinen für Leute, welche fühllos, aber nicht reich genug sind für die große. Wer sollte es nicht verabscheuungswürdige Grausamkeit nennen, aller Sittlichkeit zuwider? —

Sohn der Feigheit, der du da stehst in deiner Gemächlichkeit, zu weiden dein Satansauge an den verzweifelnden Zuckungen eines wehrlosen Mitgeschöpfs, das stürzend der Menge reissender Hunde — den Knechten der Zagheit — Blut dampft aus Rachen und Nase! versäume ja nichts von dem herrlichen Schauspiele — herrlich für dich; denn es schlägt dein Gewissen zu Boden, daß es nie mehr erwache! — Sieh, welche Lust! jetzt heult es aus dem gefolterten Geist, auch im Todeskampfe nicht geschont von den Bissen lechzender Feinde! zehnmal wieder angefrischt, um zehnmal zu leiden des Todes Schmerzen, dem Zuschauer zur Bauschütternden Ergötzung! — — Aber würdest du nicht murren, würdest du dich freuen der väterlichen Gerechtigkeit, wenn Gott jetzt sendete den Würgegeist, daß er dich zerquetsche in seiner Rechten — gewohnt Felsen wegzuwischen wie Wassertropfen — daß er zerreisse deine Eingeweide,

zerschmettre dein Gebein, zermalme deine Seele auf der Folter der Ewigkeit? . . . Und wer bist du, Staub! daß einen Gott du dich dünkest? — Hörst du nicht die verdammenden Flüche gebrüllt aus der zerfleischten Brust wider dich? Jeder Ton des Sterbegeheuls, ein Riesengebirg stürzend in deine Schuldwage, daß sie sinket! — Du wolltest einst ruhig schlummern in den Armen des Todes? Und erlaubst nicht einmal dem gehetzten Bruder, ungekränkt zum letztenmale zu krümmen die zerfetzten Glieder, — so viele ihm dienstbarer Blutdurst noch ließ — lachst hämisch, wenn du siehst rinnen den Todesschweiß in das triefende Blut auf deinen Wink erpreßt, und — bedauerst nur, daß der mitleidigere Tod eine Lust dir entzieht! — Nein, Wüterich, Gott ist gerecht, und haßt alles böse! — —

Sollte es wohl der Mühe werth oder nothwendig seyn zu beweisen, wie ungerecht und abscheulich es sey, Thiere einen langsamern, härtern, martervollen Tod leiden zu lassen, des angenehmen Gaumenreizes wegen? — Ich dächte kaum. Leider geschieht es stündlich in den Häusern sehr mitleidig scheinender Personen, ja einer kleinen Küchenzierlichkeit zu Ehren! Und doch haben wir weiter kein Recht, als das Thier

zur

zur Nahrung zu tödten, und kein Beyspiel unter den fürchterlichsten Raubthieren. Alle würgen schnell ihre Beute, so viel sie vermögen. — Uns aber verleitet der unnützeste, verworfenste Leckerbissen zu Schandthaten.

So sehr wir aber unsere Macht mißbrauchen über die Grenzen unserer Rechte in der Art die Thiere zu tödten, eben so sehr geschieht es auch 2) in Behandlung unserer Haus- und Mastthiere.

Aus welchem unserer Rechte läßt sich wohl unter andern die schändliche Gewohnheit rechtfertigen, Thiere zu entmannen, theils aus Eigensinne, z. B. Katzen, theils des wohllüstigern Sinnenkitzels wegen, z. B. Hahnen? — wenn es auch wirklich nothwendig und also erlaubt ist, grössere Thiere, z. B. Pferde, durch dieses Mittel in der zu starken Vermehrung einzuschränken, die uns sonst nöthigen würde, so viele dieser Thiere mehr zu tödten. — Gewiß verführt uns solcher Eigensinn und Leckerhaftigkeit zu den schreyendsten Ungerechtigkeiten.

Was berechtigt unsere Thorheit wohl, Thiere durch schmerzhafte Operationen zu verstümmeln, ihnen z B. Schwanz, Ohren u. dgl. zu beschneiden, und so die herrlichsten Werke der Natur zu entstellen? blos weil es unserem Ei-

gensinne so schöner dünkt? Dafür werden sie reichlich mit Bändern, Schellen u. dgl. mehr behängt, zum Zeichen, daß auch sie unter der Fahne der menschlichen Narrheit dienen.

Wie oft mißhandeln wir Thiere, welche wir unseres Vergnügens wegen halten! Wie mancher läßt seine übeln Launen, welche er nirgends Luft zu schaffen weiß, an seinem unschuldigen Hunde aus!

Wir entziehen oft unsern Hausthieren Nahrung *) und Freyheit, lassen sie hungern und kerkern sie der Mastung wegen so eng ein, daß sie in ihrem eigenen Unrathe verfaulen müssen — unnütze Einschränkungen und Leiden, für

*) Dieses geschieht nicht nur, wenn wir dem Thiere gar keine oder zu wenig Speise und Trank geben, sondern auch, wenn sie nur solche erhalten, welche ihrer Natur gerade zuwider sind, womit sie also ihren Hunger nicht stillen können. Der Mensch ist für alle Erdstriche und Arten von Nahrung eingerichtet; nicht so das Thier. Wer würde es wohl billigen, wenn man dem Pferde Fleisch, dem Hunde nichts als Heu vorsetzen wollte? Und doch werden nicht selten eben so arge Ungereimtheiten in diesem Stücke begangen, und wir werden unwillig, wenn das Thier das Futter nicht verzehren will, welches wir ihm zumuthen.

welche keines unserer Rechte uns Entschuldigung gewährt!

Wer ein Thier hat, bedenke doch, daß es nicht blos wegen des Besitzers, sondern auch seiner eigenen Glückseligkeit da ist, also keine vermeidliche Einschränkung erlaubt sey.

Wie sehr mißhandeln wir 3) unsere dienstbaren Thiere! Zu geschweigen wie oft wir ihnen die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung, Ruhe u. dgl. mangeln lassen, will ich nur erwähnen, welcher abscheulicher Mittel wir uns nicht selten bedienen, sie zu gewissen Verrichtungen zu gewöhnen oder anzuhalten.

Wie viel leidet nicht das Roß von der zerfleischenden Geissel des viehischen Fuhrmanns, der Stier von dem Prügel des Ackermanns, und der Hund von dem dummwilden Jäger! Wir fragen nicht: hat das Thier auch Kraft oder Fähigkeit genug zu dieser Verrichtung? Unser dummer Eigensinn will es, das ist genug, und das abgemattete Thier erliegt der Folter, wenn nicht verzweiflungsvolle Ueberspannung die Last ihm fortreißt. Wir fragen nicht: ist das auch nothwendig, was unsere Grausamkeit erpreßt? Der unschuldige Hund mag den Hieben unterliegen, wenn er nur unserer Faulheit oder Eitelkeit zu Ehren eine künstlichere — wenn schon

unnütze — Wendung machen lernt. Wie unnütz, wie wenig werth der Mühe und Leiden, welche das Thier davon hat, ist z. B. die erzwungene Kunst des Jagdhundes, aufrecht stehend unserer Trägheit die errungene Beute darzureichen! Jeder Hieb, welchen das treue Thier wegen dieser unnatürlichen Geschicklichkeit erhält, sündhafter Frevel! — —

Doch wozu tauben Ohren reden? — Für die, welche denken und sich überzeugen lassen wollen, ist dieses schon überflüssig genug, für die übrigen alles weitere Reden unnütz.

Jeder Blick um uns — sollten wir uns auch so flüchtig als ein Stutzer auf einem Absatze umdrehen — zeigt uns Ungerechtigkeiten in Menge gegen unschuldige Thiere begangen. Verhungert, der Freyheit und des Tageslichtes beraubt, zerfleischt, von Bürden erdrückt — erregen sie nur selten mitleidiges Entsetzen, und Abscheu gegen ihre Henker.

Wie herrlich, wie selig würden wir nicht auf unserer Erde leben, wenn wir unserem angebornen Mitgefühle mehr Herrschaft über unsere Handlungen und Grundsätze liessen! Wie edel, erhaben, innerlich, glücklich und zufrieden, wenn jeder von uns Gott nachahmend alles umfieng mit Liebe, allen so gut als sich Anspruch gönnte auf Glück und Vergnügen, glücklich machte, so

viel er kann, und keins der Wesen elend, auch nicht das geringste (vor Gott ist nichts groß, nichts klein, alles zusammen ein Ganzes) allen begegnete, mit der schonenden Liebe, die er von dem Allmächtigen erflehet!

V.

Ich glaube, die ausgeführten Grundsätze sind hinreichend, uns in allen Fällen zu bestimmen, was erlaubt, was unerlaubt, gerecht oder ungerecht sey gegen Thiere. Ich zweifle gar nicht, jeder, dem es ein Ernst ist um Wahrheit und Weisheit, wird sie mit Ueberzeugung annehmen und darnach handeln. Wachsende Vollkommenheit und innere, selbstgewirkte Seelenheiterkeit — das einzige Glück, nur erreichbar durch Weisheit und Wohlwollen gegen alle — wird seine Belohnung seyn. Menschen werden ihm mit Liebe und bewundernder Achtung entgegen eilen, denn er ist gerecht und nähert sich Gott; Thiere werden ihn nicht fliehen, denn sie fürchten nichts von ihm: sein Auge strahlt Sanftmuth.

Sollte aber wohl jemand glauben, ich sey zu streng in meinen Foderungen? gehe zu weit in meinen Behauptungen? — Ja es giebt wirklich Leute, welche glauben, meine Grundsätze seyen nachtheilig für den, welcher sie

ausübe, machten empfindend und weichlich, schlügen den Muth nieder und entnervten die Mannkraft. — Haben diese aber wohl Erfahrung oder Vernunft auf ihrer Seite? — Keine von beyden.

Wer meine Grundsätze im Zusammenhange durchdenkt und versteht, wird mir so etwas gewiß nicht aufbürden.

Kann Gerechtigkeit nachtheilige Folgen haben? Und habe ich denn mehr gefodert als Gerechtigkeit? Heißt das zu streng oder viel fodern, wenn man den Menschen Ungerechtigkeit abrathet? Kann man weniger verlangen? — Habe ich nicht dem Menschen Rechte, viel umfassende Rechte zugegeben, die gewiß hinreichend sind zu seinem Bedürfnisse? Kann man mich also beschuldigen, ich sey in meinen Behauptungen zu weit gegangen, wenn ich sage: der Mensch darf sich nicht mehr erlauben, als wozu er ein Recht hat? — Habe ich nicht bewiesen, was ich sagte? Kann man mich also wohl willkührlicher Behauptungen beschuldigen, wie sie die winselnde Empfindeley brütet?

Wer einen Unterschied zu machen weiß zwischen der wilden Verwegenheit roher Mörder und dem weisen, männlichen Muthe des wahren, gerechten Helden; wird wohl begreifen, daß meine Grundsätze auch von dieser Seite für das

gute und die wahre Vollkommenheit des Menschen nicht nachtheilig, sondern beförderlich seyen. Freylich wird der, welcher darnach lebt, sehr weit entfernt seyn von dem kühnen Blutdurste jener Ungeheuer, welche mit den Häuptern ihrer Brüder spielen wie Buben mit Mohnköpfen, welche Blut versprützen, wie Springwasser zur Lust. Sind sie aber darum weniger muthig, weniger männlich, weniger Helden?

Ist der wohl weniger unüberwindlich, weniger nützlich, der sich nicht freuet aufs Blutbad, nicht wünschet die Feldschlacht aus Mordlust?

Wische dem verwegenen, mordlustigen Würger den Nebel von den Augen, daß er nüchtern die Beweggründe überlege, die ihn in seiner berauschten Wildheit, einem verzweifelten gleich, in die Schaaren der Feinde stürzten — und nichts ist ihm mehr übrig, seinen Muth zu belieben. Nur solchen Muth (wenn man es anders Muth nennen darf) vermag Jagdlust anzugewöhnen, und das nicht einmal immer. Der frechste Jagdliebhaber ist oft feig, wenn es Ernst wird; und nicht selten sehr standhaft und tapfer, wer die Jagd verabscheuet.

Ganz verschieden von jener kühnen Wildheit ist der wahre Muth des Mannes, und hat gar nichts gemein mit den gewöhnlichen Lustpartien auf Jagden.

Der Held wünscht Glück dem Gegner und daß er nicht seyn müsse das Werkzeug zu seinem Verderben. Ist er aber einmal überzeugt von der Nothwendigkeit seines Untergangs durch die Grundsätze der Wahrheit, so kennt sein gesetzter Muth keine Grenzen. Denn seine Weisheit will alle Mittel, seinen guten Zweck zu erreichen. Wie ein reissender Strom schwillt er daher, und wenn er stehet, ein Fels mit waldigtem Gipfel. Seine Stirne eine Gewitterwolke, seine Augen wie Blitze des Himmels. Seine Streiche treffen nie fehl; denn Nüchternheit hat sie gemessen. Sein Schenkel wankt nie, denn der Geist fühlt Ueberzeugung der Pflicht zu kämpfen fürs Gute. Er fürchtet nichts; denn das Schlimmste wäre, der Pflicht nicht zu gehorchen. Begegne ihm wehrhaft, sein Arm schwer, wie die stürzende Eiche, zerschmettert dich, wie der Donnerkeil schnell. Strecke die Waffen, sein Auge lächelt dir sanft wie die Morgenröthe. Tröstend richtet er dich auf aus dem Staube des Zagens. Nie traf sein Schwerd den lächelnden Säugling oder das wehrlose Weib. — Nur der vermag solchen Frevel, der sich an Mordlust gewöhnet.

Solchen Muth erwirbt man gewiß nicht auf Jagden; denn Weisheit ist sein letzter

Grund. Nur Sokrates *) und die wie er denken, sind dessen fähig; denn sie sind wahre Menschen, fühlend die Kraft und Würde ihrer Natur auf der Höhe ihrer Vollkommenheit, von der sie alles zu klein sehen für ihren Haß — ein Ganzes gleich in allen Theilen für ihre Liebe!

Auch der gewaltigste Jäger kömmt dahin nicht. Wild mag er werden — schade für seine Natur! — aber Menschenmuth wird auf anderem Pfade errungen.

Was will man nun wohl noch als gut an Lustjagden rühmen? Denn von andern Arten sich an Thierqualen zu ergötzen darf gar nicht einmal die Rede seyn. — "Gesunde Bewe„gung und frische, erquickende Luft sind stärken„de Folgen der Jagd."

Es mag seyn. Aber dieses entschuldigt bey weitem die Begierde nach Jagd und Morden nicht. Um mir in freyer Luft eine Bewegung zu machen, muß ich Lust am Morden haben? Müssen Thiere leiden? — Ists nicht genug, daß sie unserer Sicherheit und Nahrung geopfert werden? Soll auch unsere Erholung sie quälen?

*) Bekannt ist, daß Sokrates nicht nur der weiseste und liebevollste; sondern auch einer der tapfersten Griechen war.

— Kann ich nicht ohne Lustjagd Luft und Bewegung finden? — Ganz gewiß. Beydes genießen oft die mehr, welche nie jagen, und sind weit gesünder als die ärgsten Lustjäger. Spaziergänge, Fußreisen, Körperarbeit (z. B. Gärtnerey) ersetzen bey weitem jene Jagdvortheile, ohne, wie sie, uns Lust am Leiden anderer anzugewöhnen und unser Herz zu verwildern. *)

Und wie will man sagen, Jagd verdiene einen Platz unter den Ergötzlichkeiten wegen des Nutzens, den ihre Strapatzen gewähren? — Wenn das ist; warum reitet oder fahrt ihr auf die Jagd? warum ersinnt ihr für jede Jagd neue Bequemlichkeiten, Verminderung der Beschwerden? Warum macht ihr auch nicht einmal kleinere Reisen zu Fusse, wenn es euch so sehr um Luft, Ermüdung, und Strapatze zu thun ist? Ja warum mögt ihr oft nicht einmal in euern Städten zu Fusse gehen? Warum scheuet ihr jedes rauhe Lüftchen? — Unzählige

*) Die Erfahrung bestätigt hinlänglich die Bemerkung: Menschen, welche das Vieh hassen, sind auch keine Menschenfreunde; wenn sie anders jene Hartherzigkeit nicht aus Dummheit oder Unüberlegtheit angenommen haben. Der Grund dieser Wahrheit ist leicht einzusehen: Grausamkeit und sanftes Mitgefühl können nicht beysammen wohnen in einem Herzen.

Widersprüche und leere Ausflüchte von müssiger Weichlichkeit ersonnen?

Gehet zu Fusse an den Ort, wo ihr jagen wollt — statt immer zu fahren, — so könnt ihr ohne die grausame Jagdlust die Vortheile der Jagd geniessen! Lebt mässig, stehet frühe mit der Sonne auf, durchschwärmt nicht die Nächte bey Saufgelagen, entnervt nicht den Leib durch Wollüste, vergiftet und erhitzt nicht eure Säfte durch Leckereyen und fremde Gewürze — für andere Erdstriche geschaffen — braucht eure Körperkräfte zuweilen zur Arbeit oder entfernt wenigstens euere Kutschen, die euch von Hause zu Hause schleppen, versaget der heitern Luft nicht den Eingang in eure Häuser, und sperret euch nicht in eure verschlossenen, dumpfigten Zimmer, durchwallet fleissig die Gärten der Natur und trinket da reine Feldluft! — Der arbeitsame und mässige Mann, bey dem Ruhe und Bewegung gehörig abwechseln, braucht keine Jagd zur Gesundheit oder Erholung — wie der Weise, um glücklich zu seyn, nicht bedarf jene lärmenden Lustpartien und berauschenden Ergötzlichkeiten, Zufriedenheit findend in seinem eigenen Geiste und dem gleichdenkenden Zirkel weniger Edeln, die ihn verstehen.

Jagd ist für den Wilden, der nicht denkt, von sonst nichts weiß, und nur durch beständige

Jagd findet sein tägliches Bedürfniß. Beym gebildeten Menschen muß sie — wie das Schlachten des zahmen Viehes — nur unvermeidliches Mittel seyn zu unserer Nahrung oder Sicherheit — nie Lust.

Aber sind denn die alle böse Menschen, welche Liebhaber von der Jagd sind? — bey weitem nicht; oft sehr edel, aber geblendet.

Es giebt nämlich viele Jagdliebhaber, die wirklich zum Morden und Bösen abgehärtet sind — abscheuliche Ungeheuer, lechzend nach Blut, gewähnt an Jammergewinsel, denen es nie gefällt als unter lärmenden, berauschenden Lustbarkeiten. — Doch von diesen ist die Rede gar nicht.

Andere haben durch das Rohe ihrer Erziehung und Lebensart Geschmack an der Jagd bekommen, und zwar nicht nur Jäger von Profession, sondern manche Landjunker und andere dergleichen, welche — ohne eine vernünftige, menschliche Beschäftigung gelernt zu haben, ohne Nachdenken — ihre Zeit nicht anders zu tödten wissen als durch Jagd.

Daß aber auch edle, mitfühlende Menschen oft Lust an der Jagd haben, daran ist unsere Erziehung und Unterweisung Schuld. Dem Kinde wird, so viel unnützes es auch hören und lernen muß, nie davon gesagt, wie Thiere eben

so wohl als Menschen fühlen Schmerz und Vergnügen, Schonung verdienen und mißbraucht werden können. Im Gegentheile wir geben ihm Thiere, um sich damit die Zeit zu vertreiben, lassen es darüber schalten nach Willkühr, und damit umgehen wie mit einem Stücke Holz. Es bekömmt also nicht den geringsten Begriff von dem Verhältnisse, in welchem es gegen Thiere stehet, wächst auf in dieser gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die thierische Schöpfung, und sieht sie — wie es von Jugend auf gesehen und gehöret hat — als maschinenmässige Werkzeuge an in der Hand des stolzen Menschen, nur für seinen Eigensinn geschaffen.

Im Umgange hört und sieht es nun auch nichts anderes. Es hat also gar keine Veranlassung, wobey ihm einfallen könnte, nachzudenken, wie viel das Thier dabey leidet. Was Wunder also, daß der Jüngling und Mann — so gutherzig und edel sie sonst immer seyn mögen — eben so wie in ihren Kinderjahren sich ganz kaltblütig eine Lust mit den Thieren machen? die Jagd lieben? Sie haltens für nichts übels, denken nicht an die Qualen und Angst der Thiere; sondern sehen sie gleichsam als bewegliche Zielscheiben an, die durch List der Kunst des Schusses ausweichen, und dadurch die Freude über den sichern Erfolg desselben er-

höhen. — Macht aber solche Menschen einmal darauf aufmerksam, daß sie sich die Jagd in ihrem wahren Lichte vorstellen, und sie werden — wenn sie gutherzig und edel sind — die Jagd verabscheuen, nie mehr zur Lust, höchstens aus Noth, jagen, und die Jägerbeschäftigung wie das Schlachterhandwerk ansehen — als ein unentbehrliches Gewerb, das nie Vergnügen gewähren kann, und sündlich ist und hartherzig zur Lust zu treiben.

Wenn wir unsere Kinder von der Wiege an in der Ausübung an solche Grundsätze gewöhnten, so würden sie stets die Strasse der Gerechtigkeit ohne Straucheln wandeln können, und nicht, wie es gewöhnlich geschieht, entweder auf die Seite der Grausamkeit oder der Empfindeley, oder von einer zur andern schwanken.*) —

*) Es giebt Leute, bey denen der Kopf alles allein thut, und das sind steife, kalte, unbiegsame Menschen; sie demonstriren und messen überall, sind unausstehlig und unfähig der Begeisterung fürs Gute und Schöne — unfähig groß und edel zu handeln. Bey andern wirkt blos das Herz ohne den Geist, alles ist ihnen Gefühl, und das sind — schwache Seelen. Zu schmelzend, um unternehmend kühn, zu weich, um standhaft zu seyn, thun sie nichts, sind sich und andern zur Last durch ihre süsse Weichlichkeit — Bey der bessern Menschenklasse (dahin gehören alle

Ein äusserst wichtiger Theil der Erziehung, der eben so ausgebreiteten Einfluß in die Sittlichkeit, Denkens- und Handelnsart ganzer Menschenalter und Völker hat, als es gewöhnlich ist, ihn zu vernachlässigen, oder gar zu verachten!

VI.

Sollten wir nicht endlich fühlen, nicht überzeugt werden, welch toller Wahn es ist, zu glauben, wir seyen gebietende Herren der Schöpfung? Wir seyen der Mittelpunkt, nach dem alles als Mittel strebet? — Jene Millionen Welten, jene unendliche Kette von Leben sollte nur wegen des Staubes da seyn, der zum Menschen ward? — Woher diese leere Einbildung? — Kurzsichtige Eigenliebe erzeugte, und gemächlich dummer Stolz säugte sie zum verheerenden Ungeheuer!

Die unendliche Liebe der Gottheit ergoß sich, es entstanden Wesen, die da genössen der Glückseligkeit — eine unendliche Reihe! So viele

jene wahrhaft großen Seelen) herrscht Kopf und Herz in der schönsten Eintracht. Keins von beyden wird berührt ohne das andere mitzutreffen. Der Geist denkt mit Wärme, das Herz fühlt ohne Schwachheit. Alle Gefühle werden Ideen, alle Ideen Gefühle. Nie Disharmonie oder Streit! — Lebendige Anschauung — Enthusiasmus — Entschluß — That — Würde! —

Stufen der Glückseligkeit, so viele Arten geniessender Wesen vom untersten Grade des Lebens bis da, wo die Kette sich endet am Fusse des Weltherrscherthrones! Unter den sichtbaren das höchste der Mensch, noch immer ein niederes Glied im Reiche der grenzenlosen Schöpfung! — Alles nur ein Ganzes! Nichts zwecklos! nichts unweis! Die kleinste Staubfaser noch Theil des grossen Weltensystemes! —

Je mehr der Mensch das Ganze sich denket, desto weiser wird seine Seele! — so sehr es auch Stückwerk noch ist; denn eingeschränkt ist unser Wollen und Denken. — Der Mensch erhebt sich, wünscht nichts mehr, fühlend die Kleinheit des Irrdischen, das niedrig unter ihm schwimmt. Sein dürstender Geist zerfließt in der Harmonie des Ganzen. Seine Seele wird Bild der Schönheit, die sie geschauet, sein Denken harmonisch, harmonisch sein Wille mit den Gesetzen der Allheit, so viel es nämlich dem Menschen gegeben ist, in seiner groben Hülle sich aufzuschwingen zur Uibersicht des Ganzen.

So lang der Mensch auf dieser Höhe sich fühlet — und er müßte es immer, wenn er weis dächte und groß — verachtet er niedrige Leidenschaften. Grausamkeit und Stolz, wünscht nicht jene berauschenden Ergötzlichkeiten, wodurch

unzu-

unzufriedene Menschen sich auffer sich reissen, wenn es in ihnen öde ist und traurig.

Wie der Mond in der Stille der Sommernacht, so wallet er durch des Lebens Gefilde: ohne Geräusch und Anmassung, sanft und heiter durch Seelenfrieden, sich selbst genug, ohne Bitterkeit bemitleidend das ängstliche Gewühl unersättlicher Mitmenschen.

Er fühlt sich frey und groß, weil das Sorgengewirr ihn kaum erreichet, weil sein forschender Geist, durch Betrachtung gehoben, einen weiten Gesichtskreis umfassend überschauet; — Klein und demüthig, weil sein begrenzter Blick zurückschwindelt aus der Höhe, die über ihm in Nebel sich hüllet — aus diesem Gemische das sanfte Gefühl untergeordneter Menschenwürde: frey und stark ohne Anmassung, zu groß um zu kriechen, zu klein um zu verachten — Liebe zwischen beyden, der einzige Mittelweg anständig dem Menschen!

Alles, was da lebt, ist ihm Bruder, vom Würmchen, das unter der Sole sich windet, bis zu jenen erhabenen Geistern, die auf Sonnen herabsehen — nur Staub ihrer Grösse! — Was macht den Unterschied unter Geschöpfen? — Diese stehen hier, jene dort, vom nehmlichen Vater zum nehmlichen Zwecke geschaffen — Glieder eines Ganzen, das ein Blick hervorzog aus dem Nichtse, ein Blick zurückschleudert ins nichts, gewinkt von der Allmacht!

Er sieht alle als Brüder zweckmässig vertheilt auf den Stufen zur Unendlichkeit, liebt sie alle als Brüder, fühlt Glück und Elend aller, sieht den grossen Zweck des gütigen Allvaters, strebt ihn zu befördern an seinem Standorte! Je mehr glückliche er sieht, desto seliger fühlt er sich. Kein Wesen störet er in seiner Ruhe und Wonne. Glückseligkeiten ist sein höchster Wunsch, seine — höchste Belohnung! So viele glücklich zu machen, als er vermag, ist die Absicht seines Strebens — Gott nachahmend! — Ein erhabenes Geschäft, fürs Wohl lebender Mitwesen arbeiten! belohnend sich selbst; denn je mehr du Glück beförderst, Jammer minderst, desto glücklicher und vollkommner wirst du selbst!

Und wir wollten nicht streben, uns nach diesem Gipfel der Vollkommenheit zu erheben? — Laßt den Traum von Herrschaft fahren! Nur lenken sollt ihr andere, daß sie glücklich werden mit euch und durch euch, so fern sie noch Leitung bedürfen nebst ihren Trieben. — Das heißt regieren über die thierische Welt, wie ein väterlicher Fürst über seine Unterthanen, wie Gott über's Ganze herrscht!

Denkt, daß alles Lebende, so gut als ihr, bestimmt sey zum Vergnügen! Alle sind eure Brüder! Liebet sie alle als Kinder des Allvaters! Schonet sie alle, und behandelt sie — Menschen und Thiere — nach den Gesetzen der Gerechtigkeit!

6.

Bittschrift des Papiers
an
die Gelehrten
besonders
von deutscher Art und Kunst.

Schon längst seufzet unser Geschlecht unter dem Druck eurer Kiele; seit Jahrhunderten schwiegen wir, und leiden geduldig die Hand eures Despotismus.

Hätten wir reden wollen, und alle Gedanken aufdecken, die ihr uns vertrautet — was hätte die Welt nicht erfahren? Wir waren zu gutmüthig für eine solche Arglist, und mancher Unsinn wäre mit uns zu Staub verwandelt worden, hätte die Buchdruckerkunst nicht mit Gewalt an den Tag gezogen, was wir bescheiden zurückhielten.

Aber ihr lohnt uns schlecht für unsre Tugend; wir müssen euch als Sklaven dienen, dürfen nie widersprechen, wenn ihr uns Eindrücke gebt, die — wir euch gerne zurückgäben, um eurer Ehre, die unserem Gemüthe, als

dem höchsten Gut unserer Herren und Meister, über alles gehet, vor den Augen der Welt zu schonen; doch euer Genie ist zu erhaben, um sich der Ehre willen zu grämen.

Wir hätten auch noch länger die Sudeleyen geduldet, womit wir seit Jahrhunderten unsere Reinheit befleckt, obschon uns darüber eine Appellation an die Vernunft den Rechten nach zustünde; aber eure Schreibseligkeit wird epidemisch, sie artet von einem Quartan- in ein täglich schleichendes Fieber aus, dessen Miasmen *) die deutsche Luft so beschwängert hat, daß bald keine Hand mehr zu finden, die nicht von diesem Paroxism angesteckt wäre.

Glückliches Weltalter! wo die Menschen noch auf Baumrinden schrieben; da herrschte Mäßigkeit, Einfalt der Sitten, und Sparsamkeit. Die Liebe grub ihre Namen in Bäume ein, die Gesetze wurden in Steinen verewigt. Lange währte es, bis in unserm Vaterlande die Schreiblust begann; in dem Mittelalter betete man, und schrieb nicht; in den Ritterzeiten focht man, und schrieb nicht; Faust ward geboren; die Druckerkunst verbreitete den Gebrauch des Papiers, andere Völker gingen uns vor; die Deutschen waren von jeher spät, aber fleißig im Nachahmen; itzt erschien ihr Jahrhundert des

*) Siehe Strack's Theorie der Fieber.

Schreibens — nun sucht ihr das Versäumte einzubringen, ihr seyd unerschöpflich nicht im Neuen, aber im Wiederholen; eure Gefallsucht kann sich selbst nicht genug hören, und wenn ihr einen Gegenstand ergreift, muß das Publikum ihn bis zum letzten Tropfen ausschlürfen; ihr denkt nicht: Que le secret d'ennuyer, est celui de tout dire. Was die Bücher vermehrt, ist, daß es andere Bücher giebt; Galliani hat Recht*): unsere neueren Schriftsteller gleichen den Mosaikarbeitern, die sich mit Zusammenkütten fremder Steine beschäftigen.

Gesteht nur, daß ihr keinen anderen Führer, als die eitle flatterhafte Mode habt, denn bunter und schneller sind ihre Launen nicht, als eure Ephemeren.

Wie oft hat euer Geschmack nicht gewechselt? — Erst gesalbte Theologie, polemische Folianten, wortreiche Kanzelreden; dann schwerfällige Jurisprudenz, Gesetzkommentaren, die niemand mehr liest; nun ward die Sprache hervorgesucht, die Epoche der Scholarchen und Grammatiker, das gelehrte Kampffeld über Worte und veraltete Waare, worin Klotz der Hauptheld ward; sie mußte bald dem Schönern Platz machen, die Dichterzeit erschien, mit ihr

*) Siehe seine treffliche Dialogen: Sur le Commerce des Bleds.

das philosophische Denken; Männer von Geist und Geschmack standen im nördlichen Teutschland auf, bildeten die Sprache, und zeigten den unbilligen Nachbarn, daß auch Teutsche schreiben könnten; zugleich erwachte der Geist der Kritik*), es war die Manneskraft eurer Literatur, ein schöner Lichtstrahl! der aber bald trüber ward; der Geist der Nachahmung, Teutschlands Unglücksgenius, verdarb alles wieder; Nachtigallen hatten gesungen, das Heer der Krähen wollte sie nachahmen, und überschrie sie, und die Knaben im Walde, die Schreyen für ächte Musik hielten, riefen: bravo! — Jene überließen schweigend der tollen Schaar das Feld; es ging immer bunter und bunter, jedes Jahr brachte neue Erscheinungen: Wertherfieber, Mystik, Freymaurerschriften, dichterische Blumenparterre in Duodezalmanachen, Journalenlektüre, färbigt wie der Regenbogen, Anekdotensammlungen, dramatische Konvulsionen des übelverstandenen Shakespear's, schlaferweckende Romane; itzt erschien das Erziehungssekulum, Knaben sollten in den Philantropinen für ein weiches Blumenjahrhundert wie Eichen erzogen

*) Die Literaturbriefe und die Jugendjahre der Berliner Bibliothek, wo Männer wie Mendelson, Leßing, Abbt Jerusalem sie schrieben.

werden, dem Erzvater Basedow schrie eine Schaar Pädagogen nach, und überschwemmte Teutschland mit Kinderschriften; nun kam die Reform an die Staaten, Fürsten und Regierungen, das Heer der Aufklärer, Oekonomisten, Illuminaten, Kosmopoliten trat hervor; überall suchen sie helle zu machen, die bürgerlichen Bande sind ihnen zu enge, die Gleichheit der Stände soll wieder herrschen, in der Moral wird der bequeme Grundsatz der Selbstliebe gepredigt; in der Philosophie hat der Materialism und Skepticismus gesiegt, in der Religion wird es so licht, daß alles Positive weggeräumt ist, und dem Vernunftglauben weicht, nur stehen unsere modernen Apostel noch in Zweifel, ob sie den Deism oder Atheism als Grundsatz aufstellen sollen; noch immer nähren wir uns von dieser Aufklärung, von der wir vieles, nur das nicht recht wissen: was und wo sie sey? Gott weis, wohin sich zuletzt euer Genius wenden wird, um unser Geschlecht zu Grunde zu richten.

Ehedem gienget ihr noch mit Schonung zu Werk, unser Gebrauch ward zunftmäßig getrieben, man benutzte uns nur, wenn es nothwendig war, man schrieb wenig und kurz, man dachte, ehe man schrieb, man verschloß und säuberte

uns lange, ehe man uns den Augen der Welt preis gab.

Jetzt ist von dem allen das Gegentheil, jeder Pfuscher darf sich an uns vergreifen, man schreibt unaufhörlich, man sinnt nach der Bogenzahl, nicht nach dem Werth des Geschriebenen, man schreibt, ehe man denkt, und die Eitelkeit ist hier, wie in allen Dingen so gestiegen, daß man Mißgeburten so schön wie ächte Kinder findet, und sie nicht früh genug kann auslaufen lassen; was soll aus uns werden, wenn eure Epidemie mit jedem Jahre wächst? Wir haben Ursache, es zu fürchten, das Heer der Schriftsteller übersteigt die Fünftausend, ohne jene, welche Schleichhandel mit uns treiben, oder uns im Verborgenen tyranniſiren. Leſet die Geburtsliste, welche jede Ostermesse ein jährliches Zeugniß eurer Fruchtbarkeit giebt, geht in die Druckerpressen, öffnet die Kabinette, die Archive, die Bibliotheken, die Gerichtsstuben, die Pulte der Schriftsteller, die Schreibtische der Advocaten, seht die unaufhörlich arbeitenden Papiermühlen, und sagt, ob es nicht dringende Zeit sey, dem Uebel zu steuern?

Es ist fast keine kleine Provinz des heiligen deutschen Reichs, die nicht für 10 bis 12000 Gulden in ihren Gerichtshöfen verschreibt; berechnet nun die Schreibbedürfnisse jedes Privat-

mannes für rechtlichen Zank der heiligen Justiz, für Haustintriguen, Liebesseufzer u. d. gl., zieht eine runde Summe auf das ganze Reich, und seht, wie viel Millionen die Papierconsumption jährlich aufzehrt.

Kann dies die ökonomische Seite eures Herzens nicht rühren, so berechnet die Zeit, die oft so zwecklose mit unserer Anfüllung verschwendet wird; denkt, daß jeder verflossene Tropfen euren Lebensstrohm verkürzt!

Denkt an unsere Befreyung, oder fürchtet unsere Rache. Selbsterhaltung geht vor allem, und finden wir in euch keine Stützen, wollt ihr euren Despotism nicht mäßigen, so gewärtiget, daß wir euch den geschwornen Gehorsam aufsagen, und uns befreyen.

Freiheit ist itzt das Losungswort, Gehorchen eine Thorheit geworden. Bedenkt, wie mächtig unsere Partie ist, bedenkt unsern Ursprung; wir sind aus Lumpen entstanden, kehren zu Lumpen zurück, fürchtet alles, wenn wir uns zu unsern Brüdern, den moralisch politischen Lumpen gesellen.

Wir leben in den Zeiten der Aufklärung, wir selbst beförderten sie. Wir lehrten den Unterthanen ihre Rechte, den Fürsten ihre Pflichten; wir waren es, die die Amerikaner anfachten, England, ihrer despotischen Mutter, den

Gehorsam aufzusagen; wir entflammten die Gährung in den Niederlanden; wir lehrten die zu langmüthigen Gallier Rechnung von ihrem verschwenderischen Hofe zu fodern, und die gedrückte Klasse der Bürger, ihre Freyheitsrechte hervorzurufen.

Hättet ihr Ohnmächtige dies wirken können ohne unsere Beyhülfe? und ihr wähnt, wir würden euren Druck länger dulden? Zwar ist euer Heer unzählbar, euer Name Legion — wir werden Mühe haben, gegen euch zu kämpfen; aber Rache ist sinnreich, und vereinte Kräfte vermehren die Stärke. Wie, wenn wir einen geheimen Bund mit jenem Thiergeschlechte eingiengen, das ihr so grausam seiner schönsten Zierden, der Federn beraubt, und die wie wir unter eurem Drucke seufzen; wenn sie uns den Dienst leisteten, euch so schwache Kiele zu liefern, daß sie den Schreibdienst versagten? — Aber ihr werdet leicht andere Werkzeuge finden: denn nichts ist erfinderischer, als schreibselige Schriftsteller.

Wie nun — wenn wir einen Vertrag — nicht mit den Papiermüllern schlössen, denn diese sind in eurem Interesse, und nähren sich von eurer Fruchtbarkeit; aber mit den Mühlen, die ihr so unaufhörlich ermüdet: Sie sollen euch in Zukunft nichts als Löschpapier liefern? — Wie

bald solltet ihr zum Frieden geneigt seyn — denn diesen schreiblosen Zustand würdet ihr nicht ertragen.

Aber dann wäre es an uns, Bedingnisse zu machen, und die pragmatische Sanktion würde folgende seyn:

1. Denkt mehr, als ihr schreibt.
2. Schreibt langsam und gedrungen.
3. Ehret das lesende Publikum.
4. Schreibt nicht eher, bis ihr etwas Wichtiges oder Neues zu sagen habt.
5. Leset erst, was vor euch darüber gesagt worden; und erlaubt euch eure Eigenliebe es besser, oder gleichgut zu finden, so behaltet das Eurige zurück.
6. Verwahrt es, wo möglich, im Kopfe; ist dies aber von dem alten in euch liegenden Keim der Schreibsucht zu viel gefordert, so wollen wir auch dies dulden, daß ihr es uns kurz vertraut; nur fordert nicht, daß wir jede eurer Kruditäten vors Publikum tragen.
7. Lasset nur die Besseren und Erfahrensten schreiben; verweiset die Unmündigen und Lahmen von der Gränze.
8. Treibt aus der Schriftstellerey kein Handwerk.

Die Gottesgelehrten: müssen das Beyspiel der Liebe geben. Kontroversschriften sind auf

ewig verbannt; Polemik, Ascetik, Kasuistik werden zur Strafe für den gestifteten Schaden in Lumpen verwandelt, und als gereinigtes Papier zu Toleranzschriften gebraucht; die schlechte Predigten werden den Ratten zur Nahrung übergeben, um ihr Andenken zu vertilgen.

Die hohe Schulen entsagen der Zahl ihrer Kompendien und unnützen Programmen.

Den Geschäftsleuten sagen wir:

1. Verbessert den Geschäftsstyl, macht ihn klärer und kürzer.
2. Laßt die Geschäfte mehr im Handeln, als im Schreiben bestehen.
3. Reiniget die Archive und Schreibstuben von unnöthigen Papieren.
4. Verjagt die unnützen Advokaten, wie Christus die Wucherer aus dem Tempel.
5. Verkürzet den schleichenden Proceßgang.

Die Fürsten bitten wir, ihr Volk zu nützlichen Gewerben aufzumuntern, daß sie ihre Hände mit andern Sachen beschäftigen, als Gänsekiele zu führen, und Papier zu besudeln; sie sollen die Zahl der wuchernden Buchhändler mindern, und die Nachdrucker verjagen.

Die Gesetzgeber müssen sich der Bestimmtheit befleißigen; ihr Wahlspruch sey der Sallustische: Viele Verordnungen, die schlechteste Verfassung.

Den Staatsministern wird Festigkeit und Konsequenz in ihren Planen;

Den Höflingen Sparsamkeit in Glückwünschen und Lobsprüchen;

Den Geschichtschreibern Kürze und Treue;

Den Journalisten und Zeitungsschreibern Wahrheit empfohlen.

Dramatische Schriftsteller und Romanschreiber müssen Geschmack und Weltkenntniß erlangen.

Kürze ist den Söhnen des Parnasses nöthig, deren jährliche Blumenkörbe mehr Disteln, als Rosen enthalten; sie müssen alle das Gesetz des: nonum prematur in annum beschwören.

Die Pädagogen sollen ihre Jugend nicht so hoch stimmen, daß aberwitzige Jünglinge sich weise Männer dünken, und lesen, schreiben und drucken lassen, ehe sie denken können. Das seichte Journallesen müsse das ernste Studium nicht verdrängen; besonders sollen sie den Bürger- und Bauernstand nicht aus seiner glücklichen Einfalt zu sehr herausreissen, daß auch hier — wie zu befürchten stehet, die Lese- und Schreibwuth das thätige Leben verdränge.

Nun das Heer der Verliebten! — verzeiht, süsse Mädchen, seufzende Liebhaber, wenn wir mit euch Verträge schließen; aber der romantische Ton des Jahrhunderts hat euch in geschwätzige Helden Arkadiens verwandelt; auch

durch Liebesbriefe wird am Papiere gesündigt; ihr raubt der Liebe die süssesten Augenblicke; ihr girret Liebesphrasen vor, die ihr nicht fühlt; gebt sie den Büchern wieder, denen ihr sie stahlt. Entkräftet euren Verstand nicht durch Zucker; seht euch, liebt euch, sagt in der Fülle, was die Herzen fühlen, aber nicht in verliebten Folianten.

Endlich wird das aus Beruf — Lust — oder Langeweile lesende Publikum gebeten: mit mehr Geschmack, mehr Geist, mehr Auswahl, mehr Prüfung, mehr Nutzen zu lesen. So lange ihr Alles leset, wird auch Alles geschrieben. Wer zwingt euch zum Lesen? — Ist's nicht eure Langeweile, die das Heer gemeiner Schriftsteller erzeugt?

Zuletzt soll unsere Kritikerzunft zwar wie bisher ihren wohlthätigen Zahn an jedes Fleck gedruckter Produkte ansetzen, aber nach Wahrheit, nicht gedrungen, oder um feile Münze.

Räumt ihr uns, edle Lese- und Schreibwelt, diese Verträge ein, so geloben Wir dagegen:

1. Unsere Erzieher, die Stampfmühlen, zu bereden, daß sie sich mit bessern Lumpen versehen, und uns so rein und zart liefern, daß die teutschen Produkte, die bisher in schlechtem Makulaturgewand erschienen, sich neben

ihren Nachbaren, den Franzosen, Engländern und Italiänern zeigen dürfen.

2. Da schon die Griechen sagten: Eine schöne Seele in einem schönen Körper, so gestatten wir daß jede Mißgeburt zum Staube, zur Speise der Würmer und Mäuse, oder einem noch häußlicheren Gebrauch verdammt werde.

3. Wir hoffen dadurch die unzählbare Menge der Lumpen und ihren erhöhten Preis zu vermindern*). Denn Lumpen sollen doch immer den geringsten haben.

4. Damit aber dieses Geschlecht nicht ganz verlösche, so überlassen wir schwachen Ministern, eigennützigen Sachwaltern und hungrigen Advokaten gern das traurige Vorrecht, Menschen in Lumpen zu verwandeln.

Bedenket schlüßlich, daß Staub und Verwesung unsere gemeinsame Mutter sey, und seht nicht mehr so stolz auf eure Werkzeuge herab.

*) In einer kleinen Provinz Deutschlands beträgt die Pachtung der Lumpen jährlich 2600 Rthlr.

7.

Werth der Philosophie,

von

Herrn Dr. Dorsch.

Der Werth einer jeden Wissenschaft muß nach dem Einflusse beurtheilt werden, welchen dieselbe auf das besondre und allgemeine Wohl, auf die Vervollkommnung des einzelnen Menschen, und unsers ganzen Geschlechtes hat. Eitle Spekulationen, unfruchtbare Untersuchungen, von übertriebener Wißbegierde erzeugt und vom Stolze genährt, können wohl müßigen Köpfen die Langeweile vertreiben; aber sie dürfen nicht in das System gelehrter Erkenntnisse aufgenommen werden. Je wahrer, inniger und näher die Beziehung einer Wissenschaft zur Beförderung menschlicher Glückseligkeit ist; — je größer die Zahl von Menschen, denen sie mittelbar oder unmittelbar Nutzen und Vergnügen gewährt; — je mannichfaltiger und wichtiger die Lagen sind, in welchen sich der wohlthätige Einfluß einer Wissenschaft äußert, desto höher ist ihr Werth, desto wichtiger ist sie für den Menschen, desto würdiger der Bearbeitung.

Die

Die Philosophie, aus diesem Gesichtspunkte — dem einzig wahren jeder ächten Wissenschaft — betrachtet, verdient sie erlernt, studiert zu werden? — kann sie unsre Führerin auf dem dunkeln, oft labyrintischen Pfade des Lebens, — unser Trost in den Stunden der Schwermuth, und die Quelle mannichfaltigen reinen Vergnügens werden? Dies wollen wir aus dem Inhalte derselben, — aus der Geschichte, — und endlich aus dem Zusammenhange, in welchem sie mit allen Zweigen der menschlichen Erkenntniß steht, beurtheilen; dann wird es uns leicht seyn, die Einwürfe und Verläumdungen zu widerlegen, mit welchen die Feinde des Lichtes diese Wissenschaft herabsetzen.

I.

Philosophie ist die Vernunftwissenschaft aus Begriffen; diese mögen nun etwas Empirisches zum Gegenstande haben, oder aus subjektiven Gesetzen, aus der Natur des Erkenntnißvermögens selbst entstanden seyn. Ihr Gebiet reicht so weit, als das Gebiet der Vernunft; sie umfasset das Reich der Natur und das Reich der Sitten. — Die wichtigsten Fragen, zu denen sich der menschliche Verstand erheben kann, von deren Beantwortung die Glückseligkeit eines jeden Menschen abhängt, sind die Fragen: was

— woher — und wozu ist der Mensch? — Diese äußerst wichtigen Fragen von der Natur, dem Ursprunge und der Bestimmung des Menschen untersucht die Philosophie. Aber weit entfernt, diese Fragen in ihrem ganzen Umfange auflösen, oder mit dogmatischem Stolze über Gegenstände entscheiden zu wollen, die ausserhalb den Grenzen des menschlichen Wissens liegen, zeigt sie vielmehr, was der menschliche Verstand begreifen kann, und warum er nicht mehr begreifen kann; verläßt den unfruchtbaren Boden der eiteln Spekulation, und gründet auf das weniger stolze aber sichre Feld des vernünftigen Glaubens die Wahrheiten der Religion und Moral. — Um Erscheinungen und Wirkungen zweckmäßig anzuwenden, sie nach unsern Absichten zu leiten; um die Natur gleichsam in unsre Gewalt zu bringen, müssen wir auf die Gründe und Ursachen der Dinge, auf die Bedingungen, an welche die Phänomene gebunden sind, zurückgehen. Daß die Leidenschaften, gleich Stürmen in der physischen Welt, die schrecklichsten Verwüstungen anrichten, oft ganze Welttheile in Flammen setzen, und Millionen Menschen das Leben kosten, ist gemeine Erfahrung. Was nützet sie, wenn ich die Entstehungsgeschichte der Leidenschaften nicht kenne, nicht weis, wie die Gründe des Wollens solch eine Stärke erreichen,

daß sie alles mit sich fortreissen? Die Erziehung des Menschen im Einzelnen und Ganzen, Pädagogik und Gesetzgebung blieben nur darum zurücke, weil man noch keine festen Grundsätze zur Entwicklung der Seelenkräfte, zur Leitung der menschlichen Gemüther kannte, die nur das Resultat sorgfältiger und unpartheyischer Beobachtungen der Phänomene unsers Gemüthes sind. — Wieder ein Vortheil, den Philosophie ihren Verehrern gewährt! indeß die gemeine und rhapsodische Erkenntniß bey dem Gegebenen, bey den Wirkungen stehn bleibt, oder blos bey der zufälligen Verbindung der Dinge, welche die Einbildungskraft bewirkt, wagt der Philosoph einen tiefern Blick in das geheime Räder- und Triebwerk der Natur, späher den Gesetzen nach, sucht allgemeinen und beständigen Zusammenhang auf *).

Gehn wir in die Geschichte zurücke, so wird sich der wohlthätige Einfluß der Philosophie auf das allgemeine Wohl, den wir aus dem Inhalte

*) Ueber diesen Vortheil der Philosophie hat sich Hr. Pr. Cäsar weitläuftig ausgebreitet in einem Programme beym Antritte seiner Professur: Qui ex philosophia in Academiis tradi solita fructus hauriri possint, Lipsiae 1778. in 4. übersetzt, und mit Anmerkungen vermehrt in Schönemanns Journal für Studirende. I. Theil, Dessau 1782. S. 11.

derselben bewiesen haben, noch sichtbarer zeigen. Wie glückselig waren von jeher die Staaten, welche die philosophischen Musen in ihren Schutz genommen hatten? Griechenland und das alte Rom würden nie zu der Stufe von Vollkommenheit aufgestiegen seyn, wenn nicht Philosophie den Zweck der Staaten, und die zur Erreichung desselben nothwendigen Mittel gelehrt hätte. Wie groß war der Einfluß des pythagorischen Ordens, dessen Wirkungssphäre einige nur auf Beobachtung und Erforschung himmlischer und unsichtbarer Dinge einschränken wollen, auf die Griechen und ihre Staaten? wie traurig die Folgen der gewaltsamen Auflösung des pythagorischen Bundes? wie nachdrücklich bekämpfte diese Schule den übertriebenen Prachtaufwand, und die damals allgemein eingerissene Schwelgerey, — diese Ungeheuer, welche die blühendsten Reiche verschlingen, — indem Pythagoras und seine Freunde selbst mit dem besten Beyspiele von Nüchternheit und Mäßigung im Genusse sinnlicher Lüste vorleuchteten? Sie gaben nach dem Zeugnisse der glaubwürdigsten Schriftsteller *) den öffentlichen Staatsangelegenheiten ei-

*) Meiners Geschichte des Ursprunges, Fortganges und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom, I. B. 3. Buch, vorzüglich S. 468 u. f.

ne verbesserte Gestalt, schufen Sitten und Gesetze um, thaten dem Despotism Einhalt, — wahre Philosophie war von jeher die Geissel der Unterdrückung, — und suchten eine gemäßigte, auf Förderung des allgemeinen Wohls zweckende Aristokratie einzuführen oder zu befestigen. — Der Geist der stoischen Philosophie wirkte Wunder unter den Römern. Dieser Schule verdankt Rom jene großen Helden und Staatsmänner, jene weisesten Gesetzgeber und jene vom Geist des Patriotism ganz durchdrungenen Bürger, welche die Bewunderung der spätesten Nachwelt, und manchen Nachahmern zur Verzweiflung seyn werden. — Setze man dem schönen Bilde von Veredlung des Menschengeschlechtes durch die Philosophie, das häßliche jener Zeiten entgegen, in welchen die Krone der Wissenschaften in Staub getreten; oder ein Spiel des zu elenden Grübeleyen herabgesunkenen Verstandes war. An großen Männern fehlte es in keinem Zeitalter. Selbst in den finstersten Zeiten des Mittelalters gab es einzelne Männer, denen es weder an Geschicklichkeit, noch an Muthe gebrach, dem Strome der Barbarie entgegen zu arbeiten; aber was den Wirkungskreis derselben so sehr einschränkte, war Mangel an Wahrheitssinn ihrer Zeitgenossen, Unfähigkeit derselben zur Aufnahme beßrer Lehren. Die Philosophie lag, der menschliche

Verstand ward nicht gebildet; die Menschen folgten den Irrwischen der Einbildungskraft; da hatten nun alle Arten religiöser und politischer Irrthümer freyes Spiel, und es entstanden Fanatism und Despotism, Inquisition und Faustrecht, Unterdrückung der Denkfreyheit und Leibeigenschaft, und all die Menschheit empörenden Uebel, die im Gefolge der Dummheit einhergehn. Bis endlich Gott sprach: es werde Licht, und die Philosophie entstand. Vor ihrem Anblicke flohen die Gespenster der Nacht; sie klärte die falschen und verworrenen Begriffe der Menschen auf, und brachte durch Verbesserung der Erziehung richtigere Vorstellungen von Natur und Gott in Umlauf. Je allgemeiner diese Geistesrevolution in einigen Staaten ward, desto früher hoben sich die Menschen empor, desto geschwinder reiften die Früchte der Geisteskultur *). — Aber der Einfluß der Philosophie auf den Staat ist in unsern Tagen nicht mehr so sichtbar groß, wie im Alterthume. — Die Ursache davon liegt am Tage. In ältern Zeiten ging der philosophische Geist von Geschäften aus, und eilte zu Geschäften. Seine Absicht war, gesunde, wirkende Menschen zu bilden. In unsern

*) Rede Sr. Excell. Freyherrn von Spiegel zum Diesenberg, Kurators der Universität zu Bonn, 1788.

Tagen treibt man Philosophie in ihrem ganzen Umfange — zum Theile nur aus Handwerk. Die Nahrungssorgen ziehn fast alle Aufmerksamkeit des Geistes auf sich, und lassen nur wenig Zeit zur Erwerbung der Kenntnisse übrig, welche nicht unmittelbar auf Beförderung derselben gerichtet sind. Noch in unsern Tagen! — Schande der Menschheit, und unsrer so hoch gepriesnen Aufklärung! — noch in unsern Tagen haben nur drey Wissenschaften alle öffentlichen Stellen unter sich getheilt, und Philosophie und Geschichte sind noch nicht im Stande ihren Mann zu nähren. Und doch gründen sich alle Zweige der menschlichen Erkenntniß auf Philosophie, oder erhalten wenigstens von ihr Licht und Leben.

Wir wollen nun diese enge Verbindung näher kennen lernen, in der die philosophischen Wissenschaften mit unsern Meynungen, unserm Glauben und unserm Wissen stehn.

Wichtig sind die Vortheile, welche der Geschichtschreiber aus dem Studium der Philosophie schöpft. Der Historiker muß wahre Begebenheiten liefern, die Personen richtig darstellen, und endlich pragmatisch seyn; daher muß er die Quellen richtig prüfen, die Charaktere richtig beurtheilen, und die Ursachen des Geschehenen angeben können. Wichtige Erfordernisse, deren

Erfüllung ohne Philosophie schlechterdings unmöglich ist! Zur Prüfung der Quellen, aus welchen die Geschichte schöpft, gehört Kritik, ein Zweig der Philosophie. Sind die Denkmäler oder Zeugnisse, auf denen ein Faktum gegründet ist, auch ächt, — sind sie glaubwürdig, — und unversehrt bis auf uns gekommen? Das sind lauter Fragen, von deren gründlicher Beantwortung alle historische Gewißheit abhängt, zu deren Auflösung aber die Philosophie Vorschriften und Regeln ertheilt. Um die äußre und innere Geschicklichkeit der Zeugen zu beurtheilen, müssen uns die Quellen der Irrthümer in der sinnlichen Erkenntniß bekannt seyn; und zu richtiger Schätzung der Wahrheitsliebe eines Zeugen wird Kenntniß der Gründe erfordert, welche die Menschen verleiten können, die Wahrheit zu verhehlen oder zu verletzen. — Der Geschichtschreiber muß Menschen beurtheilen, die bereits lange nicht mehr sind; er muß die Vorwelt gleichsam vor seinen Richterstuhl ziehn. Wenn nun gleich von einer Seite die Beurtheilung der längst gestorbenen Menschen leichter ist, als der Zeitgenossen, indem auf diese Urtheile Partheygeist und Eigennutz nicht so sehr einwirken, so wird dieselbe doch von einer andern Seite schwerer, weil es nicht so leicht ist, sich in die verflossnen Auftritte zu versetzen, und sich die Lagen, Verhält-

nisse und Konjunkturen der Menschen, welche schon lange vor uns gelebt haben, anschaulich zu machen. Der Geist und das Herz der Vormenschen liegt in dem, was sie uns hinterließen. Zu ihrer Beurtheilung wie viel philosophischer Scharfsinn, welche genaue Bekanntschaft mit den Ursachen der Geistesbildung, und den Triebfedern der menschlichen Handlungen wird erfordert? — Die Geschichte darf keine Gallerie unwichtiger Schlachten und Scharmützeln, kein mageres chronologisches Gerippe von Menschen seyn, die nur vegetirten und starben. Aus dem großen ungeheuern Vorrathe von Veränderungen, die täglich auf unserm Planeten wechseln, die wichtigsten auszuheben, und die Kräfte und Ursachen, aus denen sie entstanden sind, entwickeln, — dies ist das Werk eines Mannes, der die Thaten der Vorwelt der Nachwelt zur Nachahmung oder Warnung darstellen will. Der Geschichtschreiber eines Volkes z. B. macht sich anheischig, das Problem vom gleichzeitigen und successiven Zustande desselben aufzulösen. Nachdem er sich eine historisch vollständige Kenntniß desselben gesammelt hat, bringt er diese Materialien unter gewisse Gesichtspunkte, um den stufenweisen Fortgang desselben in der Kultur und Sittlichkeit darzustellen. Er zieht eine Vergleichungslinie zwischen diesem Volke und andern Völkern, um

das Eigene, das Genie, und den Charakter dieses Volkes um so besser auszuzeichnen; dann wird er vorzüglich den Kausalzusammenhang aller Veränderungen und Begebenheiten desselben sichtbar machen, daß es jedem Forscher leicht wird, einzusehn, warum dieses Volk gerade dieses und kein anderes werden konnte. Dabey wird ihn Systemsgeist nicht blenden, alles unter einen einfachen Gesichtspunkt zu bringen, noch die Liebe zum Wunderbaren verleiten, Romane statt Erklärungen zu geben. Und diese Arbeit ist sie wohl von gemeinen Seelen zu erwarten, oder nur von dem Manne, den die Philosophie als ihren Liebling in ihrem Schooße genährt und gebildet hat? daher, daß die Zahl der Tacituße, der Hume, der Schmidte, der Herder, so klein ist gegen das Heer der Chronikschreiber und unpragmatischer Historiker.

Die Philosophie steht in genauem Zusammenhange mit der geoffenbarten Theologie. Diese setzt die Wahrheit der Naturreligion zum voraus, gründet auf die Unzulänglichkeit derselben das Daseyn einer höhern Offenbarung, und erklärt den Sinn der in derselben enthaltenen Lehren und Vorschriften. Die Theologie setzt die Naturreligion zum voraus. Daß es einen Gott gebe, daß dieser sich den Menschen offenbaren könne, und daß die Welt und der Mensch mit

der Weltursache im Zusammenhange stehn, sind Sätze, die zuerst ausgemacht seyn müssen, ehe ich beweisen kann, daß Gott sich würklich geoffenbaret habe *). Alle die Fragen können durch die praktische Vernunft aufgelößt werden. Der Theolog, der also gründlich in seinem Fache werden will, muß nothwendig beym Studium der Philosophie anfangen. — Die Offenbarung selbst ist Thatsache, ihre Existenz kann also auch nur durch die einem Faktum eignen Gründe erwiesen werden, von welchen die Philosophie Rechenschaft giebt. Wornach kann der Theolog die Glaubwürdigkeit der Zeugen, und ihre Aussagen, die wir für die Aechtheit der Bücher unsrer Religion haben, prüfen, als nach den Gesetzen der Philosophie? — Der Sinn der Offenbarung ist oft schwer und dunkel. Regeln zur Enträthselung derselben giebt die Hermeneutik,

*) Der scharfsinnige Herr Pr. Flatt in seinen Briefen über den moralischen Erkenntnißgrund der Religion überhaupt, und besonders in Beziehung auf die Kantische Philosophie, Tübingen 1789, hält es für vortheilhaft mit dem kosmologischen und physischtheologischen Beweise für das Daseyn Gottes den von Wundern, und die Offenbarung zu verbinden. Ich fürchte aber sehr, daß dieser Beweis scharf gegriffen, in einen Zirkel führen möge.

welche auf dem Grunde und Boden der Philosophie gewachsen ist. Vorzüglich dient hier wieder die Naturreligion, deren Wahrheiten die Offenbarung deutlich und vollständig enthalten muß. Unglückliche Zeiten waren es daher immer für die Theologie, wenn das Studium der philosophischen Wissenschaften vernachläßigt ward. Der Aberglaube hob dann frech und unverschämt sein Haupt empor, gründete das Arimannische Reich, und würgte Menschen, Gott zu ehren *).

So wichtig das Studium der Philosophie, vorzüglich der Naturreligion dem Theologen ist, eben so wichtig muß es auch, vorzüglich das Studium des Naturrechtes, dem Rechtsgelehrten seyn. Die positive Rechtsgelehrsamkeit ist eine Wissenschaft positiver Gesetze und ihrer Anwendung. Die Gesetzgebung selbst kann nur das Werk eines Philosophen seyn. Dem Gesetzgeber oder auch nur dem Manne, der die Gesetze

*) Der Herr Verfasser der Abhandlung: De relatione Philosophiae ad Theologiam, Wirceburgi 1785 geht mehr ins Detail. Die Abhandlung mag manchen Theologen, der von überirdischer Höhe auf die Philosophie als ancillam Theologiae mit verachtendem Blicke herabsieht, aus dem Schlummer verjährter Vorurtheile wecken; dafür sey ihm herzlicher Dank! Schade, daß sein Stil nicht der Würde seines Stoffes entspricht!

studirt, ist es äußerst wichtig, die ursprünglichen, jeder Gesetzgebung vorhergehenden Rechte, welche nicht vom Klima, von Religion, oder andern zufälligen Beschaffenheiten abhängen, kennen zu lernen; zu wissen, was der Staat hier ändern, oder nicht ändern darf, ohne an die heiligen Rechte der Menschheit gewaltsame Hand anzulegen. Jeder Eingriff in die Rechte der Unterthanen, welcher nicht nothwendig war zur Erhaltung des allgemeinen Wohls, ist Despotism. Die Gesetze, wenn sie Würde haben, und von Dauer seyn sollen, müssen den Grundtrieben des menschlichen Herzens angemessen seyn. Wie viel Philosophie wird also zur Schöpfung der Gesetze erfordert? — Aber eben so viel zur Anwendung derselben, bey der es nicht sowohl auf den Buchstaben, als auf den Geist des Gesetzes ankömmt. Ein großer Theil von Gesetzen, auch in unserm Vaterlande, ist römischen Ursprunges, und entscheidet da, wo die Landesgesetze nichts anders verordnet haben. Zur richtigen Kenntniß und Anwendung derselben wird Bekanntschaft mit den Lehrsätzen der Stoa erfordert, aus denen sie entstanden sind. — Die strafende Gerechtigkeit muß durch philosophische Grundsätze geleitet werden. Die Grade der Schuld müssen genau erwogen, und es darf nie mehr Uebels verhängt werden, als nothwendig ist zur Förderung des Guten. Vorzüglich aber

müssen die Gesetzgeber vielmehr darauf sehen, den Verbrechen zuvorzukommen, als sie zu strafen. Würden wohl Feuer- und Wasserproben entstanden seyn, die Todesstrafen, die Torturen, — oft härtere Strafen, als das erwiesene Verbrechen verdient hatte, — und die Prozesse, — deren krummer und langsamer Gang den Lauf der Gerechtigkeit erschwert, — sich so sehr vervielfältigt haben, wenn Montesquieus oder Bekarias Geist immer auf den Gesetzgebern und Richtern geruht hätte *)?

Die Arzneykunde steht nicht nur mit der Physik, auf deren Grunde dieselbe entstand, sondern auch mit der eigentlichen Philosophie in enger Verbindung. Sie ist eine Anweisung, die Gesundheit des Körpers zu befestigen, oder die verlorne wieder herzustellen. Sie beruhet vorzüglich auf analogen Schlüssen. Daher ist das

*) Noch zu keiner Zeit hat man das Bedürfniß einer neuen Gesetzgebung so sehr gefühlt, als jetzt, da man in so vielen Staaten mit Verbesserung der alten beschäftigt ist. Aber um solch ein großes Werk zu Stande zu bringen, wird Philosophie erfordert. Kant, der tiefeindringende und wohlwollende Philosoph, sagt mit dem ihm ganz eigenen Scharfsinne: (Ideen zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht in der Berliner Monatschrift 1784. November S. 301.) „Es ist ein al-

Studium der Vernunftlehre dem Arzte äußerst nothwendig. Diese Wissenschaft lehrt ihn richtig beobachten, und das Beobachtete richtig anwenden, lehrt ihn den zufälligen, vorübergehenden Schein vom allgemeinen und beständigen, die subjektiven Bedingungen der Einbildungskraft vom Kausalzusammenhange zu unterscheiden, und bewahrt ihn vorzüglich vor dem Fehler des Erschleichens. — Aber auch die Seelenlehre leistet dem Arzte wichtige Dienste. Sie macht ihn vertraut mit der Natur und dem Gange der Leidenschaften, welche oft die schrecklichsten Verwüstungen im Körper anrichten, und nur diese Kenntniß setzt ihn in Stand, zweckmäßige Mittel zur Heilung der Krankheiten, welchen ein ausserordentlicher Zustand von Lebhaftigkeit der Phantasie zum Grunde liegt, anwenden zu können. So macht die Heilung verschie-

ter Wunsch, der, wer weiß, wie spät, vielleicht einmal in Erfüllung gehn wird, daß man statt der endlosen Mannichfaltigkeit bürgerlicher Gesetze, ihre Prinzipien aufsuchen möge; denn darin allein kann das Geheimniß bestehen, die Gesetzgebung, wie man sagt, zu simplifiziren." — Ein jeder Menschenkenner und scharfsinniger Philosoph, dessen erhabner Name schon alles sagen würde, wenn ich ihn nennen dürfte, wird diesen Wunsch nicht unerfüllt lassen.

dener Arten von Spleen, von Wahnsinne u. s. w. dem Arzte das Studium der Physik der Seele äußerst nothwendig. Wir werden zwar nie im Stande seyn, die Art und Verbindung zwischen Seele und Körper genau zu bestimmen, aber wir kennen doch die Gesetze und Bedingungen, an welche diese beyden Substanzen gebunden sind; und es ist gewiß kein bloßer Zeitvertreib für den denkenden Arzt, dieselben näher kennen zu lernen. Nur darum sind die Haller, Börhave, Zimmermann, Weikarde, und die andern, welche auf derselben Linie stehn, so große Aerzte geworden, weil sie mit dem Studium ihrer Wissenschaft jenes der Philosophie verbanden *).

Das Studium der Philosophie ist für den Sprachgelehrten von großer Wichtigkeit. Die Philosophie fixirt die Bedeutung zweydeutiger, schwankender, unbestimmter Wörter, hebt die sogenannten Synonimen auf, und verstopft dadurch eine fruchtbare Quelle von Irrthümern. — Wenn sich der Grammatiker ängstlich an Regeln hält, welche größtentheils das Werk des Eigensinnes und der Verjährung sind, so wirft der Phi-

*) Ernst Platner in der Vorrede zur Anthropologie, und Markus Herz über den Schwindel. Berlin 1787. in der Einleitung.

Philosoph diese Fesseln weg, und stellt die Gegenstände so zusammen, wie sie sich auseinander entwickeln. — Der Philosoph untersucht die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Zeichen, lehrt jene erreichen, diese aber vermeiden. Von dieser Theorie macht er die Anwendung auf die Wortsprache, und erhebt sich bis zum Ideal der vollkommensten Sprache; welches zwar keine Sprache erreicht, dem sich aber doch eine mehr als die andere nähert. — Auch die Untersuchung vom Ursprunge der Sprache, welche in unsern Tagen durch die vielen Schriften, welche darüber herausgekommen sind, ein besonderes Interesse erhalten hat, liegt ganz im Gebiete der Philosophie. Sie setzt nämlich die Entscheidung der Frage zum voraus, welche Kenntnisse dem Menschen auch ohne Sprache eigen seyn: eine Frage, welche aus Grundsätzen der Philosophie beantwortet werden muß. Daher waren auch die grösten Sprachlehrer zugleich Philosophen, und wenn die französische Grammatik sich so frühzeitig vor der deutschen emporhub, so müssen wir den Grund vorzüglich darin suchen, daß jene von Philosophen bearbeitet worden ist.

Der Einfluß der Philosophie breitet sich auch auf diejenigen Werke des Geistes aus, welche durch lebhafte Darstellung sinnlicher Vollkom-

menheit oder Verschönerung der Natur Vergnügen gewähren, es mag nun dieses durch natürliche oder willkührliche Zeichen geschehn. Die Gesetze, nach welchen die Werke des Schönen entstehn, liegen in der Natur der menschlichen Seele, sind die Bedingungen, an welche alles Wohlgefallen und Vergnügen gebunden ist. Mit Auffindung derselben beschäftigt sich die empirische Seelenlehre. Wie nothwendig ist sie also dem schönen Geiste? — Nichts ist schön, was nicht wahr ist. Die Philosophie wird daher die Auswüchse einer geilen Einbildungskraft beschneiden, verhindern, daß der Künstler, wenn ihn das Feuer des Genies ergreift, sich nicht in idealischen Welten verliere, nicht Tieger mit Lämmern paare. Nicht zufrieden, daß sie ihn lehre, das Anständige vom Unanständigen, das Schickliche vom Unschicklichen zu unterscheiden, wird sie seinem Geiste noch einen höhern Schwung geben, daß er nicht blos für einen vorübergehenden Kitzel der Sinne, sondern nach einem höheren Zwecke, nach dem Ideale des ewig Schönen, nach Veredlung des Geistes und Herzens arbeite. Ob aber die schönen Wissenschaften und Künste mehr durch den Einfluß der Philosophie, oder diese durch den Einfluß jener mehr gewinnen, dünkt mir eine sehr unnütze Frage, da sie beyde innigst mit einander verbunden sind.

Auch diejenigen Künste, deren Zweck die Befriedigung körperlicher Bedürfnisse ist, ziehn aus einzelnen Theilen der Philosophie wichtige Vortheile. Der Philosoph, weit entfernt die nützlichste Klasse der Menschen zu verachten, — er kennet keinen Unterschied der Stände, als den, welchen Tugend und Verdienst machen; der arbeitsame Tagelöhner in der niedrigsten Hütte ist ihm verehrungswürdiger, als der hochgebohrne Finanzier im prächtigen Pallaste, unter dessen Joche jener seufzt, — raffinirt vielmehr, wie er diesen gedrückten Menschen ihre Last erleichtern, und den Fortgang mechanischer Künste befördern könne. Seitdem man aus mehrern Wahrnehmungen Grundsätze abzog, und dieselben auf die verschiedenen Arten mechanischer Künste anwendete, huben sich diese zu einer merklichen Höhe. Der Ackerbau kam mehr in Aufnahme, Fabriken und Manufacturen vervollkommnerten sich, und Mechaniker und Profeßionisten verfertigten Arbeiten von solcher Vollkommenheit, daß man sie in den finstern Zeiten für Werke des leidigen Satans würde gehalten haben. Vorzüglich aber verdanken diese Künste der Naturlehre und Mathematik ihren vollkommnern Zustand.

II.

Wir gehn nun zu den Einwürfen über, durch die man den Werth der Philosophie herabsetzen will. „Die Philosophie war von jeher eine fruchtbare Quelle der Irrthümer. Selbst Cicero, der doch in so vielen Stellen mit Wärme und Enthusiasm von seinem Lieblingsstudium spricht, gesteht, daß es keine auch noch so ungereimte Meynung gebe, welche nicht von irgend einem Philosophen wäre vertheidigt worden. Daher vergleicht der von Gelehrsamkeit und dialektischer Kraft strotzende Bayle die Philosophie einem verzehrenden Pulver, das zwar anfangs das faule Fleisch, nachher aber auch gesundes, und dann Mark und Knochen anfrißt."

Dieser Einwurf trifft nicht die gesunde, reine, ächte Philosophie. Jene unglückselige Lehre, welche die Grundsäulen aller menschlichen Glückseligkeit untergräbt, dem armen leidenden Bruder die Aussicht in eine beßre Welt raubt, und dem Glücklichen seine Freuden durch den Gedanken tödet, daß sie mit diesem Leben enden, die das Ungefähr, dies kalte, tode Unding — statt der alles belebenden, alles umfassenden Gottheit setzt; — diese unglückselige Lehre ist so wenig Philosophie, als die Lehre der Manichäer, oder andre ältere und neuere Irrlehren Theologie.

Unterscheide man nur den guten Gebrauch der Philosophie vom Mißbrauche. Die Grundsätze der Weltweisheit können unrichtig verstanden, übel angewandt werden; welcher Philosoph hat dies je geleugnet, konnte es leugnen? allein was soll daraus folgen? daß die Philosophie Nichts tauge, dies wäre eine zu viel beweisende Folge. Welches Ding auf dieser Erde kann nicht mißbraucht werden? Die Waffen, bestimmt zur Wehre, zur Vertheidigung der Unschuld, werden in der Hand eines Rasenden zum Werkzeuge des Brudermordes; — in der Hand des Tyrannen zur Geisel, und zum Unglücke ganzer Nationen. — Der Zauber der schönen Künste und Wissenschaften, bestimmt die sanften Gefühle des Guten zu wecken, zu beleben, zu erhöhen; wie oft wird er mißbraucht, den Eindruck des Bösen zu verschönern, Geist und Herz zu entnerven? Und selbst die heilige Religion, die Tochter des Himmels, bestimmt die Menschen Hand in Hand zur Urquelle des Guten zu leiten, wie oft muß sie ihren Schleyer leihn, um Bubenstücke und Schandthaten zu decken? — Ich habe nicht nothwendig, in die vergangnen Jahrhunderte zurückzugehn, in denen das Selbstdenken in das schwarze Register von Verbrechen der beleidigten Majestät eingetragen war; — wo man dem Gotte des Friedens das Blut an-

ders denkender Brüder zum Opfer brachte, — wo man mit dem Bilde des Gekreuzigten in der einen, und dem Mordgewehre in der andern Hand die Religion der Liebe predigte. Ich dürfte sie nur auf die neuere Geschichte aufmerksam machen. Sind denn schon alle Scheiterhaufen der heiligen Hermandad, welche Despotism angeblasen, und Fanatism unterhalten hat, ausgelöscht? — Giebts in unsern Zeiten keine falsche Zionswächter mehr, die in der Stille nur auf günstige Gelegenheit lauschen, die Mordfackel zu schwingen? Aber wir wollen den Vorhang ziehn über solche entehrenden Auftritte. Ich glaube schon genug gesagt zu haben, den Satz zu beweisen, daß die Abwege, auf welche verschiedene Philosophen der alten und neuen Zeit ausgeglitten sind, den Werth der Philosophie so wenig herabsetzen, als die falschen Religionsbegriffe, von Schwärmerey, von Unwissenheit oder Betrug erzeugt, den Geist der Christusreligion. *)

*) Als Beweis, wie viel Philosophie zur Berichtigung des menschlichen Herzens in den wichtigsten Angelegenheiten beytrage, können auch die vortreflichen Briefe Hrn. Rath und Professor Reinholds über die kantsche Philosophie im deutschen Merkur 1786 und 87 gelten, in welchen die Grundwahrheiten der Religion und Sittenlehre in einem Lichte er-

Ein anderer Einwurf wider den Werth der Philosophie wird aus der Unzulänglichkeit ihrer Beweise genommen, feste und dauernde Ueberzeugung zu gründen. „In jedem Zeitalter entstehn neue Lehrgebäude, schimmern und verschwinden. Die philosophischen Systeme wechseln, wie die Moden. In den Büchern der ältern Philosophen mögen wohl einige noch ungenützte Ideen, vielleicht Winke zu noch unbetretnen Bahnen vergraben liegen; aber lohnt es sich wohl der Mühe, den alten Schutt aufzuräumen, da es nur schwache Hofnung ist zu einer ergiebigen Ausbeute? — Die dogmatische Philosophie herrschte lange mit unumschränkter Gewalt, und übte eine Art von Tyranney über den menschlichen Verstand aus. Auf ihren Trümmern stieg bescheiden die Erfahrungsphilosophie auf, der es nicht sowohl darum zu thun war, das Gebiet des menschlichen Verstandes sehr zu erwei

scheinen, in dem sie vielleicht nur noch wenig Menschen erblickt haben. Sie sind gleichsam der Triumph der praktischen Vernunft über die theoretische, enthalten das Wichtigste zur Beylegung alter und bisher unentschiedener Fehden in der philosophischen Welt, und stimmen vollkommen mit dem überein, was Denker von der ersten Grösse über die wichtigsten Aufgaben der theoretischen Philosophie gedacht haben.

tern, als vielmehr dasjenige, was Erfahrung lehrt, wider alle Anfälle der Skeptiker zu schützen. Und nun wird auch die Philosophie wieder aus ihrem Besitze durch eine andere verdrungen, welche sich den stolzen Titel einer kritischen anmaßt, und das Gebiet des menschlichen Verstandes ganz ermessen zu haben glaubt. Mit einem Worte: Die Schicksale der Philosophie lassen sich nicht besser schildern, als sie Gellert in der Fabel, und Riedel im Mährchen vom Hute geschildert haben."

Zugegeben, daß die philosophischen Systeme auch dem Wechsel unterworfen seyn, wie alle irrdischen Dinge; was folgt? — gewiß nicht mehr, als daß wir Freunde von Platon, Freunde von Aristoteles, noch mehr aber Freunde der Wahrheit sind. Die Freyheit im Denken über Religionsmaterien haben Kirchenräthe und symbolische Bücher beschränkt; aber wer wagt es, dem Selbstforscher in Gegenständen, welche aus allgemeinen Grundsätzen abgeleitet werden müssen, das non plus ultra vorzuschreiben? Gewöhnt mit eigenen Augen zu sehn, und von aufrichtiger Wahrheitsliebe beseelt, trägt der Philosoph nicht sklavisch Fesseln, läßt sich nicht vom Ansehn der Menge, oder des Alterthumes blenden, prüft alles, und wählet das Beste. Der Wechsel der philosophischen Lehrgebäude scheint

noch der Weltweisheit zur Ehre zu gereichen. Wenn wir die Systeme der Alten verlassen haben, und nun in denselben so wenig Zusammenhang und Bündigkeit finden, so kömmt es nicht aus stolzer Verachtung des Alten, sondern weil die Vernunft seit dieser Zeit merkwürdige Fortschritte gemacht hat; weil wir durch fortgesetztes Studium der Wahrheit näher gekommen, tiefer ins Heiligthum der Natur gedrungen sind. Was die Form und Einkleidung angeht, so ist diese, zum Theile wenigstens, willkührlich, hängt vom Geschmacke des Zeitalters ab, dem auch der Philosoph huldigen muß, wenn er seinen Lehren Eingang in das Herz seiner Zeitgenossen verschaffen will. Allein die Form ändert Nichts an dem innern Gehalte. Die Wahrheit bleibt. Eine kleine Summe von Wahrheiten erhält sich mitten im Strome der alles verschlingenden Zeit; im Wirbel der sich verdrängenden Systeme.

Wir eilen zum dritten Einwurfe, dem man ein besonder wichtiges Ansehen zu geben sucht: „Die Philosophie führt zum Skeptizism. Welche traurige Scene öfnen hier die Feinde der Aufklärung? sie zählen all die traurigen Folgen und Zerrüttungen gleichsam an Fingern her, welche Diogenes und Protagoras mit den übrigen Sophisten; Pyrrho mit der alten Skeptikerzunft, Voltaire und die Enzyklopedisten,

vorzüglich aber der schottische Zweifler im Herzen der edeln Jugend, und in der allgemeinen Denkart der Zeitgenossen angerichtet haben."

Bey Beantwortung dieses in der That wichtigen Einwurfes kömmt es vorzüglich auf genaue Bestimmung des Gesichtspunktes an, aus welchem man den Skeptizism betrachten will. Man muß unter demselben nur nicht gleich die äusserste Stufe von Skeptizism verstehn, oder eine besondere Form für das allgemeine Wesen der Skepsis halten. Eine andere Skepsis war die des Pyrrho, eine andere die des Karneades; eine andre gebrauchte Sokrates, eine andere Protagoras, und wieder eine andere der Weise von Stagyrit, welche auf die ausgebreiteste Bekanntschaft mit den Lehren und Meynungen der alten Philosophen gegründet war. Anders zweifelte der philosophische Redner Cicero, anders der von gründlicher Wahrheitsliebe beseelte Kartes, anders der Theolog Huet, und anders der grosse Dialektiker Bayle. Die Skepsis, welche kühn, und erzdogmatisch den Ausspruch thut, daß wir gar nichts wissen; — daß sich eben so viele Gründe für, als wider eine Meynung anführen liessen, die allgemeine Zweifelsucht, welche die Würde des menschlichen Geistes so sehr herabsetzt, und dem Herzen alle Beweggründe zum Guten raubt, ist nicht unse-

re Philosophie. Aber auf bescheidnes Zweifeln, welches Kartes seinen Schülern empfahl, auf redliche, scharfe, unbefangne Durchprüfung des gesammten Vorrathes unsrer Kenntnisse dringt man mit Recht in unsern Tagen. Man entfernt sich auf einer Seite von jener schalen Gelehrsamkeit, welche schwächt, statt zu nähren, vom übertriebnen Dogmatism; auf der andern von der unglücklichen Lage derjenigen, welche von ewigen Zweifeln umhergetrieben werden. In der That dürfen wir Deutsche uns glücklich schätzen, daß diese kritische Methode zu philosophiren unter uns so allgemein wird. Und hier läßt sich das Verdienst der Kantischen Philosophie nicht mißkennen, welche allein das achtzehnte Jahrhundert verewigen würde. Was ist wohl besser, schwer zu befriedigende Zweifelsucht, oder jener gemächliche Schlummer, den die Philosophie so ziemlich zu schlafen schien, und aus dem sie Kant allmählich aufgeweckt hat? *) — Freylich müssen in den übrigen Zweigen menschlicher Erkenntniß Disharmonien entstehn, wenn dieselben nicht in gleichen Graden aufrücken. Die kalten, troknen Buchstabenmänner, deren Sache Selbstforschung nie war,

*) Soll man Kants Philosophie auf katholischen Universitäten erklären? Von Matern Reuß Professor der Philosophie. Würzburg 1789.

die so ruhig auf abgetretnen Pfaden daherschleudern, müssen freylich dem eindringenden Lichte ihre schwachen Sehnerven entziehn; und im Stillen, wenn sie sich nicht öffentlich brandmarken, sich nicht der Publicität, dieser fürchterlichen Geissel der Dummheit und des Despotism preiß geben wollen, über das Verderbniß der Zeiten klagen und wimmern. Aber ists denn des Philosophen Schuld, wenn dem Gelbsüchtigen alle Gegenstände gelb scheinen, — und Don quichotte mit Windmühlen fechten? Reicht doch ein schwacher Windstoß zu Kartenhäuschen umzuwerfen! Lasset uns also muthig auf der Bahne der Philosophie fortwandeln, unbekümmert um das Quaken der Frösche oder um das Gezische der Nachteulen, aber eingedenk der Sprache jenes alten Weisen:

„Quis dubitare, mi Lucili, potest, quin Deorum immortalium munus sit, quod viuimus: philosophiae, quod bene viuimus? Itaque tanto plus nos debere huic, quam diis, quanto majus beneficium est bona vita, quam vita? Pro certo deberetur, nisi ipsam Dii philosophiam tribuissent: cuius scientiam nulli dederunt, facultatem omnibus. Nam si hanc quoque bonum vulgare fecissent, et prudentes nasceremur; sapientia, quod in se

optumum habet, perdidisset; inter fortuita esset. Nunc enim hoc in illa pretiosum atque magnificum est, quod non obuenit, quod illam sibi quisque debet, quod non ab alio petitur. Quid haberes quod in philosophia suspiceres, si beneficiaria res esset? Hujus opus vnum est de diuinis humanisque verum inuenire; ab hac nunquam recedit iustitia, pietas religio, et omnis alius comitatus virtutum consertarum et inter se cohaerentium. Haec docuit colere diuina, humana diligere, et penes Deos imperium esse, et inter homines consortium.

Seneca Ep. XC.

8.

Ueber die schönen Künste.

(Fragment eines Schreibens an Herrn K. D. G. *)

Alle schöne Künste zwecken dahin ab, die Natur zu kopiren, aber die Wege sind verschieden die sie einschlagen. Bald sinnt die Täuschung der Kunst darauf, der Natur so nahe als möglich zu kommen, und ihr Triumph ist vollkommen, wenn es ihr glückt, daß wir Muster und Nachahmung verwechseln. Bald hüllt sie sich in gewisse Wirkungen ein, sie weckt gewisse Empfindungen in uns auf, und gebraucht weit entfernte, und schnell vorbeyrauschende Mittel dazu, die einen Eindruck auf unsre Seele, aber ganz im Verborgenen machen. Ob nun wohl die Theorie der Künste so ziemlich im Dunkeln liegt, so dächte ich, gienge es doch an, unter ihnen eine Art von Stufen-Leiter anzulegen, deren beyden Enden, die Tonkunst und Bildhauerey einnehmen. Der Bildhauer täuscht weniger als der Mahler, der Mahler weniger als der Dich-

*) Encyclop. Journal 1774. S. 497.

ter, und am meisten unter allen der Tonkünstler. Merken sie an, daß nach dem Maas, wie sich die Täuschung einer Kunst von der Natur entfernt, abgehender oder hypothetischer wird, ihr Vermögen über unsre Seele, mehr Kraft und Stärke empfäht. Dem Bildhauer ist es leicht, uns Rührung und Staunen abzulocken, dem Mahler, uns in Bewegung zu bringen, dem Dichter, unsern Geist in Gluth und Verwirrung zu setzen, und dem Tonkünstler, diese Verwirrung oder Unordnung bis zum Ausschweiffenden, und Ausserstchseyn zu treiben. Diese Stufenweise quillt just aus den Mitteln, die jeder dieser Artisten anwendet. Je weitschweifiger sie sind, je gewaltsamer ist der Druck, den sie der Einbildung geben, sie machen diese, so zu sagen, gleichsam zu Mitschuldigen ihrer sämtlichen Wirkungen. Es ist ein anhaltendes, allgemeines Kützeln, welches bis in die äussersten Spitzen eines empfindlichen Körpers eine ausgesuchte Wollust verbreitet. Ein festes und gewisses Anfühlen, bringt nicht ein gleiches herfür.

Deswegen ist die Herrschaft der Tonkunst, die mächtigste, obgleich am wenigsten eingesehn. Das Verhältniß zwischen dem Laut von dieser oder jener Saite, und dem Gefühl der Traurigkeit oder Freude das er einflößt, bleibt allem

Ansehn nach, für uns auf immer ein Räthsel. Eben so wenig werden wir so bald auszulegen im Stande seyn, warum der Mann von Genie, der in den Anfall einer heiligen Begeisterung seine Leyer ergreift, Gesänge herfürbringt, die mit dem Gefühl stimmen, das ihn beherrscht, und welche Verbindung es zwischen dem Zweck den er sich vorsetzt und den Tönen die er erzeuget, geben kann. Noch schwerer wäre die Aufklärung, wie es ihm gelingen könne, uns gewisse phisische Begebenheiten darzustellen, nicht etwann, daß er, wie einige Tonkünstler zu thun pflegen, sich ängstiget, das Geräusch der Oceane, der Stürme, Wasserfälle u. s. w. grob nachzubilden, sondern indem er — wie sie mit Erstaunen bey einigen Virtuosen Italiens und Deutschlands angemerkt haben, — durch eine gewisse Karacteristik des Gesangs, die Vorstellung gewisser seltenen und feinen Phänomenen in uns erregt, ob es uns gleich unmöglich fällt, einige merkliche Beziehung unter diesen beyden Wirkungen wahrzunehmen, auch ihr Autor sich nicht gewiß sie herfürzubringen fürnehmen, noch daß es ihm gelingen werde, hoffen konnte. Denn, Einschlußweise gesagt, bey den Künsten kommt alles auf Glück an, und der Katechismus aller Artisten besteht aus zweyen Worten; Sey

Genie!

Genie! Alle die Schaaren Vorschriften, welche kalte und pünktliche Wissenschäftler sammelten, können zwar wohl jemanden ein einträgliches, mittelmäßiges Stück hervorbringen helfen, nie aber schaft er damit was Grosses, was Erhabenes. Wenn hier d'Alembert sagt, daß der Musikus, der ein Stück von einer Instrumentalmusik aufsetzen will, sich die Schilderung einer gewissen Sache vorsetzen muß, so erniedrigt er den Mann von Genie zu der schlechten Handthierung eines Handwerksmannes herab, dem ich freylich anrathen würde, meinen Zeug nicht ehe zu zerschneiden, als bis er wüßte, was er daraus zu machen hätte, und bis er die Ausrechnung getroffen, und das Maas genommen. Göttlicher Pergolese! ein einziger so kalter Gedanke, wenn du ihn zu haben fähig wärest, hätte alles, in dem glücklichen Augenblick, da du die Eingebungen des Genies und seine Gluthen fühltest, hätte alles verscheucht! und mit seinem heiligen Siegel geschmückt, wenn ich sie höre, so werde ich den Gott nicht verkleinern, der dich einnahm, noch die Empfindung, die deine Seele füllte!

Diese Stufenweise zwischen den Künsten und ihren Wirkungen, macht aus dem Bildhauer einen ausserordentlichen Menschen, und

aus dem Tonkünstler einen Gott, und, um ihr weiter nachzugehn, der Mahler und der Dichter sind Halbgötter, die von der menschlichen Natur noch was an sich tragen, durch ihr göttliches Wesen aber sie geadelt haben. Das Lehrbuch dieser verschiednen Wissenschaften, beobachtet wie das Schicksal ihrer Arbeiten, einerley Stufenweise. Alles ist entschieden und fest an den Vorschriften und dem Geschmack der Bildhauerey; alles unbestimmt und weitschweifig an den Vorschriften und dem Geschmack der Tonkunst; Dicht- und Mahlerkunst halten noch das Mittel zwischen diesen beyden Extremen. Da die Bildhauer des alten Griechenlands das Erhabene ihrer Kunst erreicht haben, so bleibt unsern neuern nur der Ruhm ihnen nachzuahmen, und man wird in dem Maas vollkommen geschätzt, wo man der Antike gleich gekommen ist. Aber anders sieht es um die Tonkunst. Wir kennen der alten ihre nur durch die Winke, die uns die Geschichtkunde von ihren wunderbaren Wirkungen hinterlassen hat, und über die keiner erstaunen kann, der den Werth der Stücke des neueren Italiens kennt. Der Tonkünstler folgt der Natur und ihren Eingebungen. Die Kunst hat ihm aber kein bleibendes Model gelassen. Aus diesem Grund hat auch die Tonkunst sich immer später als die anderen

Künste vervollkommet, und ihr Jahrhundert hat nicht die Dauer des Jahrhunderts der Mahlerey. Das Jahrhundert der Bildhauerey hingegen, ist unter allen das bleibendste. Der ächte und grosse Geschmack geht hier schwerlich verlohren: aber ihn in der Tonkunst lange zu erhalten hat unendliche Schwierigkeiten. Bey den Römern gieng er nur von der Regierung des Augusts bis auf das Ende der Neroischen. Im neueren Italien, fieng er blos vor ohngefehr sechzig Jahren an, und schwindet schon wieder. Dagegen hat seit der Wiederherstellung der Künste, sich der grosse Geschmack in der Bildhauerey, immer noch in einer Ecke von Europa erhalten. Wir haben keinen Michel-Angelo mehr, aber wenn uns sein Genie fehlt, so hat er doch wenigstens Nachfolger gelassen, auf denen sein Geist ruht. Die Mahler aus der Französischen Schule stehen in Europa in keinem grossen Ruf, die Nahmen eines Bouchardon und Pigale aber, bezeichnet Ruhm und Schätzung.

Diese Gedanken könnten zu einer Haupt-Theorie aller schönen Künste führen, und diese würde das Werk eines erleuchteten und tiefdenkenden Kopfes seyn. Es würde uns das Genie einer jeden Kunst und ihre Gränzen abstecken,

und grössern Nutzen schaffen, als alle jene Sammlungen von Precepten und Vorschriften. Ein gewisser Hr. Falconet, gab vor einiger Zeit, Betrachtungen über die Bildhauerey heraus, die, wie ich glaube, auch in der Encyclopedie stehn, und die sie mit Vergnügen lesen werden, obgleich dem Autor der Enthusiasmus seiner Kunst, tiefe Aussichten und Gedanken-Reichthum mangeln. Er zergliedert in der ersten Abtheilung seiner Betrachtungen die Frage: ob es schwerer wäre, Mahler oder Bildhauer zu seyn? Unnütze Frage! Ich würde eben so gern die Untersuchung aufwerfen, was verdienstlicher sey, braun oder blond zu seyn? denn sie sehen leicht ein, was sie für Schwierigkeiten halten, macht just das, was wir Talent, oder Geschick zu einer Sache, nennen. Dies Geschick ist nun entweder vorhanden, oder fehlt. Die Kinder Appollos werden alle mit dem Zeichen an ihrer Stirne geboren; sie können in Ansehung ihrer Bestimmung irren, aber es gibt keinen Rang unter ihnen. Sie mögen den Stein oder das Tuch beleben, sie mögen die Sprache der Götter reden oder singen, sie sind alle rechtmäßig. Der erhabenste Dichter würde nicht im Stand seyn, eine erträgliche Gyps-Figur herfürzubringen, so wenig als der gröste Bildhauer ein mittelmäßges Liedchen. Das

lent ist das grosse Triebrad Was Herr Falconet über die Basreliefs sagt, ist richtiger und ihm eigner. Er will, daß man Gemählde daraus mache. Er will, daß man dabey das Perspectiv und seine verschiedene Plane, das Abschiessen des Lichts, und die ganze Magie der dunkeln Hellung beobachte. Gut; aber lassen sie mich anmerken, daß bey der Zusammensetzung eines dergleichen Werks immer eine grosse Einfachheit zu beobachten nöthig ist. Ich zweifle, ob man jemals sich wird schmeicheln können, durch ein Basrelief, die Wirkungen und Täuschungen eines Gemähldes zu erzeugen. Wozu sollen die Künste auf ihre wechselseitigen Gränzen streifen und rauben? Was man an den antiken Basreliefs bewundert, ist der Karakter der Figuren, der mit der äussersten Simplicität verbunden ist: Sie gehört zu dem Wesen des Basreliefs, man lasse aber verschiedene Plane zu, und die Verwirrung wird nicht ausbleiben.

Man fragte den Pigale eines Tages, was man brauche, um sich auf die Bildhauerkunst zu verstehn? Er antwortete: „Alle Welt ver„steht sich darauf, die Liebhaber ausge„nommen!“ Ein fürtreflicher Spruch, den man mit Gold über alle unsere Akademien und Schauspiel Säle schreiben sollte! — Man kann auf eine doppelte Weise untauglich seyn, die

Schönheit eines Werks von Genie zu fühlen. Ein Volk ist entweder so plump und einfältig, daß es allen Eindrücken der Kunst widersteht: Oder es kann die Verfeinerung des Geschmacks bis zum Ueberschnappen getrieben haben, und denn ist sie das Schauspiel vorgeblicher Kenner, die ein Gemählde, nur um ein Urtheil davon zu fällen, anblicken. Es läßt sich nicht rühren. Es setzt dem Genie Vernünfteleyen und Regeln entgegen, und hat es einen Hang von sich eingenommen zu seyn, so richtet es ein paar erbärmliche Meynungen, als so viel allgemeine Gesetz-Säulen auf, über die hinaus es weder Schönheit noch Genie annimmt. Steht ein Volk in dieser Epoche des Mißbrauchs, so sind die Künste bey ihm verloren, anstatt, daß bey einem unwissenden und plumpen Volke, ihrem Fortgange sich nichts widersetzet. Der falsche Geschmack, und der Kenner-Stolz, sind die fürchterlichsten Geisseln der Künste.

Wer über die Theorie der Künste schreiben wollte, würde ohne Zweifel als ein Grund-Gesetz anmerken, daß bey allen Nachahmungen ein wenig Poesie statt finden muß, welche uns die Täuschung der Kunst von der Sache selbst unterscheiden macht. Wer so genau die Nachahmung träfe, daß man sie von dem Wirklichen zu unterscheiden, nicht im Stande wäre, hätte was nichtsnütziges ge-

macht. Deswegen heftet und entzückt uns eine Schilderey des Teniere, ob sein Gegenstand gleich oft so wenig einnehmend ist, daß, wenn sich wirklich die Scene vor unsern Augen zutrüge, wir sie nicht einmal unsrer Aufmerksamkeit würdigen würden. Aber der Grund davon ist, daß der Mahler Poesie in seinen Gegenstand, und in alle Figuren die ihn ausmachen, zu bringen wußte. Man macht aus der Genauigkeit einer Nachahmung nichts, weil die Einbildung dabey müssig bleibt. Die Quodlibets, welche so natürlich, daß man hintergangen wird, Stücken von Brett vorstellen, wo der Mahler gewöhnlich Karten, Kalender, zerrissene Briefe, und anderes Schreibpult-Geräthe aufhängt, und alles dieses, mit einer solchen Wahrheit abschildert, daß einer, der es nicht wüßte, mit der Hand darnach greifen würde; diese so vollkommene Täuschung lockt doch gleichwohl nicht dem Mann von Genie jene Bewundrung ab? der Mangel der Poesie, und des Spiels der Einbildung sind daran Schuld, ohne diese geht Rührung und Einnehmen für die Werke der Kunst verloren. Sie sind die Unterscheidungs-Mahle, zwischen dem Nachahmer der Natur, und dem Kopisten. Nichts theilt sich geschwinder mit als Enthusiasmus: der Artiste, der die Anfälle davon empfand, ist ganz gewiß, sie denen wieder beyzubringen, die sein Werk anschauen werden.

9.

Ueber den Werth der Lehre von der Unsterblichkeit.

Von Joh. Joachim Spalding. *)

Es ist ohne Zweifel einer von den vortheilhaftesten Diensten, den man dem menschlichen Geschlechte thun könnte, wenn man die Empfindung von der zukünftigen Welt so durchgängig herrschend und lebhaft zu machen suchte, daß sie ein allgemeines thätiges Principium der Gesinnungen und des Verhaltens würde. Ich kann mich, bey der unpartheylichsten Untersuchung und ohne dabey dem Wunsche nach der Unsterblichkeit den geringsten entscheidenden Einfluß in mein Urtheil zu verstatten, dennoch gar nicht darein finden, was diejenigen eigentlich wollen, die sich so viele Mühe geben, diese größte und edelste aller menschlichen Hofnungen zu zerstören.

*) Aus der Vorrede zu der deutschen Uebersetzung von Villette Unterredungen über die Glückseligkeit des künftigen Lebens. 8. Berlin.

Sie lieben die Wahrheit, sagen sie, und das müßte ihnen genug seyn, um auch eine solche Wahrheit zu behaupten und auszubreiten, die einem großen Theile der Menschen in ihren angenehmen Träumereyen sehr unwillkommen wäre. Wenn man ihnen dies auch auf einige Augenblicke zugestehen wollte, so würde es doch noch immer auf die Gründe ankommen, worauf sie diese ihre vermeinte Wahrheit bauen, und auf die Art, wie sie solche fest zu setzen suchen. Diejenigen unter ihnen, die das lauteste Geschrey machen, lassen sich am allerwenigsten auf eine ernsthafte und zusammenhangende Untersuchung ein. Etwa ein abgerissener Gedanke, der den Schein eines Einwurfs haben soll, wird mit aller Zurüstung des Witzes in einer glänzenden Gestalt aufgestellet. Daß er aber unzählige Mal beantwortet worden, daß es auf der andern Seite eine solche Anzahl von Gründen giebt, die sich, einer dem andern die Hand bieten, die durch ihr Uebergewicht jedem uneingenommenen Verstande eine praktische Demonstration geben, das wird mit einem solchen Ansehen von Zuversicht vergessen, welches die vorgegebene unpartheyliche Liebe zur Wahrheit sehr zweydeutig machen muß. Es ist seltsam, daß der so vernünftige Grundsatz, da zu glauben, wo die wirkliche Glaubwürdigkeit überwiegend

ist, und nach dieser Glaubwürdigkeit zu denken und zu handeln, ein Grundsatz, der an sich der menschlichen Natur so gemäß, und in allen Arten des Verfahrens gewöhnlich ist, dennoch in der höchsten Angelegenheit mit einem nicht zu entschuldigenden Leichtsinn verworfen und vernachläßiget werden kann. Weil Locke einmal gesagt hat, es sey möglich, daß Gott die Materie zu denken, beylegen könne, so meynen diejenige, die ein zukünftiges Leben als einen Feind ansehen, den sie bestreiten müßten, durch diesen seinen Ausspruch so viel für die gewünschte Zerstörung des denkenden Wesens gewonnen zu haben, als wenn er der völlige und untrügliche Gewährsmann derselben wäre. Daß indessen eben der Locke, der so zuversichtlich von den Freunden des gröbern Materialismus für ihren Anführer erklärt wird, selbst die Unsterblichkeit und einen zukünftigen Zustand der Vergeltung mit der größten Aufrichtigkeit geglaubt, daß er die Religion Jesu, die diese Erwartung schlechterdings zum Grunde legt, in dem heiligsten Werthe gehalten, und durch die ernsthaftesten und gründlichsten Untersuchungen seine Ehrerbietung gegen dieselbe befestiget habe, das scheinen sie entweder nicht zu wissen, oder sie wollen auch vielleicht so viel großmüthige Nachsicht haben, ihm wegen jenes großen Dienstes, den er ihnen ihrer Ein-

bildung nach geleistet, dieß als eine Schwachheit zu gute zu halten. Sie haben auch allerdings Ursache, mit einer solchen vorgegebnen Autorität oder mit einem Vorrath von scherzhaften Einfällen ein Blendwerk zu machen, und sich damit so gut zu helfen, als sie können, weil es sich in so manchen Proben gezeiget hat, daß es ihre Sache nicht ist, den Schlüssen zu folgen, die zur Entscheidung dieses Punkts nöthig sind. Ein Schriftsteller von einem sehr ausgebreiteten Namen, der sich durchaus vorgenommen hat, zu dem Ruhme eines großen Poeten auch den eines Philosophen, der nach einer gewissen neuern Bedeutung leicht genug zu erhalten ist, hinzuzufügen, ließ es sich einkommen, auf den vorhin erwähnten Fußtapfen des Locke weiter zu gehen, und in der feyerlichen ernsten Gestalt eines Forschers der Wahrheit der Welt zu sagen, daß es mit der Hofnung der Unsterblichkeit nichts sey. Ein scharfsinniger Vertheidiger der letztern setzte ihm Gründe entgegen, bey welchen die poetische Philosophie keine sonderliche Figur machte; und da fand der vermeinte Schüler des Locke es nicht mehr für gut, mit gleichen Waffen zu streiten. Er warf sich also in die Rüstung, die ihm gewohnter und anpassender war, und beantwortete Vernunftschlüsse mit einem Scherz? Mein Gegner, sagte er: „will mit aller Ge-

walt unsterblich seyn. Meinetwegen! Er sey es durch seine Syllogismen; ich gedenke es durch meine Henriade zu werden." Wenn man so mit Lachen davon kommen kann, so ist freylich die Arbeit des Nachdenkens sehr überflüßig.

Am sonderbarsten finde ich es, daß die Bestreiter der Unsterblichkeit das menschliche Geschlecht überreden wollen, sie bewiesen ihm mit ihrem System eine große Wohlthat. Die Gemüther sollen auf die Art von den Schrecknissen der Zukunft befreyet, und in dem fröhlichen Genusse des Lebens weniger gestöret werden. Wie gut wäre es doch für die Welt, wenn die Lasterhaften, denen allein die Vergeltungen nach dem Tode fürchterlich seyn können, durch diese von den Unordnungen, die ihnen selbst und der Gesellschaft so verderblich sind, zurückgeschreckt würden! Und wie viel weniger Elend würde die Erde drücken, wenn die Erwartung der Ewigkeit durchgehends überzeugend und lebhaft genug wären, den Ausbrüchen der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung, der Treulosigkeit und der schamlosen Verderbniß der Sitten, in allerley Gattungen mehr Einhalt zu thun! Die Erfahrung mag es sagen, ob wir Zügel und Einschränkungen zu viel haben, um den Zerrüttungen der Unsittlichkeit zu steuren, welche, wie eine Fluth,

alles überschwemmt, und so wohl die besondere als allgemeine Wohlfahrt gleich sichtbar zu G. unde richtet.

Aber auch der Adel der Tugend soll dadurch erhöhet werden, heißt es, daß der Glaube von einer andern Welt aufhöre. Ohne lohnsüchtige eigennützige Hofnungen, soll die Rechtschaffenheit für sich liebenswürdig genug seyn, die Gemüther an sich zu ziehen und ihre Ausübung zu bewirken; ich will mich nicht bey den Arten von Tugendproben aufhalten, mit welchen gemeiniglich diejenige, die auf die Zukunft so ausdrücklich Verzicht thun, vor der Welt zu leuchten pflegen. Es würde oft schwer genug seyn, für ihre gewöhnlichsten und offenbarsten Handlungen Bewegungsgründe zu finden, die die Menschheit nicht beschimpfen. Der wahrhaftig ehrliche Mann hingegen, der die innerliche Güte einer jeden würdigen Gesinnung und That mit Vergnügen erfüllet, sollte der sich dadurch erniedrigt finden, wenn er dasselbe Vergnügen auch noch auf entferntern Zeiten vor sich siehet? wenn er sich schon zum voraus auf die zukünftige Verbesserung seiner Seele in Wohlthätigkeit und Wahrheit freuet? wenn er weis, daß er das Glück, welches er hier in der Verehrung Gottes, und in dem Beyfall desselben empfindet, einmal noch auf eine weit nähere unvermischtere Art und in

einem weit höheren Grade genießen werde? bey der ursprünglichen wesentlichen Bestrebung der Natur nach Vollkommenheit wäre es eine ganz unerklärbare und widersprechende Uneigennützigkeit, sich des Fortgangs und der Verbesserung gleichgültig begeben zu wollen, die mit einer fernern Existenz verbunden ist. Selbst der Graf von Schaftesbury, den man gewiß keiner Partheylichkeit auf dieser Seite beschuldigen wird, und der unstreitig sonst den Erwartungen nach dem Tode zu wenig Einfluß auf die wahre Tugend einräumt, behauptet dennoch, je besserer Mensch jemand sey, desto lieber würde er den Gedanken von der Unsterblichkeit bey sich unterhalten.

Es kann also unmöglich ein vortheilhaftes Vorurtheil für gewisse Schriftsteller seyn, welche das Ansehen haben wollen, als ob sie es auf sich genommen hätten, die Welt aufzuklären und zu beglücken, daß sie mit solchem Eifer den Gemüthern einen Grundsatz zu entreißen suchen, dessen wohlthätige Wirkung unläugbar ist, und ohne welchen die Tugend so wohl ihres mächtigsten Beystandes gegen den Sturm der Versuchungen, als ihrer stärksten Unterstützung bey den Bedrängnissen des Lebens entbehren müßte. Welch ein schädlicher Dienst wird doch dem

menschlichen Geschlecht darin geleistet, wenn man den Lasterhaften immer mehr in die unselige Freyheit setzen will, ohne die heilsame Besorgniß des zukünftigen, die sonst noch vielleicht in einer einsamen Stunde des Nachdenkens einigen Eindruck bey ihm machen könnte, desto ungescheuter zu frefeln, und allenthalben Zerrüttung und Elend auszubreiten! und was für grausame Menschen müssen das seyn, die dem Redlichen und Frommen den Trost nicht gönnen wollen, daß er sich bey den Beschwerden eines Lebens, welches er der Pflicht und dem gemeinen Nutzen aufopfert, mit der Aussicht auf einen bessern Zustand ermuntere? Die kühnen Prediger der Zernichtung müssen uns also entweder noch andere und würdigere Absichten dieser ihrer unbegreiflichen Geschäftigkeit entdecken, oder wir sind befugt, sie bey aller der Menschlichkeit, die sie etwa noch übrig haben, zu beschwören, daß sie doch nicht fortfahren mögen, mit ihrer tödtlichen Weisheit an dem allgemeinen Verderben zu arbeiten. Denn diese sonderbare Art von Erleuchtung, womit sie in vollem Gelächter herein brechen, dünkt mir eine Fabel von lustigen Mordbrennern zu seyn, die sich aus dem weitausgebreiteten Jammer, den sie verursachen wollen, ein Spiel machen, und vor denen aus

zurichtenden Verwüstungen die Welt erzittern sollte.

Der gesunde menschliche Verstand wird indessen noch immer so viel in der Welt gelten, und bey so manchen von der Redlichkeit des Herzens unterstützt werden, daß auch bey dieser angelegentlichen Sache die Wahrheit ihr Recht behaupten, und Freunde behalten wird. Es wird noch immer für die, so es werth sind, eine erfreuliche Vorstellung bleiben, sich als Wanderer zu einem bessern Vaterlande zu betrachten, und mit einem desto heiterern Blick über die Verwirrungen und Ungemächlichkeiten dieses Lebens hinweg zu sehen, je größer und herrlicher die Befriedigungen sind, die sie für die edelsten Fähigkeiten und Wünsche ihrer vernünftigen Natur einmal zu erwarten haben. Von dieser göttlichen Hofnung gestärkt, kann der gute Mensch seinen Weg getrost durch alle die verschiedene Auftritte und Abwechselungen fortsetzen, die ihm hier aufstossen, und es kommt nur darauf an, daß er den Gedanken der Unsterblichkeit durch oft wiederholte Ueberlegungen seinem Gemüthe gewiß und bekannt genug mache, um daran eine stets gegenwärtige Grundregel seiner ganzen Denkungsart und Gesinnung zu haben. Wenn wir also diejenige billig bedauern müssen, die entwe-

entweder durch die Macht der Sinnlichkeit, oder durch die Verblendung einer falschen Philosophie so weit heruntergesunken sind, daß die Erwartung eines Lebens in der Ewigkeit nichts wünschenswürdiges mehr für sie hat so wird uns dagegen der Christ so viel ehrwürdiger und glücklicher erscheinen, der in diesem Glauben zugleich seine Rechtschaffenheit und seinen Muth erhöhet. Bey solcher Ueberzeugung werden wir dann mit erfreuetem Herzen Anbetung und Dank dem darbringen, der durch sein Evangelium das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat.

10.
Empfindungen beim ersten Winterfrost.

Was seh' ich? Welche Dunkelheit, welch schauerndes Entzücken? — Ist's Täuschung oder Wahrheit, was mein Aug' erblickt, und die Seele empfindet? Wahrheit ist's! denn es flattern nicht mehr schmeichelnd um mich die sanften Zephyrs. Boreas wüthet itzt um meine Hütte; und weisse Flocken, wie Wolle, fliegen durch die Luft, fallen langsam hernieder, und decken die ganze Gegend umher. Die mannigfaltige Schönheit der Natur verhüllt sich in ein weisses Kleid, und entreißt uns das reizende Vergnügen, das die Verschiedenheit der Pflanzen in Bildung und Farbe bey uns erweckte, woran sich das Aug' und der Geschmack ergötzte. Nur da und dort hebt sich ein Haufe Tannen und Fichten mit ihren pfeilgraden röthlichen Stämmen, und ihrem immer bleibenden Grün. Dort steht sie kahl und entblättert die ehrwürdige Eiche, mit ihren schlanken Aesten, die in der brennenden Sommerhitze, Kühlung dem Wanderer gab. Eben so der Hain von Obstbäumen hinter der Hütte meines Nachbars. — Traurig heben sie sich empor, und empfangen die weissen

Flocken, die wie Heere von Mücken in der Luft herumirren. — Entflohn sind alle Freuden, und traurige Stille herrschet um mich. Die paradiesische Gegend scheint mir eine Einöde, und dieser sonst so belebte Zirkel ganz von Geschöpfen leer zu seyn. Der nördliche Sturm brachte den unfreundlichen Winter, und verschloß mich in die Hütte. Die Sänger des Hains schweigen, und zahllose Thierchen von verschiedener Gattung sind entfloh'n, oder liegen wie todt in dem Schooß der Erde. Die letzten Blumen welkten dahin, und das sanfte Gemisch der lieblichsten Farben, welch ein Verlust? — O! was kann mir den ersetzen, wenn es nicht meine Einbildungskraft thut; wenn sie mich nicht, wie ein Traum, in die vergangene Scene zurückführt; mich nicht jede Schönheit von neuem erblicken läßt? — Du allein kannst es, und thust es gewiß, du getreue Gesellschafterin in der Einsamkeit; die du mir schon oft so liebreich beygestanden, wenn du das längst Vergangene von neuem mir darstellest. O laß mich auch itzt deine Gegenwart fühlen! Laß in dieser feyerlichen Stille, mich alle die reizenden Auftritte, die der frohe Lenz, der schwühle Sommer und der bunte Herbst mir gewährte, von neuem betrachten! Laß mich der Freuden erste und letzte

empfinden, wie ich sie beym Aufblühn und Hinsinken der Natur empfand! Dann wird sich die niedergeschlagene Seele erheben, und dieser dunkele Tag wird mir seyn wie der heitere Frühlingsmorgen.

Schon lange ist's, Mutter Natur! seitdem dein erstes Wiedersehen neues Leben in mich flößte; seitdem der frohe Lenz, der Stifter der Freude, durch das sanft verbreitende Grün, und die reizenden Farben der ersten Blumen mich entzückte! Himmlische Freude erfüllte meine Seele, da ein Geschlecht von Pflanzen nach dem andern auftrat, und unsere Gefilde in ein Paradies verwandelten; da die kahlen Bäume durch Blüthe und Blätter sich königlich schmückten, und die majestätische Eiche als der Sultan der Pflanzen sich brüstete. O wie schön drängte sich damals unter den Blumen die junge Rose aus ihrer Knospe! wie freundlich winkte mir das kleine Veilchen, und das allerliebste Vergiß mein nicht!

Der bunte Schmetterling, der vor einiger Zeit, als eine kriechende Raupe, sich langsam bewegte, erschien von neuem in buntem Kleide, wie eine Pariserpupe erscheint. Ich war ganz Auge, als er mit den Purpurflügelchen um die Blumen flatterte, und schmeichelte ihm, bis er näher kam: Dann faßt' ich ihn bey dem golde-

nen Saum, und trug ihn zu der kristallenen Quelle der Phyllis, und zeigte ihm da seine Bildung, und die Farbe seines Kleides; und der kleine Schelm gefiel sich selbst so wohl, daß er immer seine Flügelchen schwang und wendete, und noch verweilte, als ich ihm die Freyheit schenkte.

Nicht weniger war ich aufmerksam, als die arbeitsame Biene ihre Zelle verließ, und mit lieblichem Sumsen um die Blumen schwärmte, und ihnen den Honig raubte; als täglich neue Arten fliegender Insekten sich zeigten, und das kriechende Geschlecht mir auf dem Wege entgegen kam; als der König der Ameisen, in dem Schooß der Erden von neuem die Haushaltung seines Staats besorgte, und Gesetze gab; als die erstarrten Thiere auflebten; als von der heissen Gegend die friedliche Schwalbe wieder kam, und der Storch die Höhe des Kirchthurmes bewohnte; als das Concert der geflügelten Sänger den Hain erfüllte, und Phylomele ihr göttliches Lied bey nächtlicher Stille sang.

Ich begleitete da den jungen Hirten und sein Mädchen, als er mit der Heerde die Höhe der Alpen bestieg, und sich lagerte bey der rieselnden Quelle, und hörte da seine liebliche Flöte, und wie Phyllis dazu ihre Lieder sang.

Dann sah' ich in dem friedlichen Thal die grasreichen Wiesen in bewunderungswürdiger

Schönheit! Mannigfaltig an Bildung und Farbe, waren die unendlichen Arten Gewächse zur Reife gediehen. Itzt schwang der junge Landmann die blinkende Sense, und Gras und Blumen sanken danieder, und welkten in der brennenden Hitze. Aber die gütigen Nymphen öffneten ihre Krüge von neuem, und tränkten das fette Land durch die sanftfliessenden Quellen; und schnell wuchsen neue Geschlechter empor, die an Bildung und Farbe die ersten noch zu übertreffen schienen.

Wie ergötzend war's, als der muntere Schnitter, an der Seite seines braunen Mädchens, hüpfend auf die Fluren ging, und seinen Rücken den heissesten Strahlen der Sonne darbot! Ueber seinem Haupte neigten sich die güldenen Aehren, auf den emporstehenden Halmen, wenn er die krumme Sichel zückte. Am Abend dann häufte das Mädchen die bräunlichte Saat, und der Jüngling band sie in Garben, und führte sie in die Scheune. Dann giengen sie in die kleine prachtlose Hütte, setzten sich zur vollen Tafel, und genossen beym ländlichen Scherz ihr frohes Abendmahl.

Wie lustig war's, wenn bey später Abenddämmerung, jauchzend die Jünglinge am Ufer die Kleider von sich warfen, und in der See die matten Glieder kühlten! Alles wimmelte am

Ufer. Einer schwamm dort wie die muthwillige Ente auf dem Wasser, andere sprangen aus dem kleinen Nachen, und wälzten sich in der Fluth, oder spielten mit den Wellen. Furchtsam wählten die Mädchen einen einsamen Ort. Verhülle itzt deinen hellen Schimmer (sprachen sie zum lieblichen Mond), und nimm uns in deinen Schutz, furchtbare Nacht, damit niemand uns sehe, noch erschrecke! Dann traten sie in die kalte Fluth, und liefen beym kleinsten Geräusch in den wankenden Schilf. Nur plätschernde Wellen durften um ihre zarten Glieder hüpfen, und sanfte Zephyrs in muthwilligen Spielen um sie flattern. Aber nicht fremde Freuden allein, der Selbstgenuß erfüllte über alles die empfindende Seele, und gewährte ihr das reinste Vergnügen. Wie oft saß ich da auf dem Rasenbank, den ein arbeitsamer Landmann auf die Oberfläche einer steilen Felsenwand baute! Wie oft brachte' ich in der brennenden Sommerhitze, gekühlt von dem lieblichen Westwind, und überschattet von den schlanken Aesten kleiner Bäumchen, entfernt von dem Geräusch der Welt, und umringt mit allen Reizen der Natur, meine glücklichsten Augenblicke zu! . . . Oft betrachtete ich die angenehme Aussicht, oder die mannigfaltige Schönheit der Natur um mich her; oft sah ich, wie die Welle am Ufer spielte, und wie

sie gegen den Nachen schlug; oft beschäftigte ich mich in dieser Einsamkeit mit einer großen Phantasie, oder mich unterhielt der Geist unsers aufgeklärten Jahrhunderts.

Oft verweilte ich auf einige Augenblicke in den kühlen Schatten eines Nußbaums hinter der Hütte meines Nachbars, dessen dunkle Wölbung jeden Strahl der Sonne zurückhielt. In seinem hohen Wipfel säuselten die Zephyrs; dann stiegen sie leise hernieder, schmeichelten um meine Wangen, und spielten mit den fliegenden Locken. Neben mir sangen auf einem Balken unter dem Dache die friedlichen Schwalben; auf einem nahen Bäumchen schlug der lustige Finke, und ihm antwortete von Ferne mit minderer Schönheit sein Weibchen; wechselsweis sangen sie Lieder, der Liebe vielleicht! Mit verirrtem Sprunge kam die Heuschrecke mir zur Seite, sah mich an, und flog dann muthwillig zurück in die Labyrinthe des niedern Grases, wo eine Menge kleiner Geschöpfe sich verfolgten.

Millionen Mücken schwärmten um mich, und tanzten im hellen Sonnenschein. Ich bemerkte ihren leisen Gesang; aber mein schwaches Ohr konnt' ihn nicht verstehen. Welche vergnügte Augenblicke machten mir solche Beobachtungen! Wie reizte das alles mein Aug'!

Wie ergötzt es mein Ohr! Und welche Empfindungen durchdrangen da das schlagende Herz.

Oft an einem Feyertage verließ ich des Morgens früh mein Lager, und ging in ein entferntes Rebengebirge; von da erwartete ich die kommende Sonne, und trank Götterlust aus ihren Strahlen! Jede Pflanze stand im Thau verjüngt, und an jedem Gräsgen hieng eine glänzende Perle. Majestätisch hoben sich die silbernen Alpengebirge empor; itzt glänzte ihr ewiger Schnee wie Purpur, und reines Gold deckte das sanftere Thal! Alles stand in vollkommener Schönheit, und jedes Geschöpf fühlte neues Leben.

Oft saß ich am späten Abend, wenn ich von Geschäften entlastet nach Kühlung mich sehnte, unter der Linde des Dorfs, die unsre Ahnen ans Ufer gepflanzt, und sie der Freundschaft und der Liebe geheiliget haben, hörte da den muntern Scherz der Jünglinge und Mädchen, und sang mit ihnen ihre ländlichen Lieder. Nicht selten kamen Bürger aus der nächsten Stadt, und mischten sich in die frohen Reihen, und erzählten Neuigkeiten aus der großen Welt . . . Oft gieng ich beym hellen Mondenschein zu Daphnis und Chloe; oder ich betrachtete einsam die schwebenden Welten in dem blauen Gewölbe des Himmels, oder die Bäume und andre Gegen-

stände, wenn der Mond seinen blassen Schein darauf warf. . . .

So verschwanden im Selbstgenuß der reinsten Freuden der Frühling und Sommer! Dann kam der segnende Herbst. Noch schmückten eine Menge Blumen die Fluren; die Bäume bückten sich von der Last der goldenen und purpurgestreiften Früchten, und die Rebengebirge prangten mit den edlsten Trauben. Alles überströmte in vollem Segen!

O! wie entzückend war auf einer Anhöhe der herbstliche Morgen: Wenn bey hellem Himmel die Sonne hinter dem Berg hinauf kam, und der Nebel gleich einem See das Thal bedeckte, aus welchem die Hügel gleich Inseln emporstanden! — Wie entzückend der Mittag: wenn der dicke Dunst schwand, und die schöne Natur mit ihren mannigfaltigen Farben von neuem sich zeigte! — Wie entzückend der Abend, wenn die Chöre der Jünglinge und Mädchen mit frohen Gesängen, und mit reichem Herbstsegen belastet, die Weinberge verließen! Noch höre ich die harmonischen Töne von ihrem Munde, den muntern Scherz in der Hütte, und die unschuldigen Spiele, die sie bis tief in die Nacht unterhielten. Weit umher tönte der Kelter lautes Knarren, und der süsse Most floß in die Gefäße gleich der rieselnden Quelle. . .

O, wie freute sich da nicht jede heitere Seele! wie jauchzte und scherzte nicht der Jüngling! lachend küßte er sein Mädchen, vergaß an ihrer Seite die drückenden Geschäfte, und Liebe und Wein machten ihn fröhlich.

Aber auf einmal entflohn diese Freuden alle. Traurig stehen die Bäume und die Rebengebirge, beraubt der süssen Früchten und des bunten Schmuckes. Verwelkt ist die ganze Schönheit der Natur, verwelkt das sanfte Gemisch der lieblichsten Farben und all das Reizende für unser Auge! Itzt sieht man weder Blumen noch Früchte; weder Schmetterling noch Goldkäfergen; weder die geschäftige Biene noch die arbeitsame Ameise; hört weder die Sänger des Hains, noch die Flöte des Hirten. Uns reizt kein Echo, und keine rieselnde Quelle; alles scheint zu schlafen. . . Der Hirte und sein Mädchen verließ die Höhe der Alpen, und verschloß die blöckende Heerde in den Stall; der friedliche Bewohner des Thals verbarg sich in seine Hütte, und setzte sich an den Feuerherd; der Bürger, der im frohen Herbst den häßlichen Mauern entfloh, und die ländlichen Freuden genoß, sitzt itzt im Cabinet und dienet dem Staat; und das feine zarte, empfindsame Mädgen, das im heissen Sonnenstrahl unter dem großen Hut, dessen Schatten einen ziemlichen Theil der Erde

bedeckte, sein sanftes Gesichtgen verbarg, verhüllt sich itzt tief in Pelz und zehnfache Kleider, und liest zum Zeitvertreib ein Romänchen. . . . Und ich? — O melancholische Einsamkeit! wie stille, wie traurig ist alles um mich her! Niemand besucht mich als die Meise, der Finke, und der Sperling, die, von Hunger gezwungen, die Brodsamen, an das Fenster meiner Hütte gestreut, verzehren. Ach! diese kleinen Thierchen, und sonst niemand besucht mich!

Doch warum so traurig, so niedergeschlagen, so kleinmüthig? Ist diese Niedergeschlagenheit nicht Schwachheit von mir? . . Wie? Ich sollte unzufrieden seyn über die Abwechslung der Jahreszeiten? Unzufrieden über die Gesetze der Natur? Ich sollte den großen Nutzen und meinen eigenen verkennen? Das sey ferne! Nein, ruhen muß die alles segnende Natur, um von neuem segnen zu können! Ruhen muß sie, um mit jugendlicher Schönheit zu erwachen! . . . O wie weise, wie nützlich sind die Gesetze der Natur! Wie viel würde ich verlieren, wenn diese Ordnung nicht wäre! wenn, ohne Abwechslung, eine Schönheit der andern folgte, eine die andre verdrängte! wie gleichgültig und kalt, und unempfindsam würde ich da stehn, wo ich nach einer langen Pause, nach einem langen Nichtssehen, göttliche Freude fühle! Nichts reizte mehr

mein Auge bey der mannichfaltigen Schönheit, und ich schlummerte da ein, wo ich, nach dem langen Winter, im kommenden Frühling ganz Aug und Ohr bin.

Also nicht traurig — sondern froh und zufrieden preise ich das Wesen, das diese schöne Ordnung dachte, diese ewigen Gesetze gab. Verhülle dich nur in das weisse Gewand, holde Natur, und entzieh meinem Auge alle die reizenden Schönheiten; ich bin dennoch fröhlich! dein unfehlbares Wiedersehn — diese gewisse Hofnung, die mich nicht triegt, flößt Heiterkeit in meine Seele! Wüthe, Boreas, und verfolge die weissen Schneeflocken, ich verschließe mich unterdessen in die einsame Hütte, und widme den kurzen Tag meinen Berufsgeschäften. Am späten Abend, dann setz' ich mich zum wärmenden Feuer, und lese die Geschichte verschiedener Nationen: Ihren Haushalt und ihre Sitten, ihre Tugend und ihre Laster. Einer der grossen Geister, der seine Wissenschaft in lehrenden Schriften mitgetheilt, führt mich dann in die geheime Werkstätte der Natur, und entdeckt mir ihre Geheimnisse; ein andrer lehrt mich die Künste und Erfindungen des menschlichen Witzes; ein dritter sagt mir die Würde und Bestimmung der Seele, und das hohe Glück der reizvollen Tugend! Vor allem aber entzücken mich, Ly-

cas, deine Lieder, wenn du die ländliche Einfalt und die Unschuld der Hirten besingst! Ach! zu frühe hat dich der Tod uns entrissen — du Einziger! dem ich jede große Empfindung zu danken habe. Als Knabe eilte ich neben der Natur hin, wie Hiacynthus: Aber seitdem ich deine Gesänge lese, seitdem verweil ich bey der grasreichen Wiese, von mannichfaltigen Blumen durchmischt; wandle im Dunkel des Hains, sehe mit Entzücken die schlängelnden Flüsse, und wie das Wasser schäumend von hohen Felsen niederstürzt; betrachte auf einsamen Spaziergängen die Gegend im Mondschein, und den prächtig gestirnten Himmel, und gehe Auroren entgegen. Oft schreib ich ein eigenes Lied; aber wie schwach gegen dem deinen, Vater der Hirtengesänge! O! wenn mich deine Muse begeisterte, die unter dem Schatten wölbender Nußbäume, bey der rieselnden Quelle, im schattigten Hain, oder im sanften Mondschein lächelnd dir beystand; wenn ich den hohen Schwung deiner Phantasie, die Kenntniß jeder Naturvollkommenheit, die erhabene Einfalt deiner Worte, durch welche dich alle Nationen bewunderten, und einzig dich nannten, in meiner Gewalt hätte; dann weihte ich jeden Augenblick den ländlichen Gesängen. — Aber, sie eilt zürnend vorbey, die himmlische Muse, wenn ich ihr rufe; und man sagt:

Pan habe deine sanfte Flöte zurück genommen, und liehe sie keinem wieder. Nur du warst ihrer würdig. Du, dessen Namen die spätesten Enkel mit Ehrfurcht nennen, und dessen Asche sie segnen. — So sey es denn genug, daß ich deine Lieder lese, und dir nachempfinde! Deine Schilderungen der schönen Natur: Der reizende Frühlingsmorgen, wo die güldene Sonne mit ihren feurigen Strahlen in der bethauten Gegend glänzt, und das mannichfaltige Chor der Vögel, hoch aus der Luft, oder von den Wipfeln der Bäume ihr entgegensingt; der liebliche Abend, die kühlende Dämmerung und ruhige Stille um sich verbreitet; der sanftere Mondschein, und die blinkenden Sterne durch den ganzen Himmel gesäet; oder das Gemählde des Frühlings mit seinen unendlich mannichfaltigen Schönheiten; oder der braune Schnitter, und das winkende Aehrenfeld; oder die badenden Nymphen, und die spielenden Zephyrs; oder der frohe Herbst, wenn von Bäumen und vom Weinstock des Jahres Segen lächelt, und die sterbende Natur, durch das seltsamste Gemisch der reizendsten Farben, den Hain, und die Hügel, und die Fluren schmückt: — Diese Schilderungen vergüten mir einen Theil der verlornen Freuden, und machen mir die dunkelen Wintertage erträglich; und vermisse ich itzt gleich das Concert der

geflügelten Sänger des Hains, und das schöne Lied der Nachtigall, so singt mein kleiner gelber Hänsel in gelehrten Tönen sein Lied, vom frühen Morgen bis an den späten Abend. Tönt die Flöte des Hirten nicht mehr bey der Heerde, so spielt mir Damon die seinige. Wir gehen dann zu Lottchen und Lottchen singt in Damons Flöte, wie kein Hirtenmädchen jemals sang! Sind mir die Winternächte zu lang, so besuche ich den geschäftigen Myrtill, und seine fromme Doris; oder den jungen Daphnis und seine bescheidene Chloe in den Hütten des Milons: Höre zum Zeitvertreib bald Musik, bald freundschaftliche Gespräche verschiedener Bekannten, und übe da mein Bisgen Wissen durch Fragen und Antwort, durch Beyfall und Widerspruch. . . So gewährt mir auch der Winter sein Vergnügen, und kann mir zweyfach nützlich seyn: Nützlich in der Einsamkeit, und nützlich in der Gesellschaft.

Lebe dann wohl, schönste Natur! bis zum ersten Wiedersehn. Ruhe und sammle neue Kräfte und neues Leben! — Sey ungesehen, bis der frohe Lenz dich ruft! Aber dann komm', und zeige den ganzen Reichthum deiner Schönheit! Dann komm, begleitet von dem Gefolge der Grazien, und laß mich sehn deinen königlichen Schmuck!

O wie süß wie entzückend ist der Gedanke: „Einst wird die Natur gleich einer neuen Schöpfung

pfung erwachen! Dann spielen sanfte Zephyrs um mich wie itzt die weissen Schneeflocken! Dann pflück ich die schönsten Blumen, und hefte sie an den Busen meines Mädchens, und gehe an ihrer Seite durch Fluren und Hayne, und fühle jede sichtbare Schönheit; höre in sanftem Entzücken das frohe Gebrüll der Heerden, die Flöte des Hirten, und den Gesang der muntern Vögel; und verweile beym reizenden Echo, und bey der rauschenden Quelle. Dann lagern wir uns in die Schatten der heiligen Eiche, und erzählen einander, was Amor uns lehrt. Oft gehen wir mit Daphnis und Chloe im nächtlichen Mondschein spatzieren; dann begeistert uns Freundschaft und Liebe, und uns begleiten Sittsamkeit und Unschuld! Wir lachen dann und scherzen, und singen und küssen beym Abschied die rosigten Wangen der Mädchen; und uns entschlüpft vielleicht eine süsse Zähre — — und wir geben uns die Hand auf die selige Stunde des nahen Wiedersehens!“

Von einem jungen Töpfer.

II.

Ueber Wachsthum und Verfall der Wissenschaft.

Ein Fragment.

— — Wir haben freylich einen hohen Flug gethan. Aber die Kraft, die uns hob, ist gelähmt. Werden wir weiter kommen? — Dies ist die stolze Hofnung, oder vielmehr das noch stolzere Versprechen des Panagyristen unserer Tage. Aber was bürgt uns anders für die Erfüllung desselben, als das Selbstvertrauen, und die Eigenliebe des Zeitalters. Die Energie, die Kraft auszudauern, Hindernisse zu besiegen, oft vom Widerstand neue Kräfte zu borgen, jene Kraft, die so manche Anlage der Vergangenheit entwickelte, so manche große Veranstaltung vollendete — scheint dahin! Auch bey uns sah ich Anlage genug. Aber wo soll die Ausdauer herkommen, die entwickelt, erzieht, stärkt in der Friktion entgegenkämpfender Modemeynungen, Schwärmereyen, Zerstreuungen? Wird sie nicht schon im Embrio erstickt; Noch mehr: Ich sehe

der hervorsprossenden Keime so viele, daß keiner hervorsprossen kann, ohne anderes neben sich zu ersticken. Viele müssen aufgeopfert werden, um einen Spielraum zum Aufwachsen zu verschaffen. Aber Aufopferung erfordert Selbstüberwindung, und Selbstüberwindung eine Kraft, die uns ebenfalls nicht mehr eigen ist. Wir wollen alles erhalten; mithin sind wir in allem unvollkommen. — So verfehlen wir mitten im Ueberfluß der Mittel des Zwecks, weil uns die ordnende Klugheit und Oekonomie fehlt.

* * *

Ich will und kann nicht alle Fehltritte angeben, die uns in diesen Zustand von Kraftserschöpfung, von Schwäche versetzt haben. Vielleicht sind wir zu schnell gegangen. So rasch ging Kultur in der Vorzeit nicht. In keiner Periode des Alterthums brachte ein so kurzer Zeitspann so krappante Kontraste hervor. Wie gieng Sprachkultur, Ausbildung des Raisonnemens, Urbanität der Sitten im feinen Athen einen viel langsamern Gang als bey uns. Jahrhundert war dort Stufenalter; bey uns ists Jahrzehend. Und wie viel mehr Anstrengung bedurfte das einzelne Individuum, um groß zu werden. Alles ging langsamer, aber sicherer. Die concentrirte

Kraft würkte Jahre lang intensivisch, und zeigte dann auch ein edles unzerstöhrliches Metall. So bildete sich durch Absonderung, Concentration und Ausdauer die hinreissende Rednerkunst Demosthenes; so entwickelte sich Sokrat erst im vorgerückten Alter. Und so wurde auch bey uns fast jeder wahrhaftig originelle Geist erst spät groß und originell. Erst spät. Denn selbst entwickelte Originalität ist das späte Resultat eignen Nachdenkens und Anstrengung. Und auch sie nur ist dauerhaft und kraftvoll. Aber frühe Ausbildung, wenn sie nicht durch innere Selbstentwickelung, sondern durch äußere Mittheilung entsteht, trägt nie das Gepräge der Festigkeit.

* * *

Und hier glaube ich den wahren weitführenden Grund unserer Geistesschwäche und Unstetigkeit entdeckt zu haben. Wir sind gar zu sehr von Hülfsmitteln zur Ausbildung umringt. Alle unsere Gefühle, alle unsere Verstandesbegriffe sind Mittheilung. Unserer innern Entwicklung ist zu wenig Spielraum gelassen. Wie können wir Kenntnisse, Wahrheit lieben, die uns geschenkt, mitgetheilt, oft aufgedrungen worden sind, die wir nicht selbst erworben haben? Wie können wir fest an Dingen hangen, die wir nicht als sauer verdientes Eigenthum ansehen können?

Alles, was wir fühlen und wissen, ist Spielwerk, Geschenk freygebiger Eltern. Der äußere Glanz blendet uns; den innern Werth kennen wir nicht. Bringt dem Kinde anderes Spielwerk, so wird er das vorige wegwerfen, durch Schimmer und Neuheit gelockt. Eben so unsere Menschen. Das Neue reizt sie; Rosenschimmer lockt sie an, er mag Wahrheit oder Irrthum umhüllen, unter die Hülle können sie nicht dringen. Die Gewohnheit, immer durch Lorgnetten zu sehen, hat ihr Auge stumpf, blödsichtig gemacht. Daher flattern unsre Meynungen so unstet umher. Daher blendet uns Betrug so leicht. Daher die häufigen Revolutionen der Modemeynungen und Systeme. — Nehmet dem Menschen alle Hülfsmittel der Ausbildung. Er sey seiner eigenen Kraft überlassen. Dann entsteht Finsterniß, wird man sagen. Auf eine Zeitlang, freylich. Aber, wenn er Wahrheit, Erkenntniß erringen muß, wenn er sie nicht so offen und ausgearbeitet hinnehmen kann, als ob sie jetzt vor ihm da liegen, o so werden sie ihm ein theures Kleinod seyn *). Alles, was er weiß, kennt und fühlt, ist Resultat seiner eigenen Kraft!, ein kostbares

*) Wahrheit will errungen seyn. Nicht errungene verliehrt den besten Theil ihres Werths. Das ist so wahr, daß uns immer selbstgefundener errungener Irrthum, theurer seyn

Resultat, welches er sich im Gedränge der Widersprüche nicht so leicht wieder wird entwinden lassen. Und eben diese Selbstentwickelung, diese Kraftanstrengung wird ihm die vorige Energie und Elasticität des Geistes wieder geben, wie Bewegung den Körper des entkräfteten Schwächlings wieder stärkt. Ueberfeine Kultur schwächt den Geist wie den Körper. Der aller Hülfsmittel entblößte Wilde wirft eben so leicht den seinen eigenen körperlichen Kräften überlassenen Europäer zu Boden, als dieser jenen mit seinen künstlichen Hülfsmitteln bemeistert. Durch diese Hülfsmittel ist unsere Muskelkraft und Gewandtheit des Körpers unendlich geschwächt. Eben so haben wir durch luxuriöse Geistesbildung, durch Erleichterungsmittel das Bedürfniß eigener Uebung und Anstrengung niedergedrückt. Und hieraus konnte nichts anders entstehen, als was durch langen Nichtgebrauch unserer physischen und

muß, als mitgetheilte Wahrheit. Es ist eine harte Forderung, ein Eigenthum wieder aufgeben, um welches man Jahre lang gearbeitet hat. Daher die Anhänglichkeit eines Hobbes und Spinoza an noch so falsch kombinirte Systeme. Die jedem Dritten einleuchtende Widerlegung ist unvermögend, den irrenden Denker innerlich zu bekehren, wäre er auch edel und bescheiden genug zum äußern Geständniß, daß er gefehlt haben könne.

moralischen Kräfte entsteht; — sie stocken dadurch. —

* * *

Man hat in unsern Tagen alle Wissenschaften leicht machen wollen. Man hat ihnen das schwerfällige Gewand der Terminologie ausgezogen. Alles sollte simplificirt und der gemeinen Fassungsfähigkeit erreichbar gemacht werden. Hiernach haben alle pädagogische Schriftsteller gerungen. Nie hat man so viel Wissenschaftliches für Kinder geschrieben. Nicht genug, daß es Geschichte, Moral, Physik, für Kinder giebt. Man schreibt Metaphysik, Logik, höhere Algebra — für Kinder. Es gehört zum modischen Geschmack alles — für Kinder zu schreiben. Und freylich scheinen dadurch unsere Erwachsene wieder nach gerade — Kinder zu werden. Das Gutgemeinte will ich dieser Behandlungsart der erhabensten schwersten Wissenschaften nicht absprechen. Man hat mühsame dornigte Pfade, wenig lockend den ersten Blick, mit Blumen zu bestreuen gesucht. Man hat dadurch gemeine Geister, ohne Beruf der Wissenschaften Allerheiligstes zu betreten, dem nützlichen gemeinen häuslichen Leben abgelockt, um sie zu wissenschaftlichen Menschen zu machen. Wer siehet nicht, daß man durch dieses

— wenn ich so sagen darf — entweichende Erleichtern, der Wissenschaft mehr schaden als nutzte. Für ihre Vervollkommung ist es nicht gut, wenn man ihre Schwierigkeiten wegräumet. — Diese Schwierigkeiten können abschrecken, sagt man. — Wen? den unberufenen Schwachen, der nicht Muth hat, sie zu besiegen. An ihm verliert die Wissenschaft nicht viel. Ließ er sich abschrecken, so ist das gerade Beweis, daß es an Beruf ihm fehlte. Ging er muthig den Schwierigkeiten entgegen, so gehört er gewiß zur Zahl der Berufenen, und dann wohl ihm und der Wissenschaft, wenn er viel Schwierigkeiten bekämpfen, viel Dornen wegräumen muß. Mühe veredelt den Werth des zu erringenden Kleinods. Jede Anstrengung wird den Geist entwickeln; Suchen, wird ihm die Gegend bekannter machen. Solche Menschen, unter solchen Umständen gebildet, sind ihrer Wissenschaft nützlich, greifen ihren Gegenstand mit einer Kraft an, die Leidenschaft vervielfältigt, und was erhitzt Leidenschaft mehr, als Schwierigkeit.

* * *

So lange Wissenschaft mit Schwierigkeiten umzäunet ist, so lange sie Stof dem Nachdenken darbietet — so lange muß sie — wenn anders der Geist der Zeit sie schützt und ehrt —

steigen. Ihr Gebiet muß sich erweitern. Aber Erweitern der Wissenschaft ist Werk des Genies. Und Genie enuncirt alle seine Entdeckungen in der ihm eigenen selbstgeschaffenen Sprache, die nur Menschen von höherem Durchschauungsvermögen verstehen. Diese — freylich Geister von einem untergeordneten Range — übersetzen die Gedanken jener schöpferischen Genies in die Sprache des großen Haufens. So ging der Ideenschöpfer Leibnitz vorne, und sein Dollmetscher Wolf folgte ihm. So sammelte Voltaire schon dadurch Ruhm, daß er Neuton in eine gemeinverständliche Sprache übersetzte. So waren vielleicht manche Philosophen des vorigen Jahrhunderts nur Dollmetscher der Ideen eines Bako von Verulam, die für Erweiterer der Kunst galten. So lange dies Entwikeln, dies Gemeinverständlichmachen in einer Wissenschaft fortdauert, so lange scheint sie zu steigen. Aber im Grunde steht sie schon jetzt still, bis die ganze Uebersetzung vollendet ist, und die innersten Geheimnisse der Fassung des gemeinen Menschenverstandes unverborgen da liegen. Nun kann sie ihre Zöglinge durch keine Schwierigkeit mehr locken; ihre Thätigkeit erschlafft. Die Leichtigkeit, mit der sie ihren Gegenstand fassen und erschöpfen, macht sie sorglos. An die Stelle des durch Schwierig-

keit erhitzten Kunsteifers tritt Ekel und Ueberdruß. —

* * *

Es giebt Wissenschaften, die blos durch Terminologie schwer sind. Die Menge der Kunstwörter ermüdet das Gedächtniß und spornt die Aufmerksamkeit. Ohne diesen Vehikel würden alle nähere Bestimmungen aus der Natur der Kunstbegriffe folgen. Sind nun Kunstwörter dem Fortrücken, der Ausbildung der Wissenschaft nützlich oder schädlich? Sie verhindern ihre Verbreitung. Es sind Festungswerke, durch welche sich der Gelehrte in seinen Ringmauern gegen das Eindringen des Ungelehrten schützt. Man könnte sie als eine Finte der Meister der Kunst ansehen, um sich dem Ungeweihten nothwendig zu machen. Ich will nicht läugnen, daß in dieser Darstellung viel Wahres liegen kann. Und man könnte noch immer fragen: ob es nicht gut sey, daß zwischen dem Gelehrten und Ungelehrten eine Scheidewand gezogen bleibe, und daß Terminologie diese Scheidewand sey? — Allein, leistet nicht Terminologie der Wissenschaft gerade den Nutzen, den ihre Schwierigkeit leistet? Wäre alles darin noch so hell und klar, alles noch so richtig verdollmetscht und gemeinverständlich gemacht, so wird doch immer das Studium der Termi-

nologie das Nachdenken fixiren, beschäftigen, und so reellere Schüler bilden. Nach eben diesem Grundsatz, deucht mir, müßte man den Werth alter Sprachen beurtheilen. Hauchte auch kein höherer Genius im tiefsinnigen Plato, so müßte doch der Vehikel uns seinen Ideengang wichtig machen. Die Schwierigkeiten einer so philosophischen begrifsvollen, logischen Sprache, als die der altgriechischen und römischen, haben das Interesse der Wahrheiten, die darin gesagt sind. Das Fesseln der Aufmerksamkeit, und das durch dieses Fesseln veranlaßte tiefere Durchschauen, wird durch die beste Uebersetzung nicht erreicht. —

v. Almendingen.

12.

Was kann die Erziehung dazu beytragen, damit der Mensch in dem Fach, das er sich wählt, vortreflich werde?

Vorgelesen
in der
litterarischen Gesellschaft zu Halberstadt,
den 2ten April 1788.

Diese Frage, die mir wichtig genug geschienen hat, einige Stunden des Nachdenkens darauf zu wenden, die mir auch jetzt noch so wichtig scheint, daß ich glaube, durch ihre Untersuchung dieser angesehenen und einsichtsvollen Gesellschaft für einige Minuten Stof der Unterhaltung liefern zu können; wird vielleicht denjenigen geringfügiger scheinen, die sich, es sey nun aus Gründen, oder bloßen Vorurtheil, schon überzeugt haben: „Der große Mann werde in allen Fächern geboren; d. h. eine angeborne größre Geistes-kraft setze ihn allein in den Stand, sich vor seinen Zeitgenossen auszuzeichnen. Unterricht und Erziehung trügen nicht nur nichts dazu bey, sondern verdürben oft und hinderten die Natur

in ihrer freyen Wirkung." — Mir deucht aber, sich von dieser Behauptung zu überzeugen, kann es höchstens nur Scheingründe geben, und wer es thut, legt den Erfahrungen, die man hat, da in Wissenschaften und Künsten Menschen groß geworden sind, ohne Lehrer gehabt zu haben, zu viel Beweiskraft bey. Denn aus dergleichen Erfahrungen erhellt nur, daß man auch sein eigner Lehrer und Erzieher seyn kann. Doch findet sich auch darunter kein einziges Beyspiel, welches bewiese, das Genie könne der Hülfe fremder Belehrung und Erziehung gänzlich entbehren. Und wie niederschlagend und traurig wär auch, — wenn blos das angeborne Genie sich auszeichnen könnte, — das Loos derer, die keiner so günstigen Geisteskraft von der Natur theilhaftig wurden! Würden sie bey dem Gefühl ihres Unvermögens und ihrer Mittelmäßigkeit noch Muth behalten, nach einem Ziel zu laufen, das sie, schon vorausgesehn, doch nie zu erreichen hoffen dürften? — Aber zum Glück ist es anders. Denn wer den Menschen studirt hat, wird den beruhigenden Schluß daraus gezogen haben, daß die großen Genies in jedem Fach, nicht einzig und allein durch ausserordentliche Talente, entstanden sind; er wird auch gefunden haben, daß die Verschiedenheit der Organisation, das Klima, die Nahrung, kurz die physikalischen

Umstände zwar einigen, aber in der That nur geringen Einfluß in das geistige und moralische des Menschen haben. Um große Männer zu seyn, haben alle bey der gewöhnlichen Organisation gleiche Fähigkeiten in sich, sie mögen übrigens fett oder mager, weiß oder schwarz, Antinousse oder Aesope, Mann oder Frau seyn; mögen am Don oder an den Küsten des alantischen Meers, beym Pol oder unter der Linie wohnen. In allen menschlichen Leibern wohnt ein und eben dasselbe Lebens- und Handelnsprincipium; nur freylich in dem einen bequemer als in dem andern; und dies kann sich in allen in seiner ihm eigenthümlichen Größe auf unzählig mannichfaltige Weise zeigen. Denn die Friedriche und Herzberge; die Newtone, Leibnitze und Euler; die Muschenbröks und Franklins; die Ernestis und Heynens, sind sie die einzigen Beyspiele, die uns zeigen, was zum großen Mann gehört? Muß man nur Held oder Staatsmann, oder Philosoph, oder Philolog und Dichter seyn, um sich auszuzeichnen? oder kann sich auch der Handwerker, er betreibe was er will, und der Landmann, als vortreflicher Mensch zeigen? Ist nicht auch in jedem Stand der edeldenkende Mensch, der ohne Eigennutz zum Besten seiner elenden Mitbürger arbeitet, der von Patriotismus beseelt, oft Lebens- und Glücksretter wird; ist nicht

auch der ein großer Mann und oft größer, als der Held in seinen blutigen Trophäen, und der Gelehrte mit seinem kalten eigennützigen Herzen? —

Am meisten hängt der entschiedne Unterschied der Talente von der Verbindung vieler Ursachen ab, die wir nicht immer wahrnehmen, und auch nicht voraus sehen können, und die man den Zufall nennt. Diesem Zufall sind wir am meisten in den Jugendjahren unterworfen, da sich unser Geschmack gründet und unser Talent entscheidet; da unsre Gewohnheit und die künftige Lebensart bestimmt werden. Da bekommen wir die stärksten Eindrücke, wodurch die Seele zur geschickten Regierung ihres kunstvollen Körpers bestimmt wird, und sind der größten Abwechslung von Gegenständen ausgesetzt: aber Jeder auf unendlich verschiedne Weise, in sehr verschiednen Zeiten, unter unbeschreiblich veränderlichen Combinationen. Da wirkt der Wille des Vaters und die Laune der Mutter, die Regierungsform und die davon abhängende Gewohnheiten, die Glücksumstände, der Rang, die Freunde auf ihn; und dies alles hängt vom Zufall ab. Dieser kann daher Veränderungen in den Menschen hervorbringen, die er selbst nicht gewahr wird; und um so weniger, weil er über sich und die ihn umgebenden Gegenstände nicht viel nachdenkt. Vergnügungen, Ungewohnheit, ehrgeizige Ab-

sichten und andre Zerstreuungen, halten ihn davon ab; seine Eigenliebe macht ihn glauben, daß alles die Frucht seiner eignen weisen und tiefen Ueberlegung sey, was eigentlich bloße Geburt des Zufalls ist.

Und noch einen Grund wider die Meynung der angebohrnen Fähigkeit zum grossen Mann, glaub' ich in einem allgemein bekannten Umstand zu finden, dessen man sich häufig zum Beweis für diese Meynung bedient. Es haben nämlich diejenigen, welche ihrer Erfindungen wegen für ausserordentliche und hervorstechende Köpfe gehalten werden, den größten Theil ihrer Entdeckungen, wie sie selbst gestehen, dem Ohngefähr zu verdanken; und man kann überhaupt nur in so fern eine neue Idee ein Werk des Nachdenkens nennen, wenn sie, während des Nachdenkens über Etwas, aus der verworrnen Menge in der Seele gegenwärtiger Vorstellungen hervorspringt, wie ein Goldkörnchen, aus der ohne Ueberlegung gemachten Zusammenrührung von allerley Materien in der Retorte der Alchymisten. Denn kaum fühlt man die geringste Spur von der neuen Idee, so ist sie wirklich schon entdeckt. Wie kann sie daher das eigenthümliche Werk des angebornen Talents heissen, da dies ja unmöglich einer Wahrheit nachspüren konnte,

konnte, deren Existenz zu vermuthen, es noch keinen Grund und Anlaß hatte. So ist daher das, was den vorzüglichen Geist charakterisiren soll: der erste glückliche Einfall, oft Wirkung eines gehörten Worts, irgend einer Lektüre, einer Unterredung, kurz des Zufalls; und mir scheint es wahrscheinlich: jeder Geist eines andern Individuums, würde in eben demselben Körper, zu eben der Zeit, ganz in derselben Verbindung der Umstände, mit eben dem Glück auf eben dieselbe Idee gerathen seyn. So wie man aber dem Zufall die ersten Entdeckungen schuldig ist, so hat man auch eben diesem die Mittel zu ihrer Vervollkommnung zu verdanken; und eine Erfindung vervollkommen, heißt: zur ersten Entdeckung eine Reihe neuer Entdeckungen hinzusetzen. Also entstehn aus den geringsten Zufällen die größten Genies, die das größte Aufsehn in der Welt machen, wie die Geschichte und die Erfahrung lehrt.

Aber werden wir denn also Alles, was wir sind und werden können, bloß durch den Zufall? Auch das nicht: denn wir besitzen die Freyheit, theils ihn zu veranlassen, theils ihn nach unsern Wünschen abzuändern. Wir dürfen nur aufmerksam seyn, und uns eine Menge von genauen Bemerkungen, wie durch den Zufall große Ta-

lente gebildet worden sind, sammlen; so können wir uns eben derselben Mittel bedienen, um ohngefähr gleiche Wirkungen hervorzubringen; und dadurch die Anzahl großer Köpfe um vieles vermehren. Und diese auf die Erkenntniß von der zufälligen Bildung des Menschen gebaute Entwickelungsmethode seiner Kräfte ist unsre Erziehung, oder — sollte es seyn. Denn in einem Land, wo harte Sclaverey herrscht; in Städten und Familien, wo es keinem einfällt, über Erziehung nachzudenken; ist es sicher bloß ein Werk des Zufalls, wenn sich Jemand findet, der von edler Ruhmbegierde angeflammt, sich berühmt macht; daß ihm seine Absicht gelingt, hängt von der besondern Lebensart ab, die er geführt hat. Dahingegen in wohleingerichteten Staaten, wo man dem Zufall in der Bildung des Menschen dadurch Grenzen setzt, daß man die Leidenschaften der Einwohner zu dem großen Zweck der allgemeinen und besondern Glückseligkeit zu führen weiß, ein solcher Fall eine Folge der Einrichtung des Staats und der Erziehung seyn wird. Sie, die Erziehung, sie sey nun selbst eigen, oder von andern an uns ausgeübt, ist es also, durch die wir werden können, was wir sollen oder wollen; sie sucht die natürlichsten, also besten Mittel auf, und gebraucht auch, um die Menschen zur Erwerbung der von

ihnen verlangten Tugenden und Talente aufzumuntern. Ihr, — geht sie anders recht zu Werke, — bleibt nichts unmöglich. Sie ist Schöpferin des Menschen, sie veredelt seine Anlagen, wie die Kunst der Metalle: denn diese setzt zwar nichts zu ihrem Wesen hinzu, scheidet aber das Unreine davon ab, und entdeckt, was die Natur darin verborgen hat. So giebt auch die Natur dem Genie zwar sein erstes Wesen; aber die Erziehung hebt dasselbe, und säubert es von Allem, was seine Reinigkeit und Vollkommenheit verhindert. Und daher ist es eine sehr wichtige, und für die Menschen beruhigende Wahrheit: „daß der Mensch gleichsam das Produkt seiner Erziehung ist.“ Wir alle haben das Werkzeug oder das Mittel unsrer Glückseligkeit, d. i. unsrer geistlichen und moralischen Vollkommenheit, in Händen. Die Wissenschaft der Erziehung zu einem immer höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen, erfordert unser Wohl, heißt uns die Klugheit; darin liegt Weisheit. — Doch fast muß ich den Vorwurf fürchten, als hielt ich mich zu lang bey der Widerlegung jenes Vorurtheils auf. Aber fast litte die Sache keine kürzere Behandlung, und sie ganz mit Stillschweigen zu übergehn, konnt' ich ohne Nachtheil meiner Untersuchung nicht. In-

dessen kann ich nun desto sichrer meinen Gegenstand behandeln, und meine Gedanken über das, was die Erziehung zur Bildung des sich in seinem Fach auszeichnenden Manns beytragen kann, in der Kürze mittheilen.

Wie es mir vorkömmt, so hat die Erziehung zweyerley zu thun, um den grossen Mann in seinem Fach zu bilden. Erstlich muß sie ihn so vorbereiten, daß er im Stand ist, sich ein Feld für seinen Geist zu wählen, auf dem er sich der Vollkommenheit am angenehmsten und leichtesten entgegen arbeitet; und zweytens muß sie, wenn die Wahl getroffen werden soll, ihn dabey leiten, daß er klug und recht wähle, und das gewählte Fach ihm wichtig machen.

Um aber den Geist des jungen Menschen vorzubereiten, damit er sich ein bestimmtes Fach wähle, für das er lebt, seine Kräfte verwendet, worin er die Wünsche seines edlen Herzens befriedigt, indem er sich wahre Ehre, d. i. Verdienst um die Menschheit, und um die Vervollkommnung seiner Kunst oder Wissenschaft erwirbt; und darin die Belohnung findet, daß er seinen Verstand veredelt, und sein Herz beruhigt fühlt, muß die Erziehung hauptsächlich dafür sorgen: „daß der junge Mensch eine Menge nützlicher Kenntnisse in seinem Gedächtniß sammle und aufbewahre.“

Hiermit muß früh angefangen und ununterbrochen fortgefahren werden, damit die Einsammlung desto reicher ausfalle. Sie kann auf einem doppelten Weg gemacht werden: durch empfangnen Unterricht, und durch Anleitung zum eignen Nachdenken. Beyde Wege müssen aber immer zugleich gebraucht, und keiner unbetreten gelassen werden: denn die einseitige Einsammlung durch blossen Unterricht bildet nur Nachbeter und Automaten, die über die Grenze der ihnen mitgetheilten Wirkungsfähigkeit keinen Schritt hinaus zu thun vermögen. Und die durch blosse Anleitung zum Nachdenken angestellte Geistesbildung braucht zu viel Zeit und läßt den Geist zu arm; ihr muß der Unterricht zu Hülfe kommen, und theils Stoff zum Denken, theils Grundlage für eigne Bemerkungen liefern. Wie es daher bey der ältern gangbaren Schulmethode Fehler war, daß man nur recht viel in den Geist des Schülers hineinpacken wollte, daß man das Gedächtniß mit unzähligen Regeln und Kunstwörtern überladete, die den Verstand, wie Gellert sagt, nur strotzender, aber nicht stärker und gesunder machten: so fehlen wieder viele Lehrer und Erzieher der neuern Methode darin, daß sie aus mißverstandner Philantropischer und Sokratischer Kunst das Gedächtniß ihrer Lehrlinge zu wenig

üben, und dem bedachtsamen Nachdenken, so vortreflich es auch ist, doch so viel Kraft beylegen. Bedient man sich desselben bloß und immer, so mögen dadurch wol viel gute Stubengelehrte, aber rasche Geschäftsmänner, wenig gezogen werden. —

Was nun aber die einzusammelnden Kenntnisse selbst anbelangt, so müssen diese blos solche seyn, die dem Menschen, es sey in welchem Fach es wolle, wirklich nutzbar sind; insbesondre diejenigen, welche man in allen Verhältnissen des Lebens gebrauchen kann: Kenntniß der natürlichen Dinge und der Produkte der Kunst, mit denen wir umgeben sind; und bey den letztern, Kenntniß von ihrem Zweck, nützlichstem Gebrauch und ihrer Verfertigungsart; Verstehn und richtiger Gebrauch der Muttersprache; Bekanntschaft mit dem Schönen und Schicklichen; Kenntniß der guten Sitten, und was zu einem tugendhaften und gerechten Verhalten gehört; die Mittel, seinen Verstand in Ordnung zu bringen, und ihm die gehörige natürliche Richtung zu geben, um sich die Fertigkeit, richtig zu denken und zu urtheilen, zu erwerben. Alle diese Kenntnisse sind jedem Menschen, vom Bauer bis zum König, vom Handwerker bis zum Akademisten, wo nicht unentbehrlich, doch nützlich, und können von geschickten Lehrern,

die selbst, was sie lehren, verstehn, und als praktische Philosophen bey ihrem Unterricht zu Werke gehn, sowol in den Gelehrten- als Bürger- und Landschulen, und im häuslichen Unterricht beygebracht werden. Sie enthalten die Keime, aus denen man die Geschicklichkeit oder die Gelehrsamkeit, kurz das Talent des künftigen Oekonomen, Kaufmanns, Handwerkers, Künstlers, Gelehrten u. s. w. hervorwachsen sieht.

Indem man nun das Kind und den Jüngling auf dem doppelten Weg, der Belehrung und Beförderung des Nachdenkens, zu allen diesen Kenntnissen anleitet; wird man, bey immer reger Aufmerksamkeit auf die allmählige Entwicklung des Denkvermögens seines Lehrlings, stets Gelegenheit haben, zu bemerken, welche Art von Kenntnissen von ihm am leichtesten und besten gefaßt werde? wozu sein Gemüth sich am meisten hinneige? und ob er dazu bloß durch innre oder auch durch äußre zufällige Bewegungsgründe, oder durch diese vielleicht nur allein bestimmt werde?

Auf diesen letztern Umstand Achtung zu geben, ist um so nothwendiger, weil man daraus vermuthen kann, ob der Hang des jungen Menschen zu diesem oder jenem Fach, beständig oder nur zufällig und vorübergehend seyn werde.

Fände man daher, daß der junge Mensch, den man erzieht, einer besondern Gattung von Kenntnissen und Geschäften, lediglich in der Hofnung eines grössern Geldverdienstes, eines angesehenern Amts, mehrerer Bequemlichkeit, öfterer Ergötzlichkeit und dergleichen mehr, sich widmete: so wäre darauf noch nicht zu fussen. Denn so lange der junge Mensch nicht von wahrer unwiderstehlicher Neigung zu seiner Wahl hingerissen wird, so lange er sich nicht darum mit etwas vorzüglich beschäftigt und immer beschäftigen zu können sich sehnt, weil er selbst nicht weiß warum, als etwa, weil ihm nichts lieber und leichter und anziehender ist, als sich mit dem liebgewonnenen Gegenstand abzugeben, so lange ist noch Gefahr, daß ein neues Vorurtheil das ältere in ihm verdrängen, ein neuer Schein blendender Erwartung den vorigen Schimmer verdunkeln, und der junge Mensch, indem er bald auf dieß, bald auf jenes fällt, zum grossen Mann noch untauglich seyn werde. In solchem Fall muß der Erzieher erst noch den Willen seines Zöglings besser und sorgfältiger bearbeiten, damit dieser sich angewöhne, aus edlen Absichten zu wünschen und zu handeln: denn was aus diesen geschieht, ist dauernder und bleibender. Indessen wird ein kluger Erzieher selbst jene unedlern Leidenschaften nicht

unbenutzt lassen: denn es ist bekannt, daß der Mensch durch die Eigenliebe angefeuert, und durch reizende Aussichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht nur die beschwerlichsten, sondern auch die nützlichsten Bemühungen unternimmt.

Hat man nun aber, bey sorgfältiger Aufmerksamkeit auf seinen Zögling, richtig bemerkt: zu welchen Beschäftigungen er am geschicktesten und fähigsten ist; und kann man voraus sehn, daß seine Wahl bey Bestimmung zu einem gewissen Stand, gewiß auf dieses und nichts anders fallen werde: so ist das zweyte Hauptstück, was der Erzieher zu thun hat, dieses, daß er den Lieblings- und Glücksbeschäftigungen seines Zöglings noch ein höheres Interesse zu verschaffen sich bemüht. Aber durch was für Mittel? Etwa dadurch, daß man ihm den Nutzen und die Vortreflichkeit derselben beständig vordeclamirt? Ich fürchte, man werde damit seinen Zweck verfehlen: denn der noch unkundige Zögling wird anfangs leicht glauben, was man ihm vorsagt, und der Enthusiasmus des Declamirens leicht des Rühmens zu viel machen. Davon wird die Folge seyn, daß der junge Mensch sich von seinen Beschäftigungen nichts als goldne Berge und goldne Zeiten versprechen wird, wovon er, je weiter er darin fortgefahren hat, im-

mer desto weniger erfüllt sieht; also gegen Lobeserhebungen seines Lehrers mißtrauisch werden, und wenn die Lockpeise zu seiner Anstrengung fehlt, auch in seinen eifrigen Bemühungen nachlassen wird. Oder etwa dadurch, daß man ihm jede glückliche Bemühung in den erkannten Lieblingsbeschäftigungen besonders belohnt? Dieß bisweilen, wiewol nicht zu oft gethan, thut seine gute Wirkung. Aber immer gründet es in dem zarten Jugendherzen das Laster des Eigennutzes und der Eitelkeit, wovor man Kinder, wie vor der Pest, verwahren sollte. Der junge Mensch wird es dadurch gewohnt, für alles, was er Gutes verrichtet, äussere Belohnung zu geniessen; und es wird ihm schmerzhaft seyn, wenn er als Mann die Erfahrung machen muß, daß die Welt das Verdienst nicht immer belohnt. Er wird unruhig werden, wenn er sieht, daß seine Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit ihn nicht auf die Stufe der Ehre und des Reichthums erhebt, die er beständig vor Augen hatte. In diesem Mismuth wird er die Welt wegen ihrer Undankbarkeit hassen, und nicht länger Lust haben, seine Kräfte aufzuopfern. Daher ist es nothwendig: „daß der junge Mensch frühzeitig umsonst „arbeiten lerne.“

Weit gewisser wird man gehn, wenn man sich folgender Mittel bedient:

1.) Die Anfangsgründe nach einer der Entwicklung der Seelenkräfte angemeßnen Methode, so deutlich und gründlich, als möglich, vorzutragen.

2.) Dabey den Zögling immer selbst arbeiten zu lassen; ja nicht blos in ihn hinein zu dociren, sondern, wie ich schon oben angezeigt habe, Unterricht und Beförderung des eignen Nachdenkens auf eine weise Art zu verbinden; und es ihm nicht zu leicht zu machen, ja selbst da, wo man merkt, daß es ihm nur wenig Mühe kostet, auf neue Schwierigkeiten, die man seiner Anstrengung, als eine nöthige Nahrung, vorlegt, recht eigentlich zu sinnen. Das süsse Vergnügen, das aus dem Gefühl eigner Thätigkeit und Fähigkeit entspringt, und wovon das Selbsterfinden begleitet wird, giebt ein weit dauerhafteres Interesse, als alles Uebrige.

3.) Zu dergleichen Beschäftigungen, woran man dem jungen Menschen mehr Geschmack beybringen will, die besten Stunden des Tags zu wählen. In diesen arbeitet der Geist glücklicher, und das innre Gefühl wachsender Vollkommenheit, zunehmender Fähigkeit, ist die schönste, edelste und bleibendste Belohnung für Fleiß und Eifer, die im-

mer zu befördern und damit zu krönen, ein Hauptgeschäft des Erziehers seyn muß.

4.) Nie den jungen Menschen damit zu überladen; vielmehr ihn bisweilen davon abzuhalten, und dann erst wieder daran zu lassen, wenn man seine Begierde darnach vergrößert sieht. Eltern und Erzieher, welche denken, es recht gut zu machen, wenn sie ihr Kind und ihren Zögling beständig bey den Beschäftigungen des zu wählenden Fachs vom Morgen bis in die Nacht, wie angeschmiedet, halten, erregen dem jungen Menschen nur Ekel und Ueberdruß, statt Geschmack und Interesse; und der Jüngling wird mit Freuden, sobald er dem Haus- und Schulzwang entgeht, auch den ihm lästigen Arbeiten entrinnen, so oft er kann.

5.) Was ausserdem sehr wirksam ist, höhern Geschmack an gewissen Arbeiten beyzubringen, ist folgendes, auf den Nachahmungstrieb des Menschen gegründetes Mittel: daß man sich in Gegenwart des jungen Menschen, besonders wenn dieser müssige Stunden hat, viel und eifrig damit beschäftige; doch ohne die Absicht errathen zu lassen, warum man es thut. Man weiß schon, daß hierin der Grund liegt, warum fast durchgängig die Kinder geneigt sind, das Handwerk oder das Fach ihrer Väter zu ergreifen. —

Die Zeit, und mein Verhältniß in dieser gelehrten Gesellschaft, gebieten mir diese unumgängliche Kürze in blosser Anführung gedachter Mittel zur Erhöhung des Interesse für die erkannten Lieblingsbeschäftigungen des Jünglings; und ich setze nichts weiter hinzu, als daß ich glaube, wenn einsichtsvolle und weise Erzieher sich dieser Mittel gehörig und subjektmäßig bedienen, so wird die Wahl des Jünglings entschieden seyn, und er sich in dem Stand befinden, in dem gewählten Fach, vortreflicher Mann werden zu können; zumal wenn die Erziehung ihm nun auch noch bey der Wahl selbst dadurch zu Hülfe kömmt, daß sie den Jüngling gewöhnt, seine Aufmerksamkeit nicht dadurch zu zerstreuen, daß er sie auf eine Menge von Gegenständen, die nicht zusammen gehören, verwendet. Er muß sich vielmehr gewöhnen, sie zu vereinigen, und ganz auf einen Mittelpunkt zu ziehn, darinn alle Gegenstände und Ideen des Facks, worin er sich hervor zu thun sucht, zusammen fliessen: doch versteht sich, daß dies nicht so genau zu nehmen ist, als dürf' er sich nicht in das Gebiet andrer, nahe mit seinem Hauptfach verbundner, Fächer wagen. Von diesen wenigstens die allgemeinen Begriffe zu haben, erleichtert das Fortschreiten im Hauptfach, und gewährt nützliche Mannichfaltigkeit

des Geschmacks. Nur muß die Hauptaufmerksamkeit auf das gewählte Fach gerichtet bleiben. Wollte der Bildhauer die Politik, oder der Rechtsgelehrte die Dichtkunst mit dem Eifer treiben, als seine Kunst oder Wissenschaft, so lief er Gefahr, in beyden mittelmäßig zu bleiben. Das Streben nach allgemeinen Kenntnissen in vielen Fächern, ist ein Klippe, daran schon viele gute Männer aus Eitelkeit angestossen und gescheitert sind.

Auch wird der Jüngling von der Erziehung noch die Beyhülfe in seiner Wahl mit Recht erwarten können, daß sie als unpartheyische Richterin, untersucht: Ob in seinem Herzen so viel Feuer einer edlen und tugendhaften Ruhmbegierde lodert, als der Schwierigkeit, sich in dem gewählten Fach auszuzeichnen, angemessen ist? und nach diesen Bemerkungen ihren Rath und ihre Anleitung einrichtet. Es ist schwer, in einem Fach groß zu werden, dem sich bereits viele Männer von Talenten gewidmet und es zu einem hohen Grad der Vollkommenheit darin gebracht haben. Wer sich daher nicht fähig fühlt, grosse Nebenbuhler zu übertreffen, der vermeide den Weg, den sie gewählt hatten, und der schon von ihren Ehrenzeichen glänzt. Er betrete eine neue Bahn, so wird er auch noch neues unbekanntes Land

antreffen, worauf sich Ruhm einernten läßt. Der Erziehung kommt es zu, den Grad der Ruhmbegierde des jungen Menschen zu prüfen, und mit dem zu vergleichen, welchen das Fach, das gewählt werden soll, erfordert; ein sehr nothwendiges und verdienstvolles Geschäft: denn sie kann dadurch den jungen Menschen vor Irrthümern bewahren, worin sich schon so viele Männer von Verdienst verloren haben, und die ihn nachmals, wo nicht ins Unglück führen, doch in viele verdrießliche Lagen verwickeln können. Denn im höhern Alter, wo die Heftigkeit der Leidenschaft schon geschwächt ist, wird und kann sich, auch aus noch andern Ursachen, der Mensch in kein neues Fach von Wissenschaft oder Kunst einlassen. — Aber wie erkennt man hier den Grad der Ruhmbegierde des Jünglings am leichtesten und sichersten? Mir däucht: aus dem Grad der Begeisterung, worin man den jungen Menschen durch das Beyspiel grosser Männer versetzt sieht. Zwar leugn' ich nicht, daß ich dieß als den richtigen Maaßstab für die Ruhmbegierde des Menschen überhaupt keinesweges ansehe. Denn Männer, welche ein gewisses Alter erreicht haben, ohne Verdienst zu besitzen, verachten gar zu leicht die Talente Andrer, um sich dadurch über ihren eignen Mangel zu trösten. Allein in

dem jugendlichen Alter halt' ich ihn für den richtigsten, den ich kenne. Denn da giebt es noch keine Bewegungsgründe, das Verdienst und die Talente Andrer herabzuwürdigen. Der Jüngling lebt ja selbst der Hofnung, dereinst die Talente, die man jetzt an Andern bewundert, auch an sich geschätzt zu sehn. Man kann daher sagen: junge Leute sehen grosse Männer mit eben den Augen an, mit denen sie von der Nachwelt bewundert werden. Und so wie man gewissermassen den Werth verdienstvoller Männer nach dem Lobe junger Leute schätzen darf: so kann man auch und noch viel sicherer aus diesem Lobe auf die Hofnung, die man sich von den jungen Leuten machen kann, schliessen. Denn niemand lobt grosse Männer, als wer den ernstlichen Wunsch hat, Einer zu werden. Cäsar weinte bey der Statüe Alexanders, weil er Cäsar war.

G. Huth.

13.

Die Kunst, die Menschen gut zu finden.

Von Johann Joach. Spalding.

Das menschliche Leben ist mit so vielen zufälligen Beschwerden überladen, daß wir nicht nöthig hätten, durch unsere eigene Denkungsart die Sachen um uns in ein Leicht zu setzen, worin sie uns widrig und verdrießlich erscheinen, und also zu unsrem ohnedem häufig gereizten Unmuth noch einen Zusatz machen müssen, und dieses geschiehet doch auch unausbleiblich durch die unglückselige Fertigkeit, Mängel an den Menschen zu entdecken, mit welchen wir umgehen, und schlimme Seiten derselben mit einer solchen lebhaften Empfindlichkeit zu bemerken, die nothwendig die Heiterkeit der Seele störet und verbittert.

Es ist nicht leicht ein Gedanke, der mich zufriedner und vergnügter macht, als wenn ich mir eine Welt, oder damit ich mich so weit als möglich von dieser Chimäre entferne, eine kleine Gesellschaft von lauter guten Menschen vorstelle, von redlichen, billigen, großmüthigen, freund-

schaftlichen Menschen, und wenn ich sie auch sonst nirgends, als etwa nur in einer erdichteten Erzählung anträfe; wenn ich nur einem Grandison von einer guten Familie zu der andern folgen kann, so wallet mein Herz, und ich wünsche mich zu ihnen. Ich würde einer solchen Gesellschaft nicht zumuthen, durchgehends ein großes Maaß von Witz und Verstand zu haben. Die Rechtschaffenheit und Größe des Herzens läßt, trotz einer herrschenden Maxime, schwerlich einen Menschen ganz dumm seyn, und Narrheit kommt ohnedem nie in eine ehrliche Seele, ob sie gleich oft bey dem Witz wohnet. Hierdurch wäre ich dann schon der größten Unbequemlichkeiten des Umgangs von Seiten des Geistes überhoben. Da hergegen einem Menschen, der gerne gut seyn will, nicht leicht etwas unerträglicher ist, als mit Leuten zu thun haben, die bey ihrem Verstande Narren und Böswichter sind. Ohne Zweifel sind die Erfahrungen bey einem jeden hinlänglich genug, ihn zu überzeugen, wie groß die Erleichterung des Umgangs und des Lebens ist, wenn man weniger an seinen Bekanntschaften zu tadeln findet. Ein jeder Mangel, davon ich jemanden frey sprechen kann, eine jegliche gute Eigenschaft, die ich bey ihm gewahr werde, kommt bey der Summe meiner Glückseligkeit in Anschlag, und ich kann mich

nicht enthalten, das Elend derjenigen zu bedauren, die rund um sich her, durch einen beständigen Anblick von Fehlern und Untugenden, beunruhiget und geschreckt werden, es mag nun solches in der Wahrheit seinen Grund haben, oder sie mögen sich diese Gespenster selbst schaffen.

Wenn es also eine Kunst, glücklich zu leben giebt, so bestehet gewiß auch ein Theil derselben in der Kunst, die Menschen gut zu finden. Kunst, die gewiß die Befleißigung eines Menschen verdient, der auch nur zu seinem eigenen Besten weise seyn will, und welche vor manchen andern Absichten und Bemühungen in der Welt, den sorgfältigsten Ernst, der darauf verwendet wird, reichlich genug belohnet. Man kann unmöglich leugnen, daß der zum Theil sehr starke Eindruck, von den guten oder schlechten Gesinnungen und Eigenschaften eines andern, nicht allemal durch die würkliche Gründe der Sachen selbst, und der Wahrheit bestimmt werden, sondern sehr oft von einer Art zu denken abhängt, die wir in mancher Absicht in unsrer eignen Gewalt haben.

Es ist freylich auf beyden Seiten möglich zu irren; aber ich werde nimmermehr denjenigen für unglücklich halten, der ohne einfältige Leichtgläubigkeit, durch eine herrschende Neigung, von

andern gut zu denken, manchmal verführet wird, diesem oder jenem einen größern Werth beyzulegen, als ihm zukommt. So lange ihm die Person, die er in seinen Gedanken über ihr wahres Verdienst erhöhet hat, in Ansehung des Vortheils oder Schadens, gleichgültig, und folglich sein Irrthum von ihm ein blos spekulativischer Irrthum ist, so wird ihn sein Herz darüber noch hinlänglich genug trösten, und er wird sich auch selbst in dem Irrthum gefallen. Muß er sich aber durch sein gutes Urtheil zu seinem wirklichen Schaden betrogen sehen, so ist dieser Schaden doch eben deswegen unendlich leichter und erträglicher, als wenn er ihn sich damit zugezogen hätte, daß er jemanden für schlimmer gehalten, als er ist. In diesem letztern Fall fühlet sich das Herz unfehlbar auf eine gewisse bittere Art, die ihn sehr gerecht strafet, es wäre dann, daß die Empfindung von Recht und Güte bey ihm bereits verloren gegangen, und alsdann ist er so schon unglücklich genug. Ich betrachte daher alle diejenigen mit einer Art des Mitleidens, welche sich der elenden Klugheit des Mistrauens bedienen müssen; und wofern es Umstände, Verbindungen und Lebensarten in der Welt giebt, dabey der beständige Gebrauch dieser traurigen und dabey dem menschlichen Geschlechte so unrühmlichen Klugheit in der That nothwendig ist, so

darf der treuherzige Sclave das Glück des glänzendesten Staatsmanns nicht beneiden, der seines Standes wegen verbunden ist, alle Menschen für Schelmen zu halten. Absichten, die durch dieses Mittel erreicht, Vortheile, die um diesen Preis erkauft werden, kommen für die Ruhe des Lebens viel zu hoch zu stehen. Ich will lieber zehnmal durch eine gar zu gute Meynung von jemand betrogen werden, als ihm einmal durch eine gar zu schlechte Meynung unrecht thun; ich bin in dem ersten Fall noch immer weit glücklicher als in dem letztern.

Vielleicht soll es bey manchen blos ein Werk der Scharfsinnigkeit seyn, daß sie Fehler finden, wo keine sind. Sie glauben mit ihren Einsichten tiefer zu dringen, als andere; sie wissen das verborgene Böse zu entwickeln, und an das Licht zu bringen. Wo man gewöhnlicherweise Tugend und ein gutes Verhalten siehet, da sehen sie falsche Absichten und schlimme Bewegungsgründe, und das nennen sie Kenntniß der Menschen und der Welt. Es kann seyn, daß ein Tadler von dieser Art sich in seinen Urtheilen gar wohlgefällt, und sein Elend ist ohne Zweifel deswegen nicht so groß, weil es gewissermassen von der Eigenliebe versüsset wird, und weil diese Unrichtigkeit seiner Denkungsart mehr von einer Eitelkeit, als von einer Bosheit des Herzens herrühret. Indessen

wird er doch allemal gewisse Ungemächlichkeiten dabey zu empfinden haben, die ihn genugsam lehren können, wie viel besser es für ihn sey, und wie viel vergnügter er leben würde, wenn er die Menschen gut zu finden wüßte.

Die Neigung, Fehler an andern wahrzunehmen, entspringt auch aus einer gewissen misanthropischen Finsterniß der Gemüthsart; man trift Leute an, deren ganze Weise, sich die Sachen vorzustellen, so eigensinnig und verdrehet ist, daß sie sich fast nichts in der Welt wohlgefallen lassen können. Indem sie alles bloß aus einem Gesichtspunkte ansehen, der zumal nicht immer der gewöhnlichste ist, so dünkt ihnen jede Abweichung davon ein Verbrechen zu seyn, das sich nicht entschuldigen läßt, und es ist ihr Unglück, daß sie solche Abweichungen, und folglich solcher Verbrechen überall so häufig gewahr werden müssen. Was nicht gerade auf ihren Ton gestimmet ist, das ist ihnen schlecht, widerwärtig und unerträglich. Sie müssen sich also ihrer Meynung nach, durch eine ganz verkehrte Welt hindurchschrauben, wo sie sich an allen Ecken und Seiten stossen und reiben, und nirgends Gegenden finden, wo sie sich recht sanfte und gemächlich zusammenfügen können. Diese Gemüthsart kann zum Theil natürlich seyn, und dann sind sie schon unglücklich genug: aber ich

glaube doch auch, daß manchmal Hochmuth und Eigenliebe sich sehr dabey einmischt, womit man sich selbst für ein Muster ansiehet, dem niemand ähnlich seyn kann, ohne zugleich tadelnswürdig und strafbar zu seyn. Vermuthlich thut man diesem Charakter auch nicht allemal unrecht, wenn man das verdrießliche Bewußtseyn ihrer eignen Fehler mit für eine Ursache hält, warum sie in der Entdeckung derselben an andern so scharfsichtig sind. Die Erkenntniß ihrer eignen Beschaffenheit, stellt ihnen einen schlechten Anblick vor Augen: die Wahrheit, die sie auf sich selbst führet, demüthiget sie; die Erniedrigung können sie nicht ausstehen; und also deucht ihnen der kürzeste Weg zu ihrem Troste das zu seyn, daß andere eben so schlimm sind, als sie. Unmöglich könnte man mit allen Menschen eben so schlecht zufrieden seyn, wenn man Ursach hätte, besser mit sich selbst zufrieden zu seyn.

Endlich setzt uns die Partheylichkeit in eine solche Stellung, dabey uns mancher unrecht und tadelnswürdig vorkommt, welcher es sonst gewiß nicht seyn würde. Die Anverwandtschaft, die Parthey, die besondere Absichten, das alles thut sehr viel dabey, einen andern Menschen in unsern Augen gut oder schlimm zu machen. Er stehet in Verbindung mit Leuten, die wir nicht lieben; er handelt nach einem Plan, wodurch

der unsrige gestöhrt wird, darum hat er weder Verstand noch Tugend. Was dann Klugheit seyn würde, wenn er uns angehörte, das ist jetzt die arglistigste Bosheit, da die Vortheile, welche er sucht, mit denen, auf welche wir unsere Anschläge machen, nicht gar zu wohl bestehen können. Man redet von seinem Geist, von seinem Eifer in der Freundschaft, von seiner Großmuth, von den Annehmlichkeiten seines Umgangs. Dieses alles bewölken wir mit einem eingeschränkten verdrießlichen Geist der Partheylichkeit, daß er uns in seinem wahren Glanze nicht erscheinen muß. Wir unterdrücken es mit so manchem verächtlichen und bittern Aber, und dies Aber bedeutet doch am Ende nichts anders, als, er ist nicht auf unserer Seite. Auf diese Art ist es kein Wunder, daß wir in unsern Gedanken die Welt mit Dummheit und Bosheit bevölkern, uns selbst, und die kleine Anzahl derjenigen, die mit uns im Bunde stehen, ausgenommen.

Die Kenntniß der Ursachen, wodurch die Menschen veranlasset werden, andere für schlecht zu halten, kann uns auch schon auf die Mittel führen, sie gut zu finden, und uns die Gründe dieser leutseligen Kunst an die Hand geben, die für die Zufriedenheit des Lebens von so großem Werth ist.

Sey selbst gut, möchte ich vor allen Dingen einem jeden sagen, der andere so gern für schlimm hält. Wer seine eigene Seele erst in Ordnung gebracht hat, der wird auch allemal ordentlicher und richtiger von seinem Nächsten denken. Er wird dann auch aus seinem eigenen Beyspiel die Möglichkeit erkennen, daß es gute Menschen geben könne, und vielleicht ist bisher, der durch eine innerliche Erfahrung veranlaßte Zweifel dieser Möglichkeit, eine starke Ursache bey ihm gewesen, alles vor der Faust, ohne weitre Untersuchung, zu verdammen.

Hiernächst ist das bey dieser Kunst, die Menschen gut zu finden, die große Regel, daß man sich gewöhne, sich selbst mit seinen Gedanken in die Stelle des andern zu setzen, dadurch wird sich das Gute an demselben mit einem stärkern Lichte hervorheben, und das, was etwa noch zu tadeln übrig bleibt, wird nicht wenig von seiner anstößigen und beleidigenden Art verlieren. Man siehet dann eine rühmliche That eher, und man läßt ihr auch eher Gerechtigkeit wiederfahren. Der Handwerksmann, der Taglöhner, der nicht betrügt, wenn er es könnte, der ist mir allemal sehr hochachtungswürdig, und da ich manchmal Gelegenheit gehabt, an dergleichen Personen eine Art von Großmuth, von edler Uneigennützigkeit, wahrzunehmen, so habe ich mich nicht enthalten

können, sie mit einer gewissen Ehrerbietigkeit anzusehen. Gemeiniglich bringen wir es unserm Nächsten gar nicht in Rechnung, daß er in diesem oder jenem Stück gut ist. So einen guten Werth wir auf eine jede von unsern guten Eigenschaften zu setzen wissen, so sehen wir doch eben dieselben an andern, als eine Schuldigkeit an, die gar nicht verdienet bemerkt oder hochgeachtet zu werden. Hat er eines oder das andere Gute an sich, so muß er es haben, dafür darf ihm niemand Dank wissen, und das darf auch bey Schätzung seiner Fehler gar nicht in Anschlag oder Abrechnung kommen; ein Verfahren, welches gewiß nicht auf Billigkeit gegründet ist, und davon wir in Ansehung unsrer selbst und unsrer Freunde recht gut das Gegentheil zu beobachten wissen! Viele Menschen würden uns weit weniger verächtlich oder hassenswürdig vorkommen, wenn wir zwischen ihren guten und bösen Eigenschaften gehörig eins ins andre zu rechnen verstünden. Nach einer sorgfältigen und aufrichtigen Vergleichung von beyden, würde der übrigbleibende Unterschied eigentlich den wahren Werth des Menschen ausmachen. Vermittelst dieser Art moralischer Subtraktion finde ich die Menschen viel erträglicher.

Diese Fehler an ihnen werden auch zum Theil wirklich verschwinden, oder doch viel von

ihrer Schuld und Strafbarkeit verlieren, wenn wir sie nicht bloß in ihrer Beziehung auf uns, sondern an und für sich selbst, nach ihren eigenen Gründen und Veranlassungen, beurtheilen. Die Sitten, der Geschmack, die Wissenschaften, die Begriffe und Urtheile von jenen, stossen geradeswegs wider die meinigen an, und sind vielleicht auch nach den Aussprüchen der feineren Welt verwerflich: allein ich werde mich wohl hüten, ihn deswegen der Verachtung, oder eines bittern Tadels werth zu achten, wenn ich bedenke, daß seine Erziehung, sein Umgang, die ganze Verbindung seiner innern und äußern Umstände, ihm schlechterdings keine andere Bahn offen gelassen, keine andere Falten in seinem Verstande, seinem Geschmacke und seinem Betragen möglich gemacht, als die ich wirklich an ihm finde; worin ist er deswegen schlechter als ich, daß er die Sachen nicht von der Seite siehet, von welcher sie ihm niemal sind gezeiget worden? Und worin bin ich besser, daß, ohne alles mein Zuthun, meine Stelle in diesem Stücke anders, und vielleicht (auch dieses bleibt oft noch ein großes Vielleicht) vortheilhafter gewesen?

Ich wollte, daß ich dieses Themiren gehörig bedeuten könnte. Sie hat das Unglück unter Leuten zu leben, die man, wie sie sagt, ganz und gar nicht aussiehen kann; sie ist nicht ver-

mögend, jemand unter ihnen die Schönheiten von den Feenmährchen, von Akajou und Zirschila beareiflich zu machen; sie muß von Korn und Flachs hören, wenn sie von Opern und Redouten, oder nur von Gedichten und witzigen Schriften sprechen will; welch eine erschreckliche Plage für sie! Was für verächtliche Menschen! Sogar eine jede Vorbereitung, ein jedes Kompliment ihrer Nachbarin ärgert sie, weil sie so viel bäurisches darin siehet. Themire würde gewiß manche Stunde vergnügter zubringen, wenn sie über diese Dinge weg, und auf das sehen wollte, was den Menschen näher angehet. Sie würde von ihren Bekanntschaften nach demjenigen urtheilen, was sie haben seyn können. Sie würde begreifen, daß es etwas unmögliches begehren heisse, dieselben anders gesittet und anders denkend haben zu wollen, als sie nach allen ihren Umständen jemals haben werden können. Sie müßte sich dabey immer noch freuen, daß sie dabey nur so gut geworden sind.

Vor allen Dingen aber kann man nicht sorgfältig genug seyn, auf ein Herz von guter Beschaffenheit den Preis zu setzen, den es verdienet. Ein wahrhaftig ehrlicher Mann, der in seinen eitelen Absichten närrisch ist, der niemanden beleidiget, der die Wahrheit über alles in Ehren hält, der ist ganz gewiß noch immer ein sehr leid-

licher und sogar recht schätzbarer Mann im Umgang, und es könnte nicht fehlen, daß nicht mehrere Menschen in unserem Urtheil gut stehen sollten, wenn dies allemal das erste wäre, was wir an ihnen suchten und schätzten. Richtigkeit in den Gesinnungen ist auch natürlicherweise mit einer Richtigkeit in der Art zu denken verknüpft, und beydes zusammen giebt uns den wahren Werth. Was die übrigen Nebendinge betrift, so muß uns der ehrliche Mann in Ansehung derselben vollkommen gut seyn, wenn er darin so gut ist, als er nach seinen Umständen hat werden können.

Indem ich hier die Rechtschaffenheit des Gemüths als die vornehmste Eigenschaft des Menschen angebe und behaupte, daß derjenige, welcher dieselbe an sich hat, keines andern Mangels wegen, uns ganz verhaßt, und unerträglich vorkommen muß; so kann ich mich nicht enthalten, unsern Zeiten zu einem Vorzuge Glück zu wünschen, dessen Entbehrung unsern Voreltern zu einem nicht geringen Vorwurf gereichet. Und dieser Vorzug bestehet darin: daß man anfängt, auch denjenigen Verdienste zuzuschreiben, und sie für hochachtungswürdig zu halten, die etwa in Meynungen von uns unterschieden sind. Es ist noch nicht lange, da der Name eines Irrgläubigen schreckliche Bilder in unsrer Vorstellung

rege machte, was wir Scheußliches und Verhaßtes wußten, das häuften wir zusammen und verknüpften es, als etwas Wesentliches mit der Idee eines Mannes, von dem uns weiter nichts bekannt war, als daß er in diesem oder jenem Stücke anders glaubte, als wir: kaum durfte man es wagen, einem solchen Scharfsinnigkeit, Wissenschaft und Gelehrsamkeit beyzulegen; an die Güte des Herzens war gar nicht zu gedenken. Güte des Herzens, Irrthum! Welch ein offenbarer Widerspruch! oder wenn etwa durch alle mögliche Beweise der gute Charakter ausser allen Zweifel könnte gesetzt werden, so war doch dann Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Geduld, und eine jede andre Tugend nichts mehr werth, so bald sie sich an einem Menschen fanden, der durch eine fatale Verknüpfung der Umstände oder Vorurtheile dahin gebracht wird, daß er gewissen Redensarten einen andern Verstand beylegte, als wir ihnen beyzulegen gelernt hatten. Der Begrif des ihrigen verschlang auf einmal alle moralische Würdigkeit, und in dem Namen eines Ketzers, oder eines Neulings, war alles Abscheuliche so zusammen gefaßt, daß nichts übrig blieb, um deswillen man einen solchen unglückseligen im geringsten hätte lieben oder hochachten können. Die Zeiten sind vorbey; man hat aufgehört, die Menschen darum gleich für

schlimm und hassenswürdig zu halten, weil sie irren. Wir sehen überall, daß unsre Gelehrten auch unter denen gute Leute zu finden, und sie werthzuschätzen wissen, die ihnen nicht gleich denken. Es sollte in unsern Tagen schwer fallen, Beyspiele aufzuweisen, daß man jemands Redlichkeit zweifelhaft zu machen, oder seinen Charakter herunterzusetzen gesucht habe, blos deswegen, weil er bey seinen Umständen gleichsam natürlicherweise andrer Meynung seyn müssen. Man setzet vielmehr lediglich Gründe gegen Gründe mit eben der Gelassenheit, als wenn man nun erst die Wahrheit ans Licht zu bringen suchte; man überläßt dem reinen Verstand des Lesers den Ausschlag, ohne ihn durch rednerische Künste wider die Absichten und moralischen Gesinnungen des Gegners einzunehmen, man getrauet sich ein wahrer Freund eines Irrenden zu seyn, wenn man von seinem redlichen Gemüthe genugsame Versicherung hat, und es fällt niemand ein, daß er deßwegen mit Angst und Abscheu an einen ehrlichen Mann denken sollte, weil sie beyde etwa diese oder jene schwere Fragen verschieden beantworten. Von dieser Seite hat die allgemeine Masse des Hasses und der Verachtung in der Welt um ein großes abgenommen, und das hat man hauptsächlich der großen Grundregel zu danken, daß man den Werth ei-

nes Menschen eigentlich nach der Rechtschaffenheit seines Herzens beurtheilen, und bey allen übrigen Mängeln desselben so viel von ihrer Strafbarkeit und Hassenswürdigkeit abrechnen müsse, als die unverschuldeten Umstände und Veranlassungen dazu gethan haben.

Das Letzte hat uns zu einem besondern und lehrreichen Beyspiele dienen können, was für sorgfältiger Fleiß überhaupt und in allen Fällen nöthig sey, wo der Partheygeist unsere Urtheile beherrschen, und uns von der geraden Wahrheit hinwegführen will; eine Unart, die auch in den gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens unter den Menschen häufig genug vorkommt, und die in manchem Umgang einen Unpartheyischen nicht wenig Widrigkeit und Anstoß verursachet. Unsere Ehre selbst sollte uns so viel werth seyn, daß wir wenigstens unsern zum Nachtheil eines andern angenommenen Sinn nicht äußerten. Der Dritte, den wir auf die Art mit den Merkmalen unserer persönlichen Freundschaft unterhalten, ist vielleicht darin etwas gleichgültiger, und also zur gelassenen Abwägung der guten und bösen Eigenschaften gegeneinander geschickter als wir; er wird es uns gewiß nicht schenken, wenn wir gegen den, den wir nicht lieben, eine falsche Waage brauchen, und seinen Verdiensten durch-

durchaus kein Recht wiederfahren lassen; er wird so fort den Schluß daraus machen, daß wir uns selbst nicht getrauen, uns für seinen Gegner zu erklären, wofern wir ihn nicht in einer schwärzern Gestalt vorstellen, als es der Wahrheit gemäß ist. Er wird uns für Niederträchtige halten, die an jemand erst die schlechten Eigenschaften übertreiben, und die guten verhalten müssen, um die Befugniß zu haben, ihn anzufeinden.

Und wenn auch kein andrer das weiß, und sagt, so wird es uns doch unser eigen Herz sagen; wir werden uns in sehr vielen Fällen einer überaus ungewöhnlichen Empfindung bewußt seyn, daß wir uns Gewalt anthun, denjenigen schlimm zu finden, der uns zuwider ist, daß wir der innerlichen Wahrheit entgegen arbeiten, die uns oft so nachdrücklich zuruft, daß wir ihn doch von dieser oder jener Seite für gut halten sollen. Sind wir dann nicht in solchen Fällen sehr elende Richter, die Ursache haben, sich für sich selbst zu schämen; müssen wir dann unserm Haß zu gefallen, Lügner an uns selbst werden, um nicht offenbare Boshafte gegen einen verdienstvollen und liebenswürdigen Mann zu heissen? Wir sollten also ja billig seyn, trotz aller unserer

niedrigen Partheylichkeit, so viel Herz haben und vergessen, in was für einem besondern Verhältnisse derjenige gegen uns stehet, an dem wir so gern das Nachtheilige finden und zeigen; alsdann werden wir seinen Werth und Unwerth so viel klärer und zuverläßiger einsehen.

Kleanth ist mir im Wege, und ich bin darum oft geneigt zu glauben, daß Kleanth ein schlechter Mensch ist. Aber ich will mir einmal vorstellen, ich wäre ein Ankömmling aus China, oder gar aus einem andern Planeten: ich lernte den Kleanth in allen den Handlungen kennen, die ich jetzt an ihm wahrnehme, ich würde ohne Zweifel alsdann viel Gutes an ihm wahrnehmen. Dieser Kleanth, würde ich sagen, ist großmüthig, höflich, redlich, und der uneigennützigste Freund, aber er hindert den Philirt in seinen Absichten, er treibt seinen Widerstand gegen denselben weit, er ist wohl gar rachgierig und erbittert. Das Letztere ist freylich schlimm, aber deswegen hört er nicht auf, die andern guten Eigenschaften an sich zu haben. Philirt ist auch nicht von allem gegebnen Anlaß, folglich behält Kleanth noch immer einen großen Werth. So würde ich urtheilen, wenn ich ganz fremde, und mit ihm in keiner Kollision wäre. Ich muß auch jetzo einmal versuchen, ob ich nicht ehrlich und muthig genug seyn kann, auch als

ein Feind eben so von ihm zu urtheilen. Ich kann nicht anders, so lange ich unpartheyisch und gelassen bin: aber dann werde ich nicht so heftig gegen ihn reden, und gegen ihn arbeiten können? Desto besser für mich! Ich werde ihm also nur gerade in so weit zuwider seyn, als er wirklich unrecht hat. Und der ganze Kleanth mit allen seinen persönlichen Vorzügen und Verdiensten, wird es nicht mehr entgelten müssen, was etwa bloß seine Heftigkeit oder Rachgier verschuldet hat. Ich will mir lieber die Materie erhalten, mich über seine andern Tugenden freuen zu können, als daß ich sie um eines Fehlers willen, der sich etwa bloß auf mich allein bezieht, insgesammt vernichten und vergessen, und folglich an ihm nichts als Böses finden sollte. Dies wäre die Grausamkeit eines Wüterichs, der eine Stadt voll unschuldiger und unverdienter Einwohner verheeret, weil sie einen Verbrecher unter sich haben. Es würde dieses auch ganz gewiß im Grunde des Herzens für mich etwas sehr quälendes seyn, wenn gleich meine Bosheit mir eine Art des Vergnügens daraus machen will. Eine jede gute Eigenschaft, die ich an meinem Feinde erblicke, wenn er ja Feind heissen soll, ist schon eine Milderung der Bitterkeit, die sonst in mir kocht, und je

mehr ich Stärke bekomme, mich über die kleinen Zirkel unserer Privatmisverständnisse hinauszuheben, desto mehr wird er mir in seiner Vorzüglichkeit erscheinen, meine Hochachtung verdienen, und mich seiner Freundschaft, folglich auch meiner Ruhe näher bringen.

Ich wollte es also allen den kleinen Seelen, die sich in ihren Urtheilen so oft von dieser elenden Seite zeigen, wohl rathen, sich von dem bittern Tadel und von der feindseligen Verachtung derjenigen, die ihnen einmal verhaßt sind, so lange zu enthalten, bis sie die edle und recht menschliche Unpartheylichkeit erreicht haben, mehr die Wahrheit als eine schimpfliche Leidenschaft bey sich gelten zu lassen; oder auch zum Theil nur so lange, als sie unter ihren eignen Freunden, nach aller Welt Zeugniß, noch weit lächerlichere Thoren, und weit niederträchtigere Schelmen finden können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0348
DFG

14.

Ueber den wahren Geist des Patriotismus.

Eine republikanische Rede*)

von Isaak Iselin.

Von einer jeden Tugend liegen die ersten Keime in einem dunkeln Gefühl der Seele, in einem Triebe. Obgleich schätzbar, ist ein solcher noch keine Tugend; er ist noch weit von dem wahren Erhabnen, von der ächten Lauterkeit entfernt, welche ihn zu einer solchen wahrhaftig macht. Erst die aufgeheiterte, die zur Weisheit erhobne Vernunft giebt einer jeden Empfindung, einer jeden Bewegung der menschlichen Seele eine wahre Würde, und dem Menschen die Hoheit, zu welcher ihn seine grosse Bestimmung auffordert.

Mit der grossen, mit der vortreflichen Neigung, welche alle die schönsten und edelsten Neigungen in sich vereiniget; mit der verehrungswürdigen, mit der erhabnen Tugend, welche alle Tugenden, welche alle grosse Eigenschaften der Seele umfasset: mit dem Patriotismus ver-

*) Gehalten vor der Helvetischen Gesellschaft zu Schinznach, den 15 May. 1764.

hält es sich auf die gleiche Weise; und daher fliesset der wichtige Unterschied zwischen der gemeinen und zwischen der edlern Liebe des Vaterlandes.

Die erstere ist die unüberlegte Wirkung eines natürlichen, eines beynahe machinalischen Triebes. Sie liebet was sie umgiebt, was ihr am nächsten liegt; weil sie noch nicht gewöhnt ist, durch das Entfernte, so vortreflich es seyn möchte, gerührt zu werden. Das gegenwärtige Gut, das gegenwärtige Uebel, sind die Gegenstände ihrer Liebe, ihrer Hochachtung, ihres Abscheues, ihrer Geringschätzung. Meistens sind Unwissenheit, Gewohnheit und Stolz ihre Triebräder. Sie ziehet ihr Land und ihre Verfassung oft nur deswegen allen andern vor, weil sie das Bessere nicht kennet. Sie liebet meistens derselben Mißbräuche, weil sie daran gewöhnt ist, sie hasset, verabscheuet alle Verbesserungen, weil diese der Trägheit des Geistes und der Heftigkeit der Gemüthsbewegungen furchtbar sind. Sie liebet oft selbst die häßlichsten Fehler des Staates, weil die Leidenschaften, die Eitelkeit, die Rachgierde, der grobe Eigennutz dadurch unterstützet werden. Sie ist daher meistens ausschliessend; sie findet nur ihr Land, nur ihre Mitbürger, oft nur die Einwohner einer Provinz, einer Stadt, nur die Glieder eines Ge-

schlechtes, eines Stammes, einer Zunft, ihrer Achtung, ihrer Liebe würdig. Nur diese sind für sie etwas: das ganze übrige menschliche Geschlecht nichts. Wie enger sie sich einschränket, desto heftiger ist sie, und desto höher schätzet sie ihren eigenen Werth.

Ich bin weit entfernt, die wohlthätigen Einflüsse zu läugnen, welche dieser mächtige Trieb in die Glückseligkeit der Staaten gehabt hat. Ohne denselben konnten sie kaum entstehen; ohne ihn konnten sie zu keiner Festigkeit gelangen; ohne ihn konnten sie unmöglich erhalten werden; ohne ihn hätte der Edlere, der erhabnere Patriotismus, ohne ihn hätte die wahre Tugend, ohne ihn hätte die ächte Grösse unter den Menschen sich nie entwickeln können; ohne ihn wären die merkwürdigsten Ereignisse unterblieben, welche die Geschichte verewiget.

Er verdienet also unsere Dankbarkeit, unsere Bewunderung, unsere Liebe; wir wären in dem höchsten Grade tadelswürdig, wenn wir unsere Erkenntlichkeit denjenigen versagten, welche in minder aufgeklärten Zeiten, durch denselben den Grund zu der Wohlfarth und zur Glückseligkeit der Völker geleget haben.

Allein, wir wären noch weit tadelswürdiger, wenn wir uns berechtigt glaubten, bey demselben stille zu stehen. Ich scheue mich nicht

es zu sagen, wir wären strafbar, wenn wir in bessern, in aufgeklärtern Zeiten unser Vaterland nicht anders liebten, als auf diese gemeine Weise. Es wäre ein Verbrechen, sich nicht zu dem Edlern, zu dem wahren Patriotismus zu erheben. Dieser ist der Gegenstand unserer Rede. Diesen wollen wir trachten, so viel es unsre schwache Kräfte erlauben, euch theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen, abzuschildern.

Die wahre Liebe des Vaterlandes ist erstlich durch die Quelle, aus welcher sie fliesset, unendlich verehrungswürdiger als die gemeine. Sie ist nichts anders als ein Ausfluß der reinsten Menschenliebe; sie schränket sich nicht in die engen Grenzen eines Landes und einer Nation ein. Mit einem von der Weisheit geschärften Blicke übersiehet der Tugendhafte die unendliche Menge alles Guten, welches für das menschliche Geschlecht gestiftet werden kann. Sein edler Geist umfasset alles, was groß, was schön, was nützlich ist, mit der lebhaftesten Zärtlichkeit. Eine enthusiastische Entzückung reißt ihn dahin; eine menschenfreundliche Traurigkeit bemächtiget sich seiner, wenn er der Ohnmacht gewahr wird, die seiner unbeschränkten Neigung Gutes zu thun, so enge Grenzen setzet. Gedemüthigt, aber nicht darnieder geschlagen, ziehet er seine kühnen

Blicke wieder in das Enge, und schränket dieselben auf das Land ein, welches ihm der Himmel zu seinem Aufenthalt bestimmet hat. Diesem schenkt er seine vorzügliche Liebe, weil er es als die Sphäre ansiehet, welche die Vorsehung, seinem feurigen Triebe Gutes zu thun, anweiset.

Daher, theuerste und schätzbarste Freunde, ist der Patriotismus in den Republikanischen Staaten am stärksten, am merklichsten, am gemeinsten. Daher macht derselbe den größten, den edelsten Vorzug des Republikaners aus. Die Verfassung giebt da dem Bürger die mannigfaltigsten und die ausgebreitesten Anlässe, die größten, die vortreflichsten Eigenschaften des Herzens zu entfalten. Alle Regierungsformen erlauben ihren Bürgern glücklich zu seyn; aber die Republikanische erhebt die Würde der ihrigen weit mehr; sie berechtiget, sie verbindet einen jeden derselben glücklich zu machen, sie eröffnet einem jeden die rühmliche Bahn, die allgemeine Wohlfarth zu befördern; sie fordert einen jeden auf, ein allgemeiner Gutthäter zu werden. Dieß ist der edelste, der erhabenste Karakter der wahren Freyheit, uneingeschränkt Gutes zu thun. Wie vortreflich, wie groß ist nicht dieser Vorzug! Wie sehr adelt er nicht den glückseligen, den weisen Republikaner, der

denselben würdiglich zu nutzen weiß, er ist das wesentliche Vorrecht des Throns, und setzet den Bürger an die Seite des Königes. Wer sollte sich es also nicht zu einer besondern Glückseligkeit rechnen, in einem Freystaate, in einem nicht verdorbenen Freystaate geboren zu seyn.

Je grösser und edler dieser Vorzug des Republikaners ist, desto wichtiger, desto weit umfassender sind auch seine Pflichten. Desto mehr liegt es ihm ob, alle gutthätigen Triebe seiner Seele zu veredeln, zu stärken, zu erweitern: desto mehr ist er verbunden, alle Fehler sorgfältig zu vermeiden, die die gemeine Liebe des Vaterlandes entstellen. Seine erhabene Neigung ist frey von Stolz und Blindheit; sie ist standhaft, sie ist bescheiden; sie ist mehr, sie ist großmüthig, sie ist gerecht im erhabensten Verstande.

Der wahre Patriotismus ist erleuchtet, er schätzet sein Land, er liebt die Vorzüge desselben nicht aus einem blinden Triebe; er wiegt mit einer unpartheyischen, mit einer gerechten Waage die Vortheile desselben gegen jene von andern Staaten. Er gehet weiter; mit einer edelmüthigen Zuversicht dringt sein scharfes Auge in die innersten Fehler seines Vaterlandes. Gleich fern von dem Stolz, welcher den gemeinen Republikaner entehret, und von der Muthlosigkeit, welche den Sklaven darnieder drücket, erhebt

sich seine Seele über alle Hindernisse, welche der Tugend im Wege stehen. Weit entfernt, sich zu überreden, daß sein Vaterland jede Vollkommenheit, jeden Vorzug in dem hohen Grade besitzet, mit dem sich die blinde Eigenliebe des Idioten schmeichelt: noch weiter über das niedrige, über das entehrende Vorurtheil erhoben, welches allen Mißbräuchen eine unbesiegbare Macht zuschreibt, weiß er zuwohl, daß eine jede menschliche Vollkommenheit erhöhet; daß ein jedes Uebel vermindert und endlich zernichtet werden kann. So sehr Vorurtheile, Leidenschaften, Eigennutz, so sehr auch die eingewurzeltste Bosheit den verdorbnen Staat wider alle Eindrücke der Redlichkeit und Tugend verhärten können, ist er doch überzeugt, daß keine Bemühung des Tugendhaften vergeblich, daß keine Absicht der Patrioten eitel seyn kann. Daher fliesset die wahre, die erhabene Standhaftigkeit des weisen, des rechtschaffenen Bürgers. Wenn er glauben könnte, daß seine Tugend für seine Mitbürger, für seine Zeitgenossen, für die Nachwelt verloren seyn würde; wenn er glauben könnte, daß sie ihm, nur ihm Ehre, daß sie nur ihm Vergnügen bringen, und alsdann gleich einer glänzenden Lufterscheinung verschwinden würde: so könnte es ihn vielleicht darnieder schlagen, so könnte er sich vielleicht abschrecken lassen. Allein er kennt die

ewigen Rechte der Tugend, und die unverwelkliche Natur des wahren Guten zu wohl, er weiß zu wohl, daß eine jede edle That unsterblich ist, wenn sie schon von der Menge übersehen, wenn sie schon von dem Neide verdunkelt, wenn sie schon von der Bosheit unterdrückt wird. Dieser tröstliche Gedanke, ein Werkzeug der Glückseligkeit zu seyn auch bey einer Nachwelt, auch bey Völkern, die ihn nicht kennen, die vielleicht den Namen ihres Gutthäters nie hören werden; diese süsse, diese die Seele erhebende Hoffnung bewaffnet ihn wider alle Anfälle der Leidenschaften, wider alle Verfolgungen der Bosheit, wider alle Eindrücke des widrigen Erfolgs. Die Ungerechtigkeit der Grossen, die Wuth des Volkes, der allgemeine Undank, die Gefahr des Lebens, die Gefahr, seinen Ruhm, einen guten Namen zu verlieren, und wenn noch etwas Schrecklichers erdacht werden kann; nichts ist vermögend, ihn von einer Handlung zurückzuhalten, von welcher er weiß, daß sie wahrhaftig gut ist.

So groß diese Standhaftigkeit des Patrioten ist, so sehr ist sie auch von einer jeden unreinen Leidenschaft frey; so sehr ist sie von der Hartnäckigkeit entfernet; so sehr ist sie behutsam und bescheiden. Der wahre Weise ist zu sehr von der lautersten und von der erleuchtesten Liebe des Guten erfüllet; es

brennt ein zu reines, ein zu edles Feuer in seinem Busen, als daß unedle und niedrige Triebe eine schädliche Herrschaft darin behaupten könnten. Die Erhabenheit seiner Absichten bewahret sein Herz vor allen ungestümen Bewegungen; er liebet das Gute, er verabscheuet alles, was demselben im Wege stehet; aber er hasset darum keinen seiner Mitbürger; er bedauert die Schlimmen, er bekämpfet ihre Bosheit, ihren Eigennutz, ihren Ehrgeitz; aber mit einer brüderlichen Zärtlichkeit, als ein Vater, als ein Freund, der sie glücklich machen will, wenn sie ihn auch tödlich hassen; wenn sie ihn auch auf das äusserste verfolgen sollten. Er wäre untröstlich, wenn er sich vorwerfen könnte, daß er der Feind von einem seiner Mitbürger, von irgend einem Menschen seye. Er verehret in einem jeden Sterblichen die unauslöschliche Rechte der Menschheit, und in einem jeden Mitbürger den erhabenen Karakter des freyen Mannes. Da er für sich selbst keine andere Grösse, keine andere Glückseligkeit kennet, so ist ihm anderer Freyheit ein unverletzliches Heiligthum. Er ist zu groß, eines andern Sklave, er ist zu gerecht, eines andern Herr zu seyn. Er ist daher weder der Anhänger einer Parthey, noch das Haupt einer solchen. Er verabscheuet den Geist der Unruhe; man sieht

ihn nie auf der partheyischen Seite eines Menschen; ihn leiten, ihn beherrschen nur die Gesetze und der grosse Gedanke, die allgemeine Wohlfarth; diese allein erfüllen seine edle Seele; diesen allein opfert er alle andern Triebe, alle andere Neigungen seines Herzens auf. Selbst die Leidenschaften, die der Weise nie anders als zuletzt in ihre Schranken zu bringen vermögend ist; die Ruhmbegierde, der Ehrgeitz, die Eifersucht gegen fremde Tugend, weichen bey ihm jener einzigen grossen Empfindung. Seine Tugend wird durch kein Gefühl des Neides entehret. Wenn er eine Ereigniß siehet, welche die allgemeine Glückseligkeit befördert, so schwimmt sein Herz in einer edeln Freude; in demselben verschwindet jedes Gefühl, was ihn auf sich selbst zurückführen, und seine patriotische Wollust vergiften könnte. Er brennet daher mit der reinsten Liebe gegen jedes Talent, gegen jede Tugend. Selbst in seinen Nebenbuhlern verehret und befördert er mit einer wahren Großmuth den Glanz derselben. In jungen Seelen facht er jeden Funken des auflodernden Verdienstes an. Mit einem erhabnen Vergnügen siehet er es täglich heller und mächtiger werden, und auch, wenn es seinen Ruhm verdunkeln sollte, so wünschet er dem Vaterland Glück, das nicht anders als blühend werden kann, da es Bür-

ger besitzet, die ihn an Weisheit und Tugend übertreffen.

Wie die reinste Menschenliebe allein die ächte Quelle des Patriotismus ist; so ist auch der Geist der erhabensten Gerechtigkeit, der alle seine Handlungen beseelt. Erleuchtet, großmüthig, weise, siehet der tugendhafte Bürger nichts für einen Vortheil seines Vaterlandes an, wodurch die Rechte eines andern Staates verletzet, und die Glückseligkeit eines andern Volkes vermindert werden könnte. Dies ist die Natur der wahren Güter, daß kein Mensch, daß kein Volk eines derselben besitzen kann, ohne daß sich die gutthätigen Einflüsse davon auf diejenigen ausbreiten, welche sie umgeben, und daß sie sich nicht ausbreiten können, ohne denjenigen glücklicher, ohne denjenigen verehrungswürdiger zu machen, der ihr seliges Licht wirken läßt. Die Wissenschaften, die Weisheit, die Freyheit, die Tugend, die Religion können nicht bey einem Volke blühen, ohne auch die Glückseligkeit seiner Nachbarn zu erhöhen; und diese sind allein die wahren Güter der Völker. Der wahre brittische Patriot siehet dieselben mit Freuden in dem bescheidnen Helvetien aufleben; mit Freuden siehet der tugendhafte Eidsgenoß die brititsche Tugend ihm vorleuchten. Mit einem zärtlichen und Bundsgenössischen Vergnügen se-

het ihr, theuerste verehrungswürdige Freunde, bey unsern liebenswürdigen Nachbarn die Rechte des Volkes, der bürgerlichen Freyheit und der Menschlichkeit bey Parlamentern verfochten, die weiser, schätzbarer und bewunderungswürdiger als das Brittische, durch eine bescheidene kluge Mäßigung ihre Hitze reinigen, und mit einer edeln Standhaftigkeit die unzähligen Gefahren bekämpfen, welche sie umgeben, mit einer wahren Verehrung sehet ihr sie die gutthätigen Absichten des besten und mildesten Königs wider die Mißbräuche des Eigennutzes, und wider die Kunstgriffe der falschen Staatskunst unterstützen. Auch in dem benachbarten Deutschland, welches sich bisher mit einer Freyheit groß glaubte, die nur für seine Fürsten war, sehet ihr den Geist der wahren Freyheit aufleben, ihr schätzet einen Abbt, der die patriotische Tugend selbst den Unterthanen unumschränkter Herren einflösset. Ihr liebet, ihr bewundert einen Moser, der noch muthiger die unpatriotischen Laster der Fürsten, der Minister, der Bürger bekämpfet. Mit einer lebhaften Wollust sehet ihr in dem äussersten Norden die Freyheit und die Glückseligkeit in dem Schooße des Despotismus blühen, weil die Seele des Fürsten und seiner Minister Heiligthümer der Weisheit und

der

der Tugend sind. Mit einer zärtlichen Betrübniß sehet ihr ein anders nordisches Volk in die Knechtschaft der Grossen verfallen, weil es die Freyheit in der Schwachheit der Beherrscher, und nicht in der Erleuchtung und der Grösse der Seele suchet. Ihr bewundert indessen nicht weniger den patriotischen Geist, der so viele Bürger dieses Reichs (Schweden) beseelet, und der nicht wenig beygetragen hat, den rühmlichen Eifer anzufeuern, welcher die physikalischen und ökonomischen Gesellschaften unter den Eidsgenossen in einen so rühmlichen Wettstreit versetzet hat. So rühret alles Gute, alles Vortrefliche, alles Gemeinnützige, das sich in allen Theilen des Erdkreises äussert, eure tugenthaften Gemüther; so reitzet jeder Ruhm, jede Tugend, jede Vollkommenheit euern Ehrgeitz. So sehet ihr mit einem menschenfreundlichen Mitleiden den blinden, den niedrigen Stolz der Grossen und der Reichen unter allen Völkern, Krieg und Zwietracht entzünden, um Eroberung zu machen, um sich der Schifffarth, um sich der Handelschaft der ganzen Welt zu bemeistern, um allein groß, um allein mächtig, um allein reich zu seyn. Billig bedauert ihr einen Unsinn, der so viele Elende, der so viele Unglückselige machet.

Billig schätzet ihr euch glückselig, daß schon lang weisere und menschlichere Grundsätze die Beherrscher euerer Staaten von solchen verderblichen Gesinnungen befreyet haben.

Glückselige Eidsgenossen! Beneidungswürdige Republikaner! ihr seyd das einzige Volk auf der Erde, welches sich rühmen kann, keinen Feind zu haben, welches sich rühmen kann, aller Völker Freund zu seyn. Ohne Mißtrauen gegen irgend einen der Staaten, die euch umgeben, seyd ihr keinem verdächtig, ihr beneidet keine Nation, und ihr habt keine zu fürchten. Euch erlauben glückselige Umstände, Umstände deren sich vielleicht noch kein Volk zu rühmen gehabt hat, euch als wahre Weltbürger, als wahre Mitbürger aller Nationen anzusehen. Wie grösser die Macht, wie grösser Glückseligkeit, wie grosser der Wohlstand aller Völker ist: desto grösser muß auch der eurige werden. Wie herrlich, wie vortreflich ist nicht dieser Vorzug! Welch einen unsterblichen Dank seyd ihr nicht euern ruhmwürdigen Voreltern schuldig; welche als glückliche Werkzeuge der Vorsehung euch diese unschätzbare Vortheile erworben haben. Welch eine grosse Pflicht liegt euch nicht ob, dieselben würdiglich zu nutzen, und wie könntet ihr dieselben anders erfüllen, als durch die Aus-

übung aller Tugenden, durch die Beförderung aller Wissenschaften, durch die Aufmunterung aller Talente? Diese werden allein das glückliche Band befestigen, welches so viele Staaten vereiniget. Diese werden die unseligen Vorurtheile verbannen; diese werden die wilde Leidenschaften besänftigen; diese werden den entehrenden Argwohn ersticken, welcher euere brüderliche Seelen von Zeit zu Zeit beunruhiget hat, und, o müßte ich dieses nicht beyfügen, noch in diesem Augenblicke beunruhiget. Dies allein kann euch von allen Völkern der Erde zu einem Gegenstande der Bewunderung und der Hochachtung machen.

Verzeiht es mir, theuerste Freunde, Brüder und Eidsgenossen! eine süsse Schwärmerey hat mich dahin gerissen. Ich habe euch aus den Augen verloren, um nur das Vaterland zu sehen. Oder vielmehr, ich glaubte das Vaterland zu sehen, da ich euch sahe. Ich wende mich wieder zu euch, euere Herzen sollen nun entscheiden, ob ich die Liebe des Vaterlandes würdiglich geschildert habe. Meine Seele kann nicht wohl empfinden, als in so fern sie mit den Empfindungen eurer edeln Seelen übereinstimmt. In dieser brennet das reinste, das edelste Feuer, die lauterste Menschenliebe, die erleuchteste Liebe

des Grossen, des Schönen, des Vollkommnen, der lebhafteste Eifer für alles, was schätzbar, und was gut ist. Diese rühmlichen Empfindungen haben euch vereinigt; diese haben die brüderliche Vertraulichkeit gestiftet, welche unter euch herrschet. Edle verehrungswürdige Zusammenverschwörung, die Rechte der Tugend und der Menschlichkeit in seinem eignen Herzen triumphieren zu machen, bewundrungswürdiger Kampf wider mächtigere Tyrannen als die, welche eure Helden vertrieben haben, wider die Vorurtheile, wider die Leidenschaften. O wie schön ist nicht die Bahn, welche ihr betreten, edle liebenswürdige Freunde! wie rühmlich, wie groß ist nicht die Belohnung, welche den Sieger bekrönen wird.

Fahren wir also muthig, fahren wir herzhaft fort. Kehren wir uns nicht an die niedrigen Einwürfe des Neides und der Eifersucht, der Beyfall eines Weisen, eines Tugendhaften sey für uns wichtiger, als der Tadel unzähliger kleiner Geister. Verschmähen wir alle Lockspeise der Ehren und der Reichthümer; sie sind unsrer Blicke unwürdig. Wenden wir unsere Augen nie vom grossen Ziele ab, das uns vorgesetzt ist. Trachten wir, wenn es möglich ist, unsere Liebe, unsere Freundschaft, unsere Vertraulichkeit täglich zu erhöhen; wenden wir alle unsere Kräfte

an, dieselben zu veredeln, lassen wir dieselbe immer zu einer lebhaften Aufmunterung zu der wahren patriotischen Tugend werden. Der Himmel gebe, daß wir jedesmal, da wir uns in diesen glückseligen Gegenden umarmen, uns das Zeugniß geben können, bessere, nützlichere, tugendhaftere Bürger geworden zu seyn. Er wolle unsere zärtliche Vereinigung auf unsere spätesten Enkel fortpflanzen; er wolle dieselben die glücklichsten Folgen davon geniessen, er wolle einen jeden Eidsgenossen, einen jeden Weltbürger empfinden lassen, daß kein Sterblicher in einem höhern Grade glückselig seyn könne, als in so weit er die Glückseligkeit seines Vaterlandes und des menschlichen Geschlechts befördert.

15.

Ueber den Enthusiasmus.

In einem Zeitalter, wo alles mit wilder Kühnheit den Sonnenweg gehen will, wo ruhiger, kaltblütiger Ueberzeugungston verhaßt, wo alles von Erhebung und Aufwallung der Seele, von inniger Empfindsamkeit, von Entzückungen, Ausflügen, Visionen, von warmen Herzen und Blut, von Sehkraft, Freiheit und von der Größe und Stärke der Leidenschaften als dem höchsten und edelsten Vorzuge unsers Jahrhunderts spricht; dürfte nichts leichter zu seyn scheinen, als eine Annalise und Schilderung jener so hochgepriesenen Grundkraft starker Geister, eine Betrachtung über die Gottheit unserer Zeiten — den Enthusiasmus. Und doch gesteh ich's gern, daß ich selten mit der Schüchternheit und einer fast an Gewißheit grenzenden Ahndung, nur etwas ganz unvollkommenes zu leisten, mich an einen Aufsatz wagte, als eben jetzt, obgleich ich so viele Stimmen zu sammeln bemüht war. — Aber klopfte auch nicht mein eigen Herz oft stärker; empfand auch ich nicht Drang der Seele; strebte auch ich nicht kühn dem Uebel und Irrthum

entgegen? Und meine Brüder! wie oft glühete nicht ihre Wange; wie kämpften sie nicht unerschrocken bey den mühsamsten Unternehmungen mit den größten Schwierigkeiten? Wie oft hörte ich's nicht sagen: welch eine enthusiastische Liebe! Wer sah noch nie in seinem Leben, ein für den einzig Geliebten lange Qualen duldendes Mädchen; und jenen unbegrenzten Muth des Jünglings, der all seine Wünsche erreicht, und dann — vereitelt sehen sollte; einen Muth, den Elend und der Gedanke selbst, nicht mehr zu seyn, auf keine Weise beugen konnte! Wie viele starben den freygesuchten Tod fürs Vaterland! Was gilt dem Staatsmann, dem Bürger, Hausvater, Künstler, dem Menschen jeder Klasse der Menschheit, was gilt allen Ruhe, Bequemlichkeit und Vergnügen, wenn ein hoher, edler — Gegenstand ihre Seele in sichtbare Arbeit und ungewöhnliche Thätigkeit versetzt, welche selbst im hohen Winter die Wirkung eines schwülen Sommertages bey ihnen erzeugen! Ja du göttliches Feuer hast oft dem Verbrecher selbst zur Entschuldigung dienen, und deinen Namen zur Beschönigung solcher Thaten geben müssen, welche die unheiligsten waren, wenn sie sich gleich in das Gewand der heiligsten Sache verhüllten! Nie könnte und würde ich ein Lobredner des Enthusiasmus seyn, wenn er es wäre, der blutige

Fußstapfen hinter sich zurückließe, wenn er den Menschen rastlos von Klippe zu Klippe triebe, bis er die jammervolle Bürde nicht mehr zu tragen vermag, und er des Lebens müde, sich selbst zum Todesopfer bringt. — Aber nenn's auch, wer da will, Enthusiasmus; ich kann und darfs so wenig, wie der Stimme derer Gehör geben, die ihn für Unsinn und Anstoß einer wirklichen Narrheit halten. Wir wollen, meine Leser, das Alterthum, die Quelle unserer Kenntnisse auch hier zu Rathe ziehen, und uns nicht durch den Sprachgebrauch verleiten lassen, jede Aufwallung der Seele, die sich auch im Körper äußert, und uns in gewissen Angelegenheiten, Studien und Unternehmungen mit inniger Theilnehmung und ungewöhnlichem Nachdruck reden und handeln macht, für Enthusiasmus zu halten. Vielleicht irre ich nicht, wenn ich glaube, daß man hier in sehr vielen Fällen ein feuriges Temperament, Leidenschaften und Schwärmerey mit dem Enthusiasmus verwechsle, und jene für diesen halte. Doch davon zu einer andern Zeit. Und nun zu euch, ihr Philosophen, Redner, Dichter und Originalschriftsteller vergangener Jahrhunderte und gegenwärtiger Zeiten, die ihr nach meinem Urtheil allein im Besitz des wahren, edlen Enthusiasmus seyd, und über ihn räson-

niet, oder welches mehr ist, deutliche Beweise von ihm gegeben habt.

Die Physik überschreitet gewöhnlich, wenn sie uns den Enthusiasmus erklären will, ihre Grenzen, nimmt, indem sie in das Gebiet der Metaphysik übertritt, eine ganz fremde Sprache an, und so erklärt sie uns den Enthusiasmus als ein inneres Gären und Kochen unserer flüssigen Theile, die eine medicinisch unnatürliche Kraft in ausserordentliche Bewegung gebracht hat. Er bestehe, sagen die Physiker, in einer unverwandten Anstrengung der Phantasie, die den Organen, deren sich die Seele zur Bildung der Ideen bedient, Gewalt anthut, und die Fibern so stark zusammenzieht und erschüttert, daß alle Geister auf ungewöhnliche Art erhöhet und belebet werden. Nach dem Ausspruche eines Andern beruhet er auf einer eben so starken als behenden Einbildungskraft, die sich in einer wirklichen Ausübung dieser beyden Attribute bey einem besondern für sie interessanten Gegenstande äußert. Der Enthusiasmus habe seinen physischen Sitz in der Einbildungskraft, oder in dem einbildenden Organ, das mit dem vagen Nervenpaare und denen, die damit verknüpft sind, eine maschinenmäßige Verbindung hat, indem die Bewegung des Zwerchfelles und der Eingeweide, der Bau der Glieder und die Bil-

dung des Gesichts auf verschiedene Weise alterirt sind. Den mehresten meiner Leser dürfte dies in dem Grade dunkel seyn, wie es für mich selbst unbefriedigend ist. Philosophen und Dichter haben mehrere Ansprüche auf eine Stimme, und sie sind's, von denen wir jetzt einige näher befragen wollen.

Aristoteles oder einer seiner Schüler sagte: der Enthusiasmus entstehe von dem angebornen melancholischen Humor. Plato und seine Nachfolger reden mit einer Hoheit und Entzückung über den Enthusiasmus, die sie die Eigenschaften unserer jetzigen Natur vergessen lassen; indem sie sich die Seelen der Menschen von dem Himmel herabgekommen vorstellen, wo sie lange Glückseligkeiten genossen, ehe sie die Körper belebt haben. In einer nicht mehr gemeinen, alltäglichen Sprache drücken sie sich oft nur zu poetisch und zu wenig philosophisch aus. Durch den Enthusiasmus sagen sie, trennen sich die Seelen von dem irrdischen und sinnlichen, das sie umgiebt, fliegen empor, und suchen sich mit der Gottheit und Seligkeit, die sie ehemals gekannt haben, wieder zu erfüllen. Es ist also dieser Enthusiasmus eine göttliche Eingebung und Ausgiessung, eine Entzückung, die jenes Licht in ihnen wirkt, das sie vom Himmel mit sich gebracht haben. Diese Vision entrückt die Seele

zieht ihre Gedanken an sich, und durchdringt sie mit einer tiefen, innigen Leidenschaft, womit sie dieselbe unversehens belebt. Die verborgene Flamme, wovon sie brennt, und gleichsam die Strahlen davon, äussern sich in den Augen, im Gesicht, in den Geberden, bald in Bewegung, bald in gänzlicher Stille. — — Bey all der Dunkelheit dieser Ideen bleibt indeß so viel übrig, daß die Seele des Menschen in Enthusiasmus erhaben über ihren Körper, mit einer göttlichen Vision, mit einem überirrdischen Schauspiel beschäftiget sey. In ähnlichen Ausdrücken spricht Theophrast, Plutarch und andre mehr; da hingegen die Neuern mit Vater Bako alles mit Phantasie und Einbildungskraft erklären wollen: diese bringen nach ihrer Meinung für sich allein den Enthusiasmus hervor, und giessen ihn in die Seele, indem sie ihr wie auf Leinwand gemahlt in sich selbst die Bilder vorstelle, die sie in diesem Augenblicke entzücken und bezaubern. Hier wäre vielleicht nun der Ort, mich auf eine nähere Erklärung der noch so sehr schwankenden Begriffe, Phantasie und Einbildungskraft einzulassen. Die Dinge selbst sind verschieden, und doch greifen ihre Grenzen so nahe an einander, daß es unendlich schwer ist, einen gewissen Unterschied zu bestimmen und festzusetzen. Ich verweise meine Leser auf das,

was Malebranche, Loke, Candillac, Bonnet und andre mehr darüber gesagt haben, und gehe zu den Aussprüchen der Dichter über, die nothwendig das meiste Licht über eine Sache zu verbreiten wissen bey der es vorzüglich darauf ankommt, daß man sie selbst fühle und empfinde.

Nimmt man dasjenige zusammen, was sie zur Beschreibung des Enthusiasmus in den Augenblicken, da er sie belebt, gesagt haben, so bringt man ungefähr folgendes heraus. Unversehens ergreift anfangs und erfüllt sie ein gestaltloses verwirrtes Chaos, ein tobendes Feuer der ganzen Seele. Sie wissen nicht, wo der Geist hinstürmt, noch woher er kommt, aber sie fühlen ihn Meister ihres ganzen Wesens, und erkennen ihn bald, da sich von der Finsterniß das Licht, das Gold von den Schlacken, der irrdische Theil von dem über sie kommenden himmlischen trennt. Sie fühlen sich voll einer Gottheit, inspirirt, erleuchtet, durch geheime Macht eines höheren Wesens ausser sich selber versetzt. Die Wirbel der gährenden Phantasie werden dann von plötzlichen Blitzen durchkreuzt, von den sichtbar die finsterste Tiefe, der versteckteste Winkel erhellt wird. Lichtvolle Ideen, glänzende Bilder, schmeichelnde, harmonische Gemählde, Vorstellungen, Ausdrücke steigen auf, zerplatzen, begegnen, paaren, reiben sich an einander wie

elektrische Funken, und beleuchten hohe Gegenstände, Schwinge der Entzückung, Bilder und Scenen, die bey nüchternen Augenblicken den Dichter selbst in Erstaunen setzen. — — All diese Empfindungen nun, die immer mit einer gewissen Ungeduld sich zu äußern verbunden sind, deren Bewegungen sich hinter einander herdrängen, dieser plötzliche Tumult, jenes Gewimmel von neuen Ideen, die sie belustigen, bezaubern, und mit inniger Wollust erfüllen, wirken bald mechanisch auf den Körper, und zeigen sich in Geberden, die niemand versteht, bald treiben sie ihre Geister, und schleudern gleichsam die Vorstellungen haufenweise von sich. Daher scheint nun der Dichtergang oft verwirrt, unterbrochen, ein felsigter kluftvoller Weg unzugänglich dem, der selbst nicht begeistert ist, und die von dem Dichter weggelassenen Ideen nicht auszufüllen vermag. Deswegen ist Pindar für die mehresten unverständlich, und deswegen Horaz von so wenigen begriffen. Demokrit schloß die nüchternen Dichter vom Helikon aus, und Plato behauptete: die Poesie des Rasenden sey besser, als die des Weisen. Hier ist denn zugleich der Ursprung jener Trunkenheit, jener Feuerflammen; Ausbrüche der Seele, Entzückungen in neue Sphären und Welten. Bald ist Pindar ein reissender Strom, bald wälzt er gesetz-

los kühne Dithyramben. Horaz verwandelt in einen Schwan wird von stärkern und ungewohnten Schwingen hinweggetragen. Ovid fühlt einen Gott, der ihn entzündet, eine höhere Macht, die ihn beseelt. Hesiodus sagt: arm an poetischer Kraft ward mir auf einmal von den Musen Scepter und Lorbeer gegeben, und ich ward Dichter. — Voll von Wahrheit und göttlichem Feuer über sich selbst und weit über die gemeine Weise erhaben, spricht Tasso, reden die Dichter gleichsam mit einem andern Geiste und in einer andern Sprache. Cicero, nicht mehr Redner selbst Dichter, schreibt den Dichtern eine göttliche Kraft, einen himmlischen Instinkt des Geistes zu, gibt an einem andern Orte die Natur ihnen zur Lehrerin, und zum Wegweiser einen göttlichen Geist. Wem endlich sind jene Schilderungen unbekannt, die uns den Enthusiasmus als eine inbrünstige Neigung darstellen, auf eine neue und ungewöhnliche Art zu reden oder zu schreiben, die aus dem Schooß der Gottheit herkommend nur wenigen Seelen in der Schöpfung mitgetheilt wird?

Die beyden Hauptkaraktere, die nie bey dem wahren Enthusiasmus der Dichter fehlen, sind nach all jenen Aussprüchen die Neuheit, das Große, Wunderbare und Erhabene ihrer Gegenstände, und die Wirkung ihres Vortra-

ges bey denen, die sie hören oder lesen. Sie selbst glühen und weinen, zittern und drohen, kämpfen für die gute Sache, erheben die Tugend, Schönheit und edle Handlungen. Keine todte Statuen, kein seelloses Gemählde sind ihre Schauspiele und Scenen. Und wer sie liest oder hört, weint mit ihnen, fährt von der Gewalt ihrer Leidenschaften getrieben in die Höhe, wenn seine Natur anders fähig ist, ihre Eindrücke anzunehmen. Und diese Mittheilung zu begünstigen, haben sie die ganze Schöpfung zu ihrem Dienste, rufen Lebendige und Todte hervor, Nationen und Jahrhunderte erscheinen, die Nachwelt enthüllt sich, Himmel und Hölle schliessen sich auf.

Ehe ich nun die Definition des Enthusiasmus selbst gebe, sey's mir erlaubt einige Symptomen desselben hinzuzufügen, die man bey den mit ihm vertrauten Geistern bemerkt. Beym Gewühl regelloser Empfindungen kommen sie sich selbst zuerst schwer, gedrengt, gefesselt und belästigt vor. Nach und nach arbeiten sie sich los, schwingen sich über die Materie, über den Nebel und Schatten empor, und lassen die Maschine und Bürde ihres Körpers zurück. In der Höhe reinerer sich selbst geschaffener Sphären erfinden sie leichter, und sehen auf allen Seiten neue Dinge entstehen; Bilder und Empfindun-

gen drängen sich herzu, Farben, Harmonien und Prospekte bieten sich ihnen freywillig wie dem Amphion die Steine an. Nun stehen sie vor einer erleuchteten, belebten und vollen Schaubühne, ihr Geist selbst aber leitet das ganze Spiel, doch kein ungewisser strauchelnder, jetzt ein sicherer, erhabner hellblinkender Geist. Und dieses alles geschiehet schnell in einem vorüberströmenden Augenblick, den man nicht willkührlich herbeyrufen kann, und der dann die Dichter unwiderstehlich zum Pinsel oder Feder treibt, um ihren Erscheinungen und Gefühlen Körper, Leben und Farbe zu geben. Ohne Mühe finden sie nun die stärksten und lebhaftesten Ausdrücke, sind gleichsam verwandelt in diejenigen Personen, welche sie darstellen, und vermissen sie die eigentliche Farbe, den wahren Ausdruck aus Schuld der Muttersprache oder aus eigner Schuld, (welches doch aber nur selten der Fall ist); so ergänzen sie es mit Figuren und Bildern, nehmen fremde Sprachen zu Hülfe, oder stempeln sich selbst ein Wort, und alles stehet da lebend und wahr und geistvoll, ein herrliches Ganze von der angemessensten Harmonie und einer allbesiegenden Kraft. Denn so wie der Enthusiasmus, wenn die Arbeit vollendet ist, eilt, um sie von andern fühlen und empfinden

zu

zu lassen, so wie er ohne Zurückhaltung und Bescheidenheit sein Feuer nicht einschliessen oder verbergen kann; so findet er auch überall keinen Widerstand, überzeugt und erschüttert nach Wohlgefallen, strömt die Macht seiner Leidenschaften über andre aus, und gleichgültig oder gar gegen ihn eingenommen werden sie besiegt.

Aus diesen bisher angezeigten Eigenschaften des Enthusiasmus werden wir uns itzt eine Vorstellung von ihm, aber auch nur in dem Grade deutlich und vollständig zu machen im Stande seyn, wie sie sich in all den Fällen erwarten läßt, wo unsere Seele über ihr eigenes Wesen philosophiren, und sich zugleich thätig und leidend verhalten soll. — Ich glaube indeß, daß man am richtigsten das Wesentliche desselben in diesem Begriffe zusammenfasse: der Enthusiasmus besteht in einer schnellen, unvorhergesehenen Erhebung einer großen Seele, bey der sie von erhabenen und neuen Gegenständen tief bewegt ist, und mit hinreissender Gewalt Andre mit sich fortzieht. Sehr vieles könnt ich nun noch zur Bestätigung und Erläuterung dieser Definition sagen, aber ich verweise meine Leser auf ein neues und sehr schätzbares Werk des Italiäners Be-

tinelli *), der anschauender und sinnlicher als alle seine Vorgänger über den Enthusiasmus geschrieben hat. Zum Schlusse werde ich nur noch etwas ganz allgemeines die Geschichte des Enthusiasmus betreffend sagen, und in einer nächstfolgenden Abhandlung die verschiedenen Klassen desselben bestimmen, und von den Umständen reden, die vorzüglich für ihn günstig sind.

Der ewige Zirkel, in welchem durch alle Jahrhunderte Künste und Wissenschaften sich herumdrehen, findet sich auch beym Enthusiasmus. — Barbarey und Unwissenheit machen den Anfang, man kommt auf mühsame aber geschmacklose Arbeiten, dann erreicht man das Schöne, verfällt darauf ins Gekünstelte, und endet zuletzt mit Unsinn und Karrikatur. Bedauernswürdiges Jahrhundert, in welchem die letztern Epochen sich zusammen vereinen, ach, wärst du doch nicht das unsrige! — Der Enthusiasmus scheint zuerst in der finstern Nacht eines dicken Waldes zu ruhen, und wenn er gleich mit dem Menschen da ist, wie die Gottheit ihrem Geschöpfe stets gegenwärtig; so sind seine Aeußerungen doch so schwach und flüchtig,

*) Bettinelli über den Enthusiasmus der schönen Künste. Aus dem Italiänischen. Bern 1778.

daß er ohne alle Wirkung dahindämmert. Dann aber, wenn Unwissenheit und Verwilderung zu schweigen anfangen, erhebt auch er sein glänzendes Haupt, und erregt beym blödern Volke ein Erstaunen, gleich dem hellen Schein der Sonne, in dem Auge des im finstern Kerker Jahre lang verschlossenen Unglücklichen. In diesem jugendlichen Zeitalter erscheint nun freilich der Enthusiasmus zwar noch in einer rohen Form, aber doch zeigt sich auch hier schon eine unwiderstehbare Kraft; — endlich besiegt er all das, was ihn fesseln und unterdrücken wollte, gewinnt nach überstandenem Kampfe das offne Feld, und nun ist seine Macht und Herrschaft wunderbar über alle Künste und Geister, geht von Nationen zu Nationen, und befriedigt sie alle. Damit aber ist sein goldenes Zeitalter auch zugleich geendigt, der Mensch nach seiner Weise rastet nicht, fühlt nach befriedigtem Bedürfniß den Ueberdruß der Sättigung; das Gangsame wird überladen, das Geschmückte wieder geschmückt, das Schöne verschönert, das Große vergrößert. Man hört nicht mehr die stillschweigenden Verweise jener Denkmähler, die durch Simplicität vortreflich waren, man findet sie zu einfach, zu furchtsam, und das Licht des Enthusiasmus ist nicht mehr das Licht der allbefruchtenden Früh-

lingssonne, es ist die belastende Schwühle des Sirius. Sein Geschmack ist nicht mehr für reinen Wein, sein Gaumen ist stumpf, und fordert mehr reizbare Getränke. Visionen werden Wahnsinn, Rapidität Zügellosigkeit, das Große gigantisch, das Wunderbare monströs. Die Schnitter mähen die Aehren ab, und der Sammler findet hier und da eine zurückgebliebene stehen. — So gehts auch Dichtern und Künstlern bey der Ideenschöpfung, die Nachahmer suchen ihre Meister zu übertreffen, und gebähren einen Fehl. Es giebt nur eine heilige Familie des Raphaels, so wie nur eine Nacht des Corregio, und wie viele haben jene verunheiligt, und dieser ihre schöne Finsterniß geraubt? Noch andre glätten und feilen so lange an den Alten, bis sie dem kostbaren Edelgesteine elendiglich seinen ursprünglichen Glanz benehmen. — Der auf die Kultur folgende Luxus gereicht zum Verfall, man verlangt alles versüßt und in einem Ueberflusse, der im Grunde weniger kostet als Simplicität. Dann aber schwingt sich auch bald der falsche und unächte Geschmack auf den Thron, von seinen Anhängern unterstützt verwirft er das ewige Gesetzbuch der Natur, und wird ein Sklav, wie Menschen es werden, die Freyheit ohne Gesetze genießen wollen. — Wer diese Skitze zu einer Geschichte des Enthusias-

mus weitläuftiger ausführen will, der nehme den Plan dazu aus den Geschichten der Völker, von denen der Enthusiasmus sich stufenweise bis auf unsere Zeiten fortgepflanzt hat. Gräzien ist das Vaterland desselben, und hier übertraf der Schüler den Meister, der Grieche den Aegyptier; die edelsten Römer bleiben weit hinter ihren Originalen zurück, und doch hat Italien stets den Vorzug vor allen andern Nationen in der Nachahmung jener großen Muster behauptet, wovon die Ursachen nicht schwer zu entdecken sind. Man vergleiche die Alten mit den Neuern, und man dürfte die vorhergehende Schilderung nicht unwahr finden. Fenelon, la Fontaine, Bossuet, Voltaire und mehr als alle, Pope haben die Griechen in vielen Stücken übertroffen, aber gewiß nicht dadurch, daß sie unverfälschter und treuer die Natur kopiert hätten. Milton und Homer haben beyde Welten geschaffen, aber der erste keine Welt für uns. — —

Wenn ich meine erste Abhandlung über den Enthusiasmus mit den großen, nie genug bewunderten Namen Milton und Homer beschloß, so will ich sie jetzt meinen Lesern noch ein

mal ins Gedächtniß rufen, und diesen die gleich großen, wenn gleich sanftere Namen Virgil, Petrarch und Racine an die Seite setzen, damit der Übergang zu dem, was ich noch zu sagen habe, zu einer Beurtheilung der verschiedenen Klassen des Enthusiasmus zugleich gebahnt sey. Man giebt gewöhnlich zwey Gattungen des Genies an; dieses nennt man groß, stark und feurig, jenes hingegen sanft und liebenswürdig. Und diese Eintheilung ist in der Verschiedenheit der Naturanlagen und der Erziehung völlig gegründet. Eben dieß läßt sich nun auch noch besonders auf den Enthusiasmus anwenden: es giebt einen der ersten und einen der zwoten Ordnung. Jener ist eine freye, uneingeschränkte, ungestümme Flamme, dieser ein gemäßigtes Feuer, ähnlich der gleichen Wärme des Bluts, die sich durch einen gesunden Körper verbreitet. Jener ist Fiberhitze, die nach dem Kopfe zustürmt, hin und her tobt, in ihren Ausbrüchen aber auch Schönheiten und Wunder zurückläßt, die man bey dem andern vergebens sucht. Dieser hingegen ist mehr mit dem guten Geschmack verbunden, eine Frucht der Zeit und der Kultur; ruhiger und versteckter als jener, entlockt er Thränen dem weichern, gefühlvollern Herzen, macht selig durch wollüstigen Schmerz, entzückt die Seele, aber berauschet sie nicht.

Vielleicht finden auch meine Leser ein treffendes Bild für die beyden Gattungen des Enthusiasmus in einer Vergleichung, nach welcher mir die erste Art dem freygebornen, edlen, kühnen oft aber auch etwas rauhen Republikaner, die zweyte dem weichen, höchst verfeinerten, kultivirten Hofmanne, der stets in Wollust athmenden Gerüchen schwebt, und dessen Moral eine Hofdame ist, höchst ähnlich zu seyn scheint. Die Unterscheidungszeichen dieser verschiedenen Talente sind durch die Natur selbst schon bestimmt. Der hohe, feurige Enthusiasmus nimmt seine Bilder vom Himmel und von der Sonne, dem Weltmeer, Felsen und Stürmen her, wenn der sanftere Dichter dagegen mit Farben mahlt, wie die Morgenröthe sie hat; an silberfarbigten Bächen und lieblichen Hainen seinen Hirten die gesegnete wollreiche Heerde treiben läßt, wo sanfte Zephyre den Sang der schwärmenden Nachtigall hinzuführen, und den Hirten ein Lied, das Lied für seine Daphne lehren. — Eben so verschieden ist denn auch die Wirkung dieser Gattungen. Die eine reißt uns hin, setzt uns in Erstaunen, ergreift uns mit Gewalt; da das Schöne der andern uns näher noch interessirt, weil es mehr auf Herz und Empfindung als auf Erhebung und Bewunderung abzielt. Diese besieget uns mit ihrem sanften, jene mit ihrem

erhabenen Wesen. Beyde Gattungen sind vortreflich, und der Vorzug, den wir der einen vor der andern zu geben pflegen, beruht allein darauf, je nachdem wir mehr oder weniger für eine von den Klassen des Enthusiasmus organisirt, für diesen oder jenen Geschmack gebildet sind.

Was sind nun aber für Umstände, unter welchen der große fähige Geist vorzüglich gebildet werden kann? Was für eine Erziehung, äussere Umstände, welche Regierung ist dazu am geschicktesten? Fragen, die sich eben so schwer entscheiden lassen als diese: welches Klima den Enthusiasmus am meisten befördere, welches Alter ihm am günstigsten sey, und was für ein Temperament vorzüglich dazu geschickt mache? Die Erfahrung widerspricht hier sehr oft der Spekulation; man betrachte das folgende daher größtentheils nur als Räsonnement. Ich mag hier nichts ausführliches über Erziehung sagen, theils weil wir unsre Gedanken hierüber in einer andern Abhandlung vortragen, theils aber auch weil der Schild des guten Geschmacks und der wahren besten Methode allenthalben jetzt aushängt, und man doch die Wissenschaften und Künste an den meisten Orten nur als eine Waare feil hat. Was kann dem Enthusiasmus wohl schädlicher seyn, als jener Zwang, all unsere Kenntnisse in Systeme, und die daher ent-

standenen Sekten und Sophistereyen; der Eigensinn und das Ungeschicke so vieler Lehrer, da auch noch jetzt dieser Stand verschiedener Ursachen wegen so wenig von Männern gesucht werden kann, die des großen Geschäftes der Erziehung würdig sind? Wie viele Schulen haben nicht noch in unsern Tagen das Ansehen finsterer Gefängnisse, die zum Aufenthalte von Kerkermeistern und sklavisch zu behandelnden Geschöpfen bestimmt zu seyn scheinen sollten? Nirgends zeigt sich mehr die Gewalt des Vorurtheils als eben hier, und es ist noch jetzt nicht viel mehr als ein bloßer Wunsch, daß man aufmerksamer auf die natürlichen Anlagen für den Nutzen des Vaterlandes seyn müsse, wenn man einen fähigen Kopf, der etwas großes zu leisten im Stande ist, auszubilden vor sich hat. Auf diesen Gegenstand richteten die Alten ihr Hauptaugenmerk und erhielten in den verschiedenen Ständen die großen Muster, an denen wir uns nähren, und durch das Große und Erhabene in ihren Arbeiten auf den wahren Enthusiasmus lenken sollten. — — Musik und Gesang sind nächstdem ein vortreffliches Mittel, unsere Seele zu erheben, und gewiß dem Weine und andern erhitzenden Getränken weit vorzuziehen, obgleich ich gern einräume, daß Dichter im nüchternen Muthe vortreflich den Wein besungen ha-

ben, wenn sie oft nur Wasser tranken. Aber wer fühlt sich nicht innigst bewegt, oder wie man in der alltäglichen Sprache nicht ganz unschicklich zu sagen pflegt, wer wird nicht begeistert, wenn man die Lolli's und Benda's, die Mara und Hellmuth, die Sprache und den Ton des Himmels (man wird diesen Ausdruck nicht mißverstehen) führen hört? Von mir wenigstens muß ich's gestehen, und warum sollt ich's auch nicht öffentlich sagen, daß ich Künstlern dieser Art den besten Theil meiner sanftesten Empfindungen, und auch ihnen vorzüglich meinen Hang und meine kleine Fähigkeit zum Dichten in einem Lande schuldig geworden bin, bey dessen Karakteristik seiner Einwohner irgendwo ein Schriftsteller sagt, daß die Liebe zur Musik ihre Sitten sanft und ihre Denkart edel und groß gemacht habe. Indeß bleibt auch der Wein wie jedes andre Getränk, das gleich diesem unser Blut munter und durch die Stärkung des Magens unser Hirn frey und heiter macht, bey einem bescheidenen Gebrauch ein kräftiges Wirkungsmittel. Der Enthusiasmus erfordert ferner eine gewisse innere Behaglichkeit, die sich auf äussern Wohlstand und ein gutes Bewußtseyn seiner selbst gründet, gute und gesunde Organen, gleich vertheilte und wirksame Säfte, gleichgestimmte Sinnen, überhaupt den ganzen

animalischen Theil her und kraftvoll wie des Morgens in einer frischen unverfälschten Luft, auf lachenden Hügeln, bunten Wiesen, oder auch im einsamen Walde mit unbefangenem Herzen und frohem Muthe. Ein Leben übrigens außer dem Geräusch, nicht zu stark mit Geschäften und Sorgen überladen, ein belebender Umgang, die innige Liebe eines seelenvollen Geschöpfes, der stete unverwandte Blick auf die Werke der Kunst, litterarische Muse und Anlässe zu sanften Leidenschaften und gesellschaftlichen Tugenden, das, das alles wirkt und schaft Erhebung der Seele.

Die Regierungsart verdient noch eine besondere Untersuchung in Ansehung ihres Einflusses auf den Enthusiasmus. Freyheit überhaupt ist die Mutter desselben, da wo er mit ewigen Einschränkungen und Bedenklichkeiten, mit zu vielen Rücksichten zu kämpfen hat, verliert er gewiß den Muth, und unter den Umständen bringt auch der fähigste Kopf nichts großes, nichts ungewöhnliches hervor. — Aber auch Kultur und Reichthum eines Staats sind mächtige Beförderer des Enthusiasmus. Beym Anfange politischer Verbindungen hat das Genie keine Gelegenheit sich zu äußern. Alle Empfindungen sind kriegerisch, alle Hände sind beschäftiget zu gewinnen, und das Gewonnene zu behaupten. Stär-

ke des Körpers ist die Folge davon, und findet man ja schon etwas von den schönen Wissenschaften, z. B. von Musik und Poesie; so ist's der Schall der Trompete, die zu den Waffen ruft, und ein rauher Sang zur Ehre eines Sieges oder Feldherrn. — Aber bald entsteht Ungleichheit der Güter, und die, welche mehr Muße haben, suchen zugleich ihre eignen Vergnügungen. Der Friede bringt Industrie hervor, und dann zuletzt erhebt sich auch das Genie. — Die Geschichte lehrts, daß kleinere Staaten und Republiken dem Enthusiasmus immer günstiger waren, und man wird sich auch schon durch politische Gründe davon überzeugen können, da in diesen Regierungen die Einwohner durch mehr Verhältnisse verbunden sind, da ihr gemeinschaftliches Interesse verwickelter ist, und die Beyspiele näher und stärker wirken. In großen Staaten hingegen kann sich die Wärme des Stammes den weit ausgedehnten Aesten nur wenig mittheilen, und oft geht darüber der ganze Stamm verloren. Dieß sey zugleich ein Fingerzeig für meine Leser, welche oft über gewisse Veranstaltungen, Gebäude und Monumente unserer Vorfahren erstaunen, und keine Gründe dafür wissen, wie sie dieses zu leisten fähig waren, und warum wir ihnen so sehr nachstehen. Man denke nur an ihren damaligen Handel, an

die Uebereinstimmung, die alle Bürger in gleichem Eifer erhielt, und an die Liebe fürs Vaterland und an die Freyheit, die alles zu thun vermögend ist. Müßiggang und Privatinteresse mit Aufopferung des allemeinen Wohls, waren die schändlichsten Laster. — Republiken haben noch ein besondres Beförderungsmittel des Enthusiasmus vor andern Regierungen voraus. In jenen hat die Tugend überhaupt und das Verdienst aller Art Ansprüche auf Ruhm und Belohnung zu machen; das Vaterland vertheilt diesen Preis gerecht unter allen seinen Söhnen: in Königreichen fällt aller Ruhm auf einen Einzigen, und Ehrendenkmähler für andre werden höchstens nur nach ihrem Tode errichtet.

Der physische Einfluß des Klima auf den Menschen überhaupt, ist in unsern Tagen so entschieden und ausgemacht, daß ich wohl nicht nöthig habe, weitläuftig zu beweisen, wie von demselben der größere oder geringere Flor der Wissenschaften größtentheils mit abhange. Die Geschichte der Menschheit und der Kunst beweist es, daß die gemäßigten Himmelsstriche den Vorzug behaupten, und die edelsten Früchte des Geistes hervorgebracht haben. Es bleibt indeß in der Litteratur wie in der Physiognomik eine ganz eigne und gewisse Bemerkung, daß, wenn die Natur den Bewohnern verschiedener Gegen-

den auch ein verschiedenes und ganz eignes Gepräge, einen unterscheidenden Karakter den Gesichtern eindrückte, eben diese gütige Natur auch den verschiedenen Nationen ein ganz eignes Talent verlieh, wodurch sie sich von andern unterscheiden. Ich könnte dieses, mit den einleuchtendsten Beyspielen erläutern; allein ich würde die noch übrigen engen Grenzen unserer Schrift überschreiten, und werde künftig die weitere Ausführung dieses, unserer Aufmerksamkeit so würdigen und einem Dilettanten so höchst angenehmen Gegenstandes es näher und weitläuftiger behandeln.

Man hat noch die Fragen aufgeworfen, welches Alter und welches Temperament dem Enthusiasmus am günstigsten sey? Man sollte glauben, daß die Jugend zu lebhaft, und das Alter zu schwach für ihn wäre: aber nichts desto weniger findet man ihn bey Jünglingen, die noch weit von den männlichen Jahren entfernt sind, wie bey Voltairen, und eben er hat's uns bewiesen, daß man auch als Greis dessen fähig sey. Eben so sonderbar ist es, daß man kränkliche Körper mit gesunden starken Seelen findet; und die Geschichte beweist es, daß der Enthusiasmus auch bey solchen moralischen und physischen Dispositionen anzutreffen sey, mit welchen er nach der gemeinen Meinung sonst am

unverträglichsten ist. — — Wer demnach den Funken dieses göttlichen Feuers in sich fühlt, Jüngling, Mann oder Greis! umfasse ganz deinen Plan; all deine Kräfte müssen nur auf seine Bewirkung abzwecken; gehe leisen aber sichern Tritts; hebe die Hindernisse eins nach dem andern auf; suche hellen Blick in die leichtesten Mittel zu erhalten; werde nicht laß, und dein Gebäude wird fest und unerschüttert stehen! — Raphael war Enthusiast für die Mahlerey; Jomelli für Musik; Neuton für die Mathematik; Shakespear für das Schauspiel, und Lavater für Physiognomik. Nicht alle können in allen Fächern groß werden, solcher Genies hat jedes Jahrhundert nur eins; wer aber fühlt, daß ers in einem Fache werden könne, der lebe vertraut mit seinen Mustern, sie seyen todt oder lebendig; studire ihre Werke, tränke seine Seele damit, und werde trunken vom Enthusiasmus, den ihre unsterblichen Gedichte, Reden, Gemählde und Gebäude ausströmen!

16.

Ueber Autorität.

Es gab im Reich der Wissenschaften eine Zeit, wo man nicht den Muth hatte, selbst zu denken und zu entscheiden; oder wo man sich wenigstens einer großen Unbescheidenheit schuldig zu machen wähnte, wenn man seinem eignen Forschen und Nachdenken die Erfindung oder Berichtigung dieser oder jener Wahrheiten zugeschrieben hätte. Man nahm daher seine Zuflucht zu fremdem Verstand, zu berühmten Männern, zu den Weisen des Alterthums, als ob es Orakel wären, und Aristoteles, Plato, Seneka und Cicero wurden erst abgehört, ehe man sein eignes Urtheil zu fällen wagte. Wäre dies zuweilen, und bey Gegenständen geschehn, mit denen sich jene Männer ganz vorzüglich beschäftigt hätten, und könnte selbst der scharfsinnigste Gelehrte auf Untrüglichkeit Anspruch machen; so würde ein so weises Mistrauen in eigne Kräfte Lob und Nachahmung verdienen. Aber es verließ auch hier, wie in so vielen andern Dingen, der menschliche Geist die goldne Mittelstraße

straße; Bescheidenheit artete in kriechende Demuth, bedachtsames Prüfen in ängstliche Pedanterey aus. Man berief sich, wie la Bruyere sagt, auf den Fürsten der Philosophen, daß der Wein gut sey, und auf den Vater der Beredsamkeit, daß er mit Wasser vermischt schwächer werde.

Endlich fing man an sich seiner unrühmlichen Abhängigkeit zu schämen; der Geist des Menschen fühlte seine Würde, der Verstand forderte seine gegründeten Rechte zurück, schüttelte erst seine Ketten, und dann zerbrach er sie. Was wäre nun lobenswerther gewesen, als sich stets dankbar an seine ersten Lehrer zu erinnern; die Schätze ihrer Weisheit und Wissenschaft zu benutzen; fortzufahren, wo sie angefangen, zu bessern, wo sie gefehlt, zu vollenden, wo sie aufgehört hatten? Aber nicht immer geschah dies. Oft trozte der keimende Verstand im Selbstgefühl seiner Kraft; man begann erst schüchtern, dann kühner, auf die Weisen der Vorwelt herabzusehn, und zuletzt überredete man sich leicht, ihrer ganz entbehren zu können. Es standen Männer auf, in deren Gegenwart man sich auf keine Autorität berufen durfte, ohne mit einem mitleidigen Achselzucken bestraft zu werden, die es als das größte Hinderniß des Selbstden-

tens, und als einen Behelf der Unwissenheit oder Trägheit ansahn. So verfuhr man mit der Autorität in eigentlichen gelehrten Kenntnissen. Aber man blieb nicht dabey stehn; bald verwarf man geradehin alle Autorität. Man nannte sie ein trügliches Irrlicht, dem man nicht ohne zu straucheln folgen könnte; und drang mit aller Hitze eines Reformators darauf, alles selbst zu untersuchen, stets mit eignen Augen zu sehn, und nichts zu glauben, dem man nicht das Gepräge des eignen freyen Forschens aufdrücken konnte. Man behauptete, es sey unmöglich, besserer Erkenntniß Eingang zu verschaffen, so lange noch fremdes Ansehn seine Rechte ausübte: aber man vergaß die Grenzen des menschlichen Wissens gehörig abzustecken, man übersprang sie, und träumte sich in eine Welt, deren Daseyn nie wirklich seyn wird. Bey den meisten war die Quelle dieser Verirrung edel und rein. Ihr menschenfreundliches Herz blutete beym Anblick des mannichfaltigen Uebels, das ihren ungebildeten Brüdern bey ihrem Gange durchs Leben aufstieß. Man sah, wie die Einfalt oft der verschlagenen Bosheit unterlag, sah den Wettstreit des Unbemittelten mit dem Reichen, und das Wohlbehagen, mit dem der Geringe im Volk die Thorheiten der Großen kopirte. Jeder Abentheurer mit geläufiger

Zunge, und mit einer Mine von Wichtigkeit erwarb sich bald bey Hohen und Niedern den Ruf eines ausserordentlichen überirrdischen Wesens, man staunte seine Gaukeleyen mit ehrfurchtsvollem Schweigen an und verehrte sie als Wunder. Cagliostro und Mesmer, Puysegur, und — doch erlauben Sie mir, Namen zu verschweigen, die ich ungern in dieser Gesellschaft finde — steckten ihre Fahne auf, und der lustige Franzmann wie der ernste Deutsche drängte sich zum Baquet, und reichte seine Glieder willig der Hand des allmächtigen Arztes. Allwissende Männer, denen das Geisterreich zu Gebote stand, sahn mit dem Auge eines Gottes in den Schooß der Erde, und entdeckten Schätze von Gold und Silber, die ihre Großmuth nach Willkühr vertheilte. Der Geitz und die Dummheit strömten ihnen zu, und der Schweiß des Arbeitsamen ward die Beute des müßigen Betrügers. Sollte man dieses Unheil gelassen ansehn, oder nicht vielmehr diesen Herrschern über den Verstand ihren Zauberstab zu entwinden suchen? Wer zweifelt daran! Man verbanne also Autorität aus der Welt, man erwecke den Geist der Untersuchung, man reisse dem Volke die Binde von den Augen, die sie bis jetzt geblendet hat, und man wird ein Menschengeschlecht aufleben sehn,

das jene Thorheiten nur für Produkte eines fremden Planeten hält. Entzückende Aussicht! würdig der Einbildung eines jeden, dem das Wohl seiner Brüder am Herzen liegt.

Aber ist die Sache eben so leicht gethan, als ausgesprochen? Könnten wir nicht bey der Ausführung auf Schwierigkeiten stoßen, die wir in der Wärme unsers Herzens übersahn, oder für leicht zu überwinden hielten? Wie wenn wir zwar, auf der einen Seite, die Welt von einem drückenden Uebel befreyten, aber, indem wir das Unkraut ausrotteten, auch die schöne herrliche Frucht mit zu Grunde richteten? „Können und dürfen wir Autorität verbannen? Und, wenn man vielleicht beydes verneinen muß, giebt es Mittel, sie wenigstens unschädlich zu machen?“

Autorität ist, wie mich dünkt, nichts weiter, als ein gewisses günstiges Vorurtheil für Andre, die sich meiner Achtung und Aufmerksamkeit, es sey durch die Verbindung, in der ich mit ihnen stehe, oder durch ihren Rang, durch ihr Vermögen, durch ihr Alter, oder durch ihre Geschicklichkeit und Kenntnisse, oder durch andre dergleichen wesentliche oder zufällige Dinge erworben haben. Derjenige würde sich also

durch Autorität leiten lassen, der sich im Denken und Handeln nach denen bildete, die durch irgend einen scheinbaren oder gegründeten Vorzug ein gewisses Uebergewicht über ihn erlangt hätten.

Und nun ist die Frage: Sollte der Mensch nicht dieser Art von Anhängigkeit ganz entbehren können? Ich zweifle sehr. — Lassen Sie uns den Menschen in seiner gegenwärtigen Lage, als ein geselliges Geschöpf betrachten, das verbunden mit andern lebt, von andern sein Daseyn hat, seine Bedürfnisse durch ihre Fürsorge und Fleiß empfängt, und auf dem großen Schauplatz des Lebens nie blos Zuschauer, immer Mitspieler seyn soll. — Gehorsam ist das erste Gesetz, dem er bey seinem Eintritt in die Welt Erfüllung zuschwört, eine Pflicht, von der sich selbst der Greis nicht loszählen darf. Seine Eltern, oft strengere als gerechte Richter, wachen über sein Betragen; sie sind zugleich seine Obern und sein Muster, nach dem er sich bilden soll, und auch größtentheils bildet. Seine Geschwister oder seine kleinen Freunde wissen sich bald seine Liebe und Zuneigung zu verschaffen. Sie verlangen, seys mit Recht oder Unrecht, Nachahmung, und willig sehn sie nur zu oft ihre Forderungen erfüllt. Das Kind beginnt bald, ihre

Verrichtungen und ihre Spiele, ihre Tugenden und ihre Thorheiten, so gut es kann, nachzuahmen; man macht sich selbst ein angenehmes Geschäft daraus, seine zarten Hände zu regieren, man prägt dem keimenden Verstand diesen und jenen Begrif ein, und formt das weiche Herz zu den Gesinnungen und Gefühlen, die uns selbst die edelsten zu seyn scheinen. Freunde vom Hause, Wärterinnen, alles strebt, sich um den jungen Weltbürger verdient zu machen, und nicht selten erreichen alle ihren Zweck, — sie werden nachgeahmt. — Tritt das Kind in die Jahre, wo es gewöhnlich den ersten Unterricht empfängt, so beruht auch hier alles auf Autorität. Das erste Buch, das man ihm in die Hände giebt, es sey zweckmäßig oder nicht, ist ein neuer Befehl zur Unterwerfung. Man berechnet sein künftiges Schicksal oft einzig nach seiner Empfänglichkeit für früheren Unterricht, und vertheilt nach diesem Maaß, Lob und Belohnung, Verweise und Strafen. — Sein erster Eintritt in eine öffentliche Schule, ist zugleich der Eintritt in einen Tempel der Autorität. Die Zufriedenheit des Lehrers, so wie die Liebe der Mitschüler, gründet sich leider oft nur auf die Geschmeidigkeit des neuen Ankömmlings, jede Form geruhig anzunehmen, und von jedem Vorbild einige Züge zu entlehnen. Dieser blin-

de Glaube bekömmt freylich eine veränderte Richtung, sobald sich der Verstand zu entwickeln anfängt. Der Jüngling wirft das Spielzeug weg, das ihn im Knabenalter entzückte, aber er wechselt nur in der Wahl seiner Vergnügungen, so wie seiner Muster. Kleidung und Sitte, Arbeit und Erholung, richten sich entweder nach gewissen herrschenden Moden, oder nach dem ersten Eindruck, den sie auf ihn machten, oder nach den Ueberredungen andrer, denen er zu huldigen gewohnt ist. — Er betritt die Laufbahn eines Gelehrten, und jeder Schritt, den er thut, ist im Gebiet der Autorität gethan. Der Lehrer, der ihn unterrichtet, der Schriftsteller, den er liest, fordert erst sein Vertrauen, dann seine Prüfung. Widmet er sich Geschäften des gemeinen Lebens? so ist sein Schicksal eben dasselbe; gewöhnlich trauriger. Er führt mechanisch sein Werkzeug, sein Verstand liegt verschlossen in der eisernen Lade des Vorurtheils. — Sollte der Mann nun auf einmal von den Befehlen dieser mächtigen Beherrscherin frey werden? Hat nicht bey den meisten der Verstand schon die Richtung bekommen, daß er nur nach fremdem Willen seine Idee sammelt, ordnet, vertauscht? Fodern unsre bürgerlichen Verhältnisse nicht in so vielen Fällen, geradezu Verleugnung unsrer bessern Erkenntniß, und Anerken-

nung gewisser eingeführten Gebräuche und Regeln? Von dem Großen im Pallast, bis zu dem Bewohner der Hütte, hat jeder seine gewissen Urbilder, die er studirt, und nach denen er sich im Thun und Denken richtet. Der macedonische Alexander hing den Kopf, und seine Höflinge zwangen die Natur, ihren Gebieter nachzuahmen. Philipp von Spanien büßte mit dem Leben, weil er eine Kohlpfanne nicht zu verrücken wagte, die sein Blut austrocknete und ihm ein Fieber zuzog. Eine Pariserpuppe richtet Aufruhr in den Köpfen des schönen Geschlechts an; wer wollte sich nicht kleiden, wie die Herzogin von Orleans, oder richtiger, wie eine Actrice des Theaters? — Autorität liegt schwer auf dem Landmann, und kann nach seiner jetzigen ganzen Lage nicht anders. Eingeschränkt auf sein Feld, umgeben von seinen Heerden, wach mit der Sonne, und bey ihrem letzten Strahl noch im Joch der Arbeit, erhebt sich sein Geist nur selten zum Nachdenken. Blind folgt der Vater dem Sohn, diesem sein Erbe. Geschäfte und Zerstreuungen, Sitte und Denkart, athmen nur einen gemeinschaftlichen Geist, oder weichen nur unvermerkt von dem Ton ab, den der erste Stifter der Familie angab. Es ist also ausgemacht, daß alle Menschen von Jugend auf, freylich der eine mehr wie der andre,

von fremdem Ansehn regiert werden, und fremdes Ansehn verehren müssen.

Wär es also nicht ein mehr als kühnes Unternehmen, durch Vernunftgründe den Sieg über ein Vorurtheil erkämpfen zu wollen, das sich hinter verjährte Rechte verschanzen und mit einem Beyspiel die künstlichsten Gegenanstalten in Nichts verwandeln kann? Wer ist mächtig genug in der Stadt und am Hof, alle die Ketten zu zerbrechen, die den menschlichen Geist an Ceremoniel, Etikette, Herkommen, und wie diese glänzenden Namen sonst noch heißen, fesseln? Wer vermag Erziehung und Unterricht so zu lenken, daß weder die eine noch die andre, nie auf Autorität beruht, und der Freyheit des Menschen zu nahe tritt? Und wenn dies alles, vielleicht durch Zeit, Mühe und günstige Umstände endlich zu bewirken wäre, würde sich das Menschengeschlecht, im Ganzen genommen, besser dabey befinden? Davon, wenn es mir vergönnt ist, noch ein paar Worte in der Folge dieses Versuchs. Ich führe anjetzt nur noch einige Fälle an, wo selbst der Gelehrte und Hellsehendste der Autorität nie wird entbehren können. Jede Wissenschaft, die ich studire, verlangt einen Führer. Ich wähle denjenigen, den ich meines Vertrauens am würdigsten halte. Hab' ich selbst geprüft, wohl

mir, aber dies kann ich nicht immer. Oft folg' ich dem Rath anderer, und dann gerath' ich in die Hände der Autorität. In der Folge ist es mir freylich unverwehrt, meine Bildung einem andern Lehrer anzuvertrauen, aber nie werd' ich mich ganz der Aufsicht und dem Einfluß anderer entziehen können. — Am sichtbarsten ist dies in der Geschichte und Erdbeschreibung. Der Schriftsteller, der mir die Begebenheiten und Ereignisse der Vorzeit erzählt, hat so lange Anspruch auf meinen Glauben, bis ich ihn offenbarer Unrichtigkeiten zeihen kann, und daß ich dahin gelange, dank' ich doch wiederum nur einem andern, der sich meine Achtung besser zu erhalten gewußt hat. Untersuchung findet hier allerdings Statt, aber doch immer Untersuchung, die sich in der Hauptsache wenigstens auf das günstige Vorurtheil stützt, das ich einmal gegen diesen oder jenen Zeugen gefaßt habe. — Wollen wir uns mit den Vorfällen des Tags, mit den Verhandlungen der Kabinetter, mit den Gesinnungen der Großen in Absicht auf Krieg und Frieden bekannt machen: so wählen wir ein Zeitungsblatt oder eine periodische Schrift, deren Verfasser wir die richtigste und unpartheylichste Beobachtung der Erscheinungen am politischen Horizont zutrauen. Eben so verfahren wir bey dem Studium der Länder- und Völkerkunde.

Wir bedenken uns nicht, einem Cook und Carteret in ihren Entdeckungen zu folgen, und aus Büschings Werken unsre geographischen Kenntnisse zu schöpfen: wir müssen Gewährsmänner haben, und wer an Ort und Stelle war, oder mit unermüdetem Fleiß sammelte, verwarf und annahm, darf zur Belohnung von Gefahr und Mühe wohl den Beyfall seiner Zeitgenossen erwarten. — Diese Einschränkung, wenn sie eine genannt werden kann, müssen wir uns auch alsdann gefallen lassen, wenn gewisse Kenntnisse und Entdeckungen, geradehin ausser unsrer Sphäre liegen, und weder durch Nachdenken noch eigne Betrachtung, je von uns errungen oder gemacht werden können. Ich wüßte nichts, was mich vernünftigerweise hindern könnte, den Berechnungen der Höhe des Montblanc, den Sausfure bestieg, meinen Beyfall zu schenken, oder mich über das Daseyn des Uranus zu freuen, ob ich ihn gleich nicht selbst ausgespäht oder gesehn habe.

Wie einseitig würde also unser Wissen, wie mangelhaft würden unsre Begriffe seyn, wenn wir durchaus alle Autorität verbannen, und das Gebäude unserer Kenntnisse nur aus den Materialien eigner Erfahrung und Nachdenkens aufführen wollten? — Ich sage mehr. Wel-

chen Nachtheil würden wir der menschlichen Gesellschaft zufügen, welche Zerrüttung unter Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern, Obrigkeiten und Untergebnen verursachen, wenn wir ein Band zerreissen wollten, das sie so innig und fest mit einander verknüpft? Selbst der Menschenfreund, der sich bemühte, weise Aufklärung zu verbreiten, würde einen unüberwindlichen Widerstand finden, wenn der nichtdenkende Haufen sich von der Autorität losgezählt wähnte.

„Aber so bleibt denn fernerhin jeder schlaue Betrüger der Führer der Einfalt und Unwissenheit, so behält jedes Vorurtheil, das einen mächtigen oder geschickten Vertheidiger findet, seine mit Unrecht an sich gerißne Gewalt, so trägt der freye Deutsche noch fernerhin die Ketten des Galliers und beugt seine Knie vor jedem Götzen des Auslands!“ Lassen Sie uns nicht zu lange bey dieser demüthigenden Vorstellung verweilen, und erlauben Sie, daß ich zum Schluß Ihnen nur zwey Mittel ins Gedächtniß rufe, die, recht angewandt, der falschen Autorität eine Stütze nach der andern rauben, ich meyne Aufklärung und Publicität. Jene wirkt im Stillen und ohne Geräusch, diese entlarvt den Betrüger und stellt den edlen Mann seinen Zeitgenossen zur Bewunderung und Nachahmung vor.

Jede

Jede Schrift, die den Menschen seine eingebildeten von seinen wahren Bedürfnissen scheiden lehrt, jede Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse, jede Erweckung deutlicher und richtiger Begriffe, ist eine Erschütterung der Grundfesten eines Gebäudes, das auf blinde Anhänglichkeit an Meynungen und Handlungen andrer gebauet ist. Wer bemerkt nicht anjetzt schon mit Vergnügen die Wirkungen einer vernünftigen Erziehung und eines zweckmäßigen Unterrichts? Wem ist es nicht herzliche, innige Freude, zu sehn, wie das junge Menschengeschlecht anfängt, seinen Verstand zu gebrauchen, und sich um richtige Begriffe zu bewerben. Schon horcht der Knabe mit geringerm Entzücken bey den Erzählungen abergläubischer Alten, von Gespenstern, Alp, Rübezahl und Hexen. Er fühlt ihre Nichtigkeit, und es bedarf nur einer kleinen Müh, um sein Gefühl vor seinem Verstand zu rechtfertigen, und ihm die Erzähler dieser Abentheuer verdächtig zu machen. Woher auch sonst die thörichten Klagen so vieler Eltern, Erwachsnen und Alten über die Verdorbenheit der Jugend? Es schmerzt sie, sich den ungewohnten Zwang anthun zu müssen, Gründe statt Befehle, Beweise statt Machtsprüche aufzufinden; es ist himmelschreyende Sünde in ihren Augen, daß der

Sohn nicht mehr für gültig erkennen will, was der Vater nie zu bezweifeln wagte. Lassen Sie uns daher nie die Hofnung aufgeben, daß Licht und Wahrheit, wenn gleich nicht auf einmal, doch nach und nach ihren wohlthätigen Einfluß verbreiten werden.

Und dazu trägt das zweyte Mittel, dessen ich erwähnt habe, nicht weniger bey. Weise Publicität, die den Bösewicht in seiner abscheuerregenden Gestalt darstellt, und den listigen Verführer des Volks allen Zuschauern in seiner armseligen Blöße vor das Auge bringt, ist zwar eine bittre, aber nicht minder heilsame Arzney, dem misgeleiteten Verstand, so wie dem kranken Herzen zur Genesung zu verhelfen. Sich von denen getäuscht zu sehn, die durch einen Schein von Geistesgröße und Güte des Herzens, mit denen sie prahlten, die Verehrung eines jeden zu gewinnen wußten, der sich ihnen nahte, ist eine Demüthigung, welche die menschliche Eigenliebe unmöglich mit Gleichmuth ertragen kann. Verachtung ist allemal der Lohn des Betrügers, der auf eine Zeitlang meine Vernunft gefangen nahm, und meine Einbildungskraft mit lachenden Bildern beschäftigte. Ich schäme mich meiner Blindheit, verdamme die schwärmerischen Gefühle, die er in mir angefacht hat, und erlange

Weisheit für die Zukunft. Und wie groß ist dieser Nutzen! Ich werde nun nicht mehr so geneigt seyn, jeden Abentheurer als einen Gesandten des Himmels zu betrachten, der seine ausserordentlichen Gaben und Kräfte nur zum Dienst der armen Sterblichen verwende, sondern ich werde erst prüfen, und dann glauben. Wie viel Dank verdient also jeder, der sich um seine Zeitgenossen das Verdienst verschaft, und sie die Häßlichkeit oder die Ohnmacht ihrer Götzen kennen lehrt. Was ist gemeinnütziger und edler, als einen Cagliostro von seiner Höhe herabzustürzen, und die Anhänger des Magnetismus zu züchtigen! Wie ruhmwürdig ist das Geschäft, dem Landmann Schatzgräbergeschichten in die Hände zu geben, die ihm die mancherley Hüllen sichtbar machen, in denen die Feinde seiner Ruhe und die Räuber seines Vermögens erscheinen. Wird er nicht endlich ihre unredlichen Absichten einsehn, und sich ihrer Herrschaft entziehn! Aber Publicität muß nicht allein abschreckende Gemälde aufstellen; sie sorge auch für gute, nachahmungswürdige Muster. Der Knabe wie der Greis, der Reiche wie der Arme, der Hohe und Niedere, jeder müsse Urbilder entworfen finden, die er studiren, und deren meisterhafte Züge er ablernen kann. Er nehme nichts ohne Untersu-

chung an, aber er folge auch treu dem Guten, das er auffand. Er sey mistrauisch, aber nicht ungläubig; schwer zu befriedigen, aber nicht eigensinnig, er zeige öfter sein Wohlgefallen als seine Bewunderung: so wird sein Verstand seine Rechte behaupten, und sein Herz vor dem Gift der Schwärmerey bewahrt bleiben.

Alsleben.

17.

Gedanken über Thätigkeit und Fleiß.

Thätigkeit, Fleiß, Arbeitsamkeit, Emsigkeit und Betriebsamkeit sind Ausdrücke, die das wirksame Streben der Seele bezeichnen, ihre verschiednen Kräfte zu äussern und zu üben. Sie scheinen beym ersten Anblick gleichbedeutend zu seyn, allein bey näherer Untersuchung findet man, daß sie dennoch in ihrer Bedeutung verschieden sind; denn einige derselben werden in weiterm, andre in engerm Sinn genommen. Es wird daher nicht undienlich seyn, ihre eigenthümliche Bedeutung hier anzugeben, obgleich im gemeinen Sprachgebrauch dieser feinere Unterschied nicht so genau beobachtet wird.

Thätigkeit ist das rastlose Bestreben der Seele, überall Gegenstände aufzusuchen, an denen sie ihre Kräfte üben kann. Sie ist die allgemeine Eigenschaft aller vernünftigen Wesen,

ausser sich zu wirken, und dient dem Fleiß zur Grundlage, auf welcher die grossen Männer aller Zeiten und Völker das Gebäude ihres Ruhms und ihrer Unsterblichkeit aufführten. Sie eilt auf neuen Wegen ihrem Zweck unaufhaltsam entgegen, und überwindet mit immer neuer Kraft jedes Hinderniß, das sich ihr in den Weg stellt. Ohne sie läge das Menschengeschlecht noch im trägen Schlaf, und die Erde wäre eine unbebauete Wüste. Mit nie gestilltem Durst nach Wissen, Handeln und Wirken, führt sie Dinge aus, die die Kräfte des Menschen zu übersteigen scheinen. Sie ist die Tochter des Bedürfnisses, und sie gebar Erfindungen, Künste und Gewerbe, die von ihrem Bruder, dem Fleiß, großgezogen und gepflegt wurden. Sie erweckt die schlummernden Kräfte, setzt alle Nerven zur Wirksamkeit in Spannung, und bekriegt mit immer wachsendem Muth ihre Feindinnen, schlaffe Unthätigkeit, trägen Müßiggang und weichliche Ruhe. Arbeit ist ihre Freude, Anstrengung ist ihr Vergnügen, und bey Gefahren entwickelt sich ihre ganze Grösse. Ruhm, Ehre, Lob und das Bewußtseyn des Verdienstes ist ihre Nahrung. Glückliche Ausführung und Vollendung ihrer Plane ist ihr Zweck. Nie ermüden ihre Kräfte, ehe sie nicht dies Ziel erreicht hat. Wenn ihre Entwürfe fehlschlagen,

so wird sie nicht muthlos, sondern ihre ganze Kraft erwacht, um den Sieg zu erringen. Muth und Entschlossenheit sind ihre getreuen Gefährten, und wenn sie sich die Klugheit zu ihrer Führerin erwählt, so wird sie sicher ihre Bahn mit Segen und Wohlthun bezeichnen. Sie belohnt ihre Lieblinge für alle ihre Mühe, Aufopferung, Schweiß und Arbeit mit hohen Freuden, giebt ihnen hier Reichthum und Ehre, und führt sie an ihrer Hand in den Tempel des Ruhms und der Unsterblichkeit.

Der Fleiß besteht in weiser Anwendung der Zeit, Beständigkeit in Geschäften und emsiger, unermüdbarer Ausdauer bey Arbeiten der Seele und des Körpers. Wahrer Fleiß besteht aber nicht bloß im Handeln. Denn wie könnte man den wohl fleißig nennen, der mit unabläßiger Mühe alle seine Zeit dazu anwendete, eine gewisse Menge Sandkörner zu zählen? Man kann also beschäftigt seyn, ohne doch fleißig zu seyn. Fleiß schaft allemal Nutzen; blasse Beschäftigung aber, sie sey auch noch so mühsam, verwendet die Zeit oft auch unnütz und zweckwidrig.

Arbeitsamkeit wird meistens nur von Arbiten des Körpers gebraucht, und ist gleichsam thätiger körperlicher Fleiß.

Emsigkeit, (von Aemse, der alten Namen der Ameise,) bezeichnet zwey besondre Eigenschaften des Fleißes, nemlich unermüdbare Ausdauer bey Arbeiten, und schleunige Beendigung derselben. Man hat diese Eigenschaften von den Ameisen entlehnt, die immer als ein Bild des Fleisses vorgestellt wurden. Der Emsige geht jeder Mühe mit unverdroßnem Muth entgegen, läßt sich sein Ziel durch nichts aus den Augen rücken, und benutzt jeden fliehenden Augenblick zur Vollendung seiner Arbeit.

Betriebsamkeit bezeichnet die Art des Fleisses, der auf die Bearbeitung und Benutzung roher und künstlicher Erzeugnisse verwandt wird. Dieses neue Wort ist erst seit der Zeit im Gebrauch, als in Deutschland, durch kräftige Unterstützung guter Fürsten und Patrioten, fast aller Orten Fabriken angelegt und der Landbau befördert wurde. Die Bedürfnisse des Luxus und der Bequemlichkeit haben sie erzeugt. Die Geschäftigkeit, oder die Begierde, viele und mannigfaltige Verrichtungen schnell und auf einmal zu vollenden, ist ihre Gefährtin. Sie ist die wohlthätigste und ergiebigste Art des Fleißes, öfnet in jedem Land die Quellen des Reichthums, befördert die Vermehrung der Menschen, hemmt Müßiggang und Bettley, verschaft dem Volk,

unter dem sie wohnt, ein sicheres Auskommen, und erhebt es zu der höchsten Stufe der Macht und des Ansehns. Ein Blick auf die Nationen, wo sie vorzüglich herrscht, ist die beste Bestätigung dieser Behauptungen. Heil den patriotischen Männern, welche diese Tugend auch in unserm Vaterland aus ihrem Schlummer weckten, und dem so gerühmten Deutschen Fleiß die rechte Richtung gaben, und Dank den guten Fürsten, welche sie kräftig unterstützten! Die Nachwelt wird erst die Früchte ihrer Bemühungen einernten, und ihr Andenken segnen.

Aus dieser allgemeinen Betrachtung ersieht man, daß der Fleiß und seine Schwestern, Thätigkeit und Betriebsamkeit, zu Einer Familie gehören, und von gemeinschaftlichen Eltern, dem Bedürfniß und dem Luxus, abstammen. Sie sind genau mit der Tugend verwandt, und gewähren dem, der sie übt, viele und grosse Vortheile, welche in einem noch hellern Licht erscheinen, wenn man ihnen die nachtheiligen Folgen der Faulheit, des Müßiggangs, der Unthätigkeit und der Trägheit entgegen setzt. Diese Worte bedürfen keiner weitern Erklärung; denn sie sind gerade das Gegentheil des Fleißes und der Thätigkeit. Faulheit ist unthätige Zeitver-

schwendung, Müßiggang ist Haß der Arbeit, und Trägheit gänzliche Abneigung vor jeder Mühe. Müßiggang giebt den Fallstricken der Versuchung preis; denn schon ein altes Sprichwort sagt: Wen der Teufel müßig findet, dem giebt er etwas zu thun. Arbeitsamkeit hingegen ist die Brustwehr der Unschuld. Faulheit ist an sich selbst schon ein moralisches Uebel; denn der Begriff von Tugend besteht in Arbeit und Mühe, der wesentliche Charakter der Faulheit aber in Unthätigkeit und träger Ruhe. Sie ist also nicht blos dem Fleiß, sondern der Tugend selbst gerade entgegen gesetzt; und so wie der Fleiß der Vater aller Tugenden ist, so ist die Faulheit die Amme aller Laster. Sie ist einem uferlosen Strom gleich, der alles überschwemmt. Der Fleiß gewinnt durch stete Arbeit und Uebung immer mehr Kräfte; die Faulheit aber nimmt durch träge Ruhe immer mehr zu, und erschlafft die noch übrigen Kräfte gänzlich. Hat man sich ihr einmal ergeben, so hält es sehr schwer, sich aus ihren weichen, aber fest umschlingenden Armen loszuwinden. Sie stürzt ihre Anhänger selbst ins Verderben. Anstatt durch Ruhe Vergnügen zu verschaffen, tödet sie es durch Unthätigkeit. Sie hebt, wie der Tod, dessen Ebenbild sie ist, allen Un-

terschied natürlicher Ungeschicklichkeit und vernachläßigtes Genie's auf. Sie erstickt, gleich dem Unkraut, die Keime guter Anlagen, zerstört die dauerhafteste Gesundheit, und wiegt die thätigen Kräfte der Seele in trägen Schlummer, woraus sie kaum Armuth, Noth und Mangel, ihre unzertrennlichen Geführten, zu erwecken vermögen. Stetes Aufschieben der Geschäfte folgt ihr auf dem Fuß nach. Thätiger Fleiß ergreift immer den gegenwärtigen Augenblick, und hält das für verloren, was aufgeschoben wird; Faulheit hingegen ruft immer: Morgen, Morgen soll's geschehn! Benutzung jedes Augenblicks bringt den Fleiß seinem Ziel immer näher, indem sich die Faulheit durch Aufschub immer weiter davon entfernt. Sie fließt gleich einem Bach, langsam dahin, untergräbt aber unvermerkt die Grundlage jeder Tugend. Arbeitsamkeit, sagt Plato, übertrifft die Faulheit, wie der Glanz den Rost; und Alexander der Grosse behauptet: Trägheit und Schwelgerey sey Sklaverey, Fleiß und Thätigkeit aber Königliche Freyheit.

Die Alten stellten den Fleiß nach ihrer gewöhnlichen malerischen Weise, um von dieser Tugend ein lebhaftes Bild zu geben, als ein

ältliches Frauenzimmer vor, das in beyden Händen ein Stundenglas hält, und auf einem mit Epheu bewachsenen Felsen steht. Das erste als ein Bild seiner langen Lebensdauer, und das andere als ein Bild der Zeit und steter Arbeitsamkeit. Unter einem noch malerischen und ausdrucksvollern Bilde stellten sie den Fleiß als ein schönes liebenswürdiges Mädchen vor, in einer Hand einen Thymianzweig haltend, woran Bienen summen, in der andern einen Maulbeerzweig, auf dessen Blättern Seidenwürmer sitzen, und zu ihren Füssen einen Haushahn, als ein gewöhnliches Bild der Wachsamkeit; alles lauter malerische Bilder der blühenden Gesundheit, reizenden Unschuld und der immer thätigen Anwendung der flüchtigen Augenblicke.

Fleiß ist mit unsrer Natur innig verschwistert; denn der Mensch kam ursprünglich aus der Hand des Schöpfers als ein thätiges Wesen. Dieß sieht man deutlich an den Menschen in den unschuldigen und unverdorbnen Jahren der Kindheit. Das Kind ist lauter Leben und Thätigkeit, und sehnt sich immer nach Beschäftigung, ob diese gleich noch zwecklos ist. Nur der erwachsene und mit reiferer Einsicht begabte Mensch vergißt es, daß er zur Thätig-

keit geschaffen wurde. Denn wozu anders sind ihm Hände und Füsse gegeben, als zur Arbeit? Wozu anders dienen ihm seine Verstandeskräfte, als zur weisesten Benutzung aller Dinge? Fleiß ist das beste Vorbauungs- und Erhaltungsmittel der Gesundheit. Genießt sie der nicht am besten, der die frische Morgenluft einathmet? Was kann die Schweißlöcher des Körpers besser öffnen, die Ausdünstung besser unterhalten, und den freyen Kreislauf des Bluts wirksamer befördern, als Arbeit? Nichts hingegen bringt gewisser eine Stockung der Säfte des Leibes und Kräfte der Seele hervor, nichts macht jede edle Kraftäusserung des Gemüths eher schwinden und verrosten, als Faulheit.

Der Fleiß gleicht einem hellfliessenden Bach, dessen Wesen Reinigkeit und Süßigkeit ist, die Faulheit aber einer stehenden Pfütze, deren Wasser aus Mangel an Bewegung in Fäulniß übergeht, das also nicht allein schädlich, sondern auch unerträglich eckelhaft ist. Wenn wir rund um uns her blicken, so sehn wir die Wahrheit bestätigt, daß Bewegung heilsam ist. Ist die Luft in Bewegung, so ist sie rein und der Gesundheit zuträglich; ist sie aber eingeschlossen, so wird sie faul, ungesund und nicht selten tod-

lich. Sind die Metalle immer in Gebrauch, so sind sie glatt und glänzend; liegen sie ungebraucht, so werden sie rostig. Wenn die Erde bebauet wird, so giebt sie die köstlichsten Früchte; wenn aber ihr Anbau verabsäumt wird, so trägt sie Dornen und Disteln.

Die ganze weite Schöpfung ist ein Bild des Fleißes, O! welche regelvolle Verwirrung! welche unabläßige Veränderungen erblicken wir hier! Siehe, die Ameisen, nur ein kleines Insekt in der grossen Schöpfung, sorgen mit steter Thätigkeit für ihre künftigen Bedürfnisse und schützen sich dadurch vor Mangel. Wende deinen Blick zum gestirnten Himmel, und siehe! kein Planet, kein Stern ruht müssig, sondern ein jeder durchläuft mit immer rascher Thätigkeit und unglaublicher Geschwindigkeit seine Laufbahn. Horch! der lispelnde Westwind ladet dich zum ruhigen Nachdenken ein! — Nein! der barsche Nordwind heult schon wieder durch die Luft, und treibt dich zu thätiger Eile an. — Auch der Erdball, den wir bewohnen, ist in steter Bewegung, und geht ohne Zögern seine bestimmte Kreisbahn, bis das allmächtige Werde, das ihn aus dem Nichts hervorrief, seinen Stillstand gebieten wird. So ist die belebte und unbelebte Schöpfung ein Mu-

ster des Fleißes und der Thätigkeit. Die eine, von Instinkt geleitet, und die andre, von der zärtlichen Hand der Natur mit Muttertreue gepflegt, sind keinen Augenblick bewegungslos. Sollten denn Menschen, Sterbliche, — ach! sollten denn Unsterbliche den Augenblick verschwenden, der vielleicht ihr letzter ist? Sollten sie gedankenlos die Zeit auf Flügeln hinwegeilen sehn, aufs Vergangne und in die Zukunft blicken, ohne das Verlorne zu bedauern und ohne ängstliche Sorge das Zukünftige besser zu nützen? Sollten sie hier ihre Tage unnütz vertändeln, ohne zu bedenken, daß dies Erdenleben die Zeit der Aussaat ist, und daß sie jenseits des Grabes keine Früchte erndten können, wenn sie nicht hier den Saamen dazu ausgestreut haben? Sollten sie die herrlichen Geistesgaben und Fähigkeiten, womit sie der gütige Schöpfer ausgerüstet, ungebraucht und unentwickelt schlummern lassen, die den Keim zu künftiger Vollkommenheit enthalten, und die erst in dem Leben nach dem Tode zu völliger Reife aufblühen werden? — Ja! leider ist die Sorglosigkeit der Menschen so groß, daß der Anblick der thätigen Natur keinen Eindruck auf sie macht, und sie nicht aus ihrem trägen Schlummer erwecken kann. Sie sehn in dem Gefolge der Faulheit Armuth, Mangel und Krankheit, und dennoch verstopfen sie ihre Ohren vor

der süßlockenden Stimme dieser Verführerin nicht. Ohne Nachdenken über den Werth der Zeit verschwenden sie das edle Geschenk des Himmels unaufhörlich. Sie wurde ihnen mit jedem Morgen ohne Mühe zu Theil, und unbekümmert über den rechten Gebrauch derselben lassen sie sie auch ohne Mühe und Arbeit entfliehn. Wenn sie sorgfältig ihren wahren Nutzen schätzten und ihre Wichtigkeit bemerkten, so müßten sie vor den vernunftlosen Wesen, die den Entzweck ihres Daseyns erfüllen, über ihre Faulheit erröthen und ihr Angesicht schamvoll vor ihnen verbergen. — Wie wahr ist leider! der Ausspruch des Dichters: — „In der „grossen Haushaltung der Natur ist „das einzige müßige Wesen — der „Mensch."

In jedem Beruf, bey jeder Verrichtung ist der Fleiß ein wesentlich nothwendiges Erforderniß. Ohne ihn wird Verzögerung und Aufschub den günstigen Augenblick zur Ausführung entschlüpfen lassen, und so werden die größten und edelsten Thaten fehl schlagen, oder nur halb ausgeführt werden. Daher nannten ihn auch die Alten: die rechte Hand des Glücks und

den

den wahren Stein der Weisen: die Faulheit aber: den Schlüssel zur Armuth. — Fleiß, durch unerschütterliche Entschlossenheit unterstützt, vollbringt allein große und edle Handlungen, und von ihm hangen Reichthum, Ehre und Vergnügen ab, welche sich zwar manche ohne ihn erschlichen haben; allein wie wenige sind dieß nicht, und wie unschmackhaft ist nicht ihr Genuß? Der Faule ißt sein Brod, eh ihn hungert, er trinkt, eh ihn dürstet, und schläft, eh er müde ist; dieser Genuß schaft ihm also kein wahres Vergnügen, welches blos durch Mühe und Vollendung der Arbeit erkauft werden kann. Wer hingegen schmeckt die Süßigkeit des Schlafs besser, als der, den ermüdende Arbeit zur Ruhe ruft? Wer hält eine köstlichere Mahlzeit, als der, dessen Speisen der scharfe Hunger besser würzt, als alle Gewürze des Morgenlandes? Wen erlabt der Trunk reines Wassers kräftiger, als den von Arbeit und Mühe erschöpften? —

Was hat nicht der Fleiß gethan und vollbracht! — Hier hat er grosse und prächtige Städte erbaut und prachtvolle Palläste aufgeführt, dort Seen abgeleitet, der Wuth des

Meers Schranken gesetzt und ihm Land zur Bewohnung und Bebauung abgenommen; hier Ströme in ihrem Lauf gehemmt oder anders geleitet, und dort neue Kanäle zur Bequemlichkeit der Schiffahrt durchgeführt. Er hat die milden Gaben der Natur verbessert und genießbar gemacht, und die Produkte aller Länder zum Gebrauch des Menschen durch Handlung und Schiffahrt gesammelt und sie verarbeitet. Sein Seegen ist unübersehbar. Denn alles was das Leben erhöht, verschönert und was es bequemer und angenehmer macht, sind Gaben des Fleisses! — —

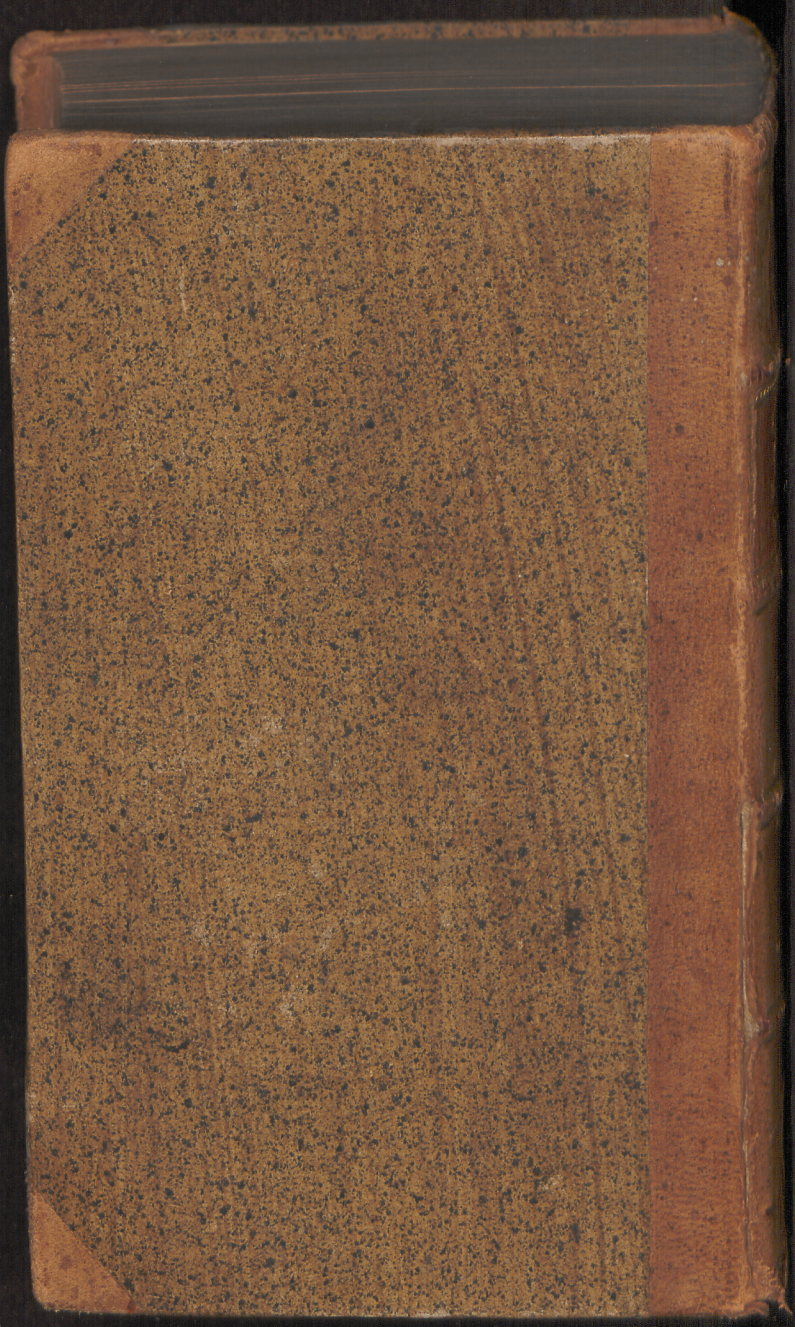
Ein in Thätigkeit und Arbeitsamkeit vollbrachtes Leben muß am Abend desselben, wenn die entkräftete Natur nicht mehr wirken kann und sich nach Ruhe sehnt, und wenn das Licht des Lebens nur noch schwach auflodert, die süsseste Beruhigung gewähren! Es muß dem Greis die reinsten Freuden verschaffen, und ihm die Leiden und Beschwerlichkeiten des Greisenalters versüssen und vergessen machen, wenn er, gleich dem Wandrer, der den durch fruchtbare Wiesen und Fluren zurückgelegten Weg freudenvoll noch einmal übersieht, und nun von neuem gestärkt froh zur Heimat eilt, auf seine

thatenreiche Jünglings- und Männerjahre zurückblickt, und aller Orten segensvolle Spuren seines wohl verwandten Fleißes entdeckt. Und wenn auch die Früchte seiner Arbeit nicht alle in voller Reife prangen, so wird er doch hier Keime und dort schon Blüten der ausgestreuten Saat gewahr werden. Wahrlich! dieser Anblick muß ihm den wichtigen Schritt in die Ewigkeit erleichtern, seine Thränen über den Abschied von seinen Lieben in Freudenthränen verwandeln, und ihm schon hier einen Vorschmack von den Freuden des Himmels gewähren, wo ihn Tugend empfängt, und ihm die Stirn für seinen ausdaurenden Fleiß und Thätigkeit mit dem Lorbeer des Verdienstes umkränzt!

Sollten alle diese frohen Aussichten auf Reichthum oder doch gutes Auskommen, Ehre und Achtung bey der Mitwelt, auf Nachruhm und Unsterblichkeit bey der Nachwelt, und endlich bey sich selbst auf kraftvolle Gesundheit und auf das edle Bewußtseyn, seine Pflicht und den Entzweck seines Daseyns würdig und verdienstvoll erfüllt zu haben, sollten sie uns nicht zur Thätigkeit, zum Fleiß und zur Betriebsamkeit aufmuntern? —— O, wessen Herz hier-

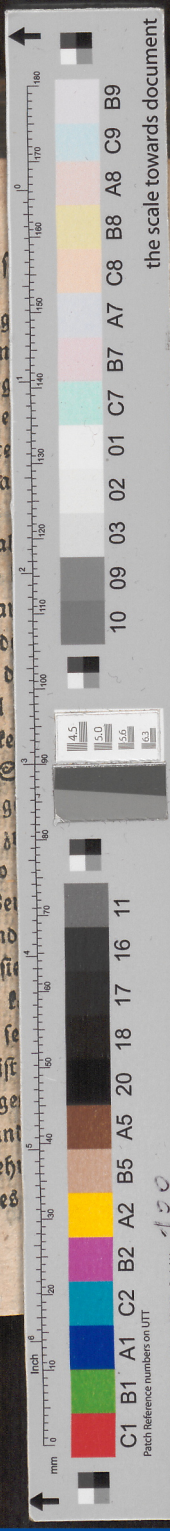
durch nicht zur feurigsten Liebe für diese Tugenden erwärmt, und zu den edelsten Entschlüssen angefeuert wird, der ist ganz in den Banden der Faulheit verstrickt und gefesselt, und nicht werth, an ihren Belohnungen Theil zu nehmen. Vergebens werden sie ihm entgegen glänzen; sein schlaftrunknes Auge wird sich bald wieder schliessen; er wird in die Arme des Müßiggangs und an den Busen der Trägheit zurücksinken, und auf dem weichgepolsterten Bette der Unthätigkeit seine Zeit verschlummern!

Kramer.


Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1024846857/phys_0428
DFG

darf der treuherzig Glück des glän-
zendesten Staatsm iden, der seis
nes Standes weg st, alle Men-
schen für Schelme Absichten, die
durch dieses Mitte theile, die um
diesen Preis erka mmen für die
Ruhe des Lebens stehen. Ich
will lieber zehnmal zu gute Mey-
nung von jemand , als ihm ein
mal durch eine ga ynung unrecht
thun; ich bin in d ch immer weit
glücklicher als in d

Vielleicht soll blos ein Werk
der Scharfsinnigke Fehler finden,
wo keine sind. S ihren Einsich-
ten tiefer zu dring sie wissen das
verborgene Böse z d an das Licht
zu bringen. Wo erweise Tugend
und ein gutes Ver sehen sie fal-
sche Absichten und egungsgründe,
und das nennen sie Menschen und
der Welt. Es k ein Tadler von
dieser Art sich in se ar wohlgefällt,
und sein Elend ist eswegen nicht
so groß, weil es ge der Eigenliebe
versüsset wird, unt chtigkeit seiner
Denkungsart meh lkeit, als von
einer Bosheit des ret. Indessen



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1024846857/phys_0429
DFG